DEUTSCHE RUNDSCHAU

BAND CCXLIII

(April – Mai – Juni 1935)

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG


BIBLIOTEKA
ELBLĄSKA
36398
2105


Stadt-
Bibliothek
Elbing



INHALTSVERZEICHNIS

zum Zweihundertdreiundvierzigsten Bande

(April—Mai—Juni 1935)

* * *

Erich Otto Volkmann

Das geistige Gesicht des deutschen Offizierkorps in der Zeitwende

Kein Offizierkorps hat mit der Problematik unseres Zeitalters sich schwerer auseinandersetzen müssen als das deutsche. Den Anlaß gab der verlorene Weltkrieg. Nach dessen Abschluß stürzte das Offizierkorps in eine Reihe von Krisen, die es bis hart an den Untergang führten.

In diesen Prüfungen hat es sich tief gewandelt. Was sich in den Jahren 1918–20 innerhalb des Offizierkorps vollzog, war weder etwas Zufälliges noch etwas Vorübergehendes. Es war vielmehr der Bruch mit einer versinkenden Zeit und der Beginn einer neuen Entwicklung.

Am 9. November bestanden zwei Möglichkeiten: das Offizierkorps konnte sich der Revolution entgegenwerfen, auf die Gefahr hin, unter den Trümmern des zusammenbrechenden monarchischen Staates mit begraben zu werden. Oder es mußte sich von der Vergangenheit lösen mit dem Mut und dem Willen, eine neue Epoche seiner Geschichte zu beginnen. Es hat das Letztere getan.

Das Bewußtsein der ganzen Schwere der Entscheidung hat den meisten Offizieren im Augenblick sicher gefehlt. Im Laufe der nächsten zwei Jahre ist ihnen die Erkenntnis aber in vollem Maße gekommen. Es ist nicht so, daß das Offizierkorps der Nachkriegszeit sich nur als „Hüter des Erbes der Vergangenheit" gefühlt und die Reichswehr gewissermaßen als „die Traditionstruppe des alten Heeres" betrachtet habe. Vielmehr hat es sich zu dem klaren und unbeirrbaren Entschluß durchgerungen, etwas grundsätzlich Neues zu gestalten. Der Aufbau der Reichswehr, mochte er sich noch so sehr auf den großen Traditionen des alten Heeres vollziehen, war nicht nur organisatorisch, sondern auch geistig ein schöpferischer Akt.

Die Entscheidungen drängten sich in den drei Jahren 1918–1920 so stark zusammen, daß man ein ziemlich vollkommenes Bild von der Problematik und der Art der Auseinandersetzung und weiterhin auch von der spezifischen Geistigkeit des Offizierkorps und seiner moralischen Haltung erhält. In jedem Falle wird hier die Möglichkeit gegeben, zu einem klaren Urteil und zu innerem Verstehen zu gelangen.

Die große Krise des Offizierkorps in den ersten drei Jahren nach dem Kriege äußerte sich in einer Reihe von Erschütterungen, von denen jede ihr besonderes Gesicht trug und die Frage um Sein oder Nichtsein von einer anderen Seite her stellte.

Die Katastrophe nahm ihren Anfang in den Spätsommermonaten und im Herbst 1918. Sie begann mit einer zunehmenden Störung des auf

Disziplin aufgebauten traditionellen Vertrauensverhältnisses zwischen Offizier und Mann, die allmählich zu einer Vertrauens- und Führerkrise anwuchs, und endigte in offener Feindschaft, in der Auflösung des alten Heeres, in einer fast vollkommenen Isolierung des Offizierkorps und in der Herrschaft der Soldatenräte.

Die inneren Ursachen dieses Vorganges sind bekannt. Sie liegen auf verschiedenen Gebieten. Das Volk war halb verhungert, durch das Übermaß des Krieges überanstrengt, seelisch tief ermattet. Die politische und militärische Leitung befanden sich in Disharmonie. Es fehlte die überragende Persönlichkeit eines großen Führers, der alles mit seiner Energie überstrahlte. Es fehlte der Staatsmann. Pazifistische und marxistische Elemente hatten die schwächeren Teile des Volkes aufgewühlt; sie trieben fast offen Defaitismus und predigten Ungehorsam, Feigheit und Landesverrat. Diesen Einflüssen war das deutsche Volk nicht mehr gewachsen. In der Stunde, als äußerste Disziplin alles bedeutete, konnten Verräter den Aufruhr im Lande entfachen und Teile der Wehrmacht zur Meuterei verführen.

Es ist später dem Offizierkorps oft vorgeworfen worden, daß es selbst die Hauptschuld an der Vertrauens- und Führerkrise getragen habe. Es habe die Ziele des Krieges überspannt; es sei mit veralteten sozialen Anschauungen und angekränkelter Moral in den Weltkrieg gegangen. Zwischen Offizier und Mann habe längst eine starke Entfremdung bestanden. Im Kriege seien die sozialen Mißstände dann erst recht zutage getreten.

Dieser Gegenangriff ist nicht ungeschickt. Er wirft Richtiges und Falsches zusammen und kann dadurch verwirrend wirken. Es besteht keine Möglichkeit, hier näher auf diese Dinge einzugehen. Nur so viel soll gesagt werden, daß kein Verständiger die Fehler leugnen wird, die im alten Offizierkorps bestanden haben. Sie sind längst erkannt, und die junge Reichswehr hat sich bemüht, sie auszuschalten. Dagegen aber muß schärfster Einspruch erhoben werden, daß man Mängel, die schließlich allem Gesunden anhaften, verfälscht in eine „schwere organische Erkrankung". Der Verlauf der Ereignisse selbst widerlegt diese Behauptungen auf das Schlagendste. Es ist richtig, daß am 24. Dezember 1918, den man als den Höhepunkt der militärischen Krise bezeichnen kann, die Truppen in Berlin den Offizieren den Gehorsam versagten und auseinanderliefen. An diesem Tage unterlag der Rest der alten Armee, alles in allem nicht mehr als tausend Mann, in der „Schlacht vor dem Königlichen Schloß" in Berlin einem zusammengelaufenen Haufen, der sich rote Matrosendivision nannte. Aber ein halbes Jahr später, im Juni 1919, existierten keine roten Matrosendivisionen und keine roten Soldatenräte mehr. Das Offizierkorps stand damals wieder an der Spitze von 450000 Mann disziplinierter Truppen, die soeben den radikalen Marxismus zu Boden geschlagen hatten und bereit waren, auch den Verzweiflungskampf gegen das Versailler Diktat aufzunehmen.

Die radikalen Vertreter der neuen Weltordnung hatten in dieser Zeit wahrhaftig nichts unterlassen, um das Volk gegen die Offiziere aufzuhetzen.

Sie hatten sich eifrig um die Aufstellung proletarischer Wehrverbände und eines proletarischen Offizierkorps bemüht. Aber sie erwiesen sich als unfähig hierzu. Es ist nicht so leicht, ein neues Führerkorps aus dem Boden zu stampfen, vollends ein militärisches. Daran sind schon viele gescheitert. Die Sieger der Novemberrevolution konnten nicht einmal verhindern, daß die alten Soldaten, die von ihren Offizieren angeblich so geschunden, belogen und betrogen worden waren, ihnen in hellen Haufen wieder zuliefen. Es zeigte sich ganz offensichtlich, daß die Idee, die das Offizierkorps vorlebte, die Idee jener strengen spezifisch militärischen Pflicht- und Ehrauffassung, jener harten, oft rauhen Disziplin, jener unerbittlichen Forderung bedingungsloser Opferbereitschaft und, als Wesentlichstes, die Bejahung der Notwendigkeit eines auf Leistung und Tradition aufgebauten, in diesem Sinne aristokratischen Führerprinzips im Volk tiefer wurzelte als die demokratische Lehre der Freiheit und Gleichheit aller.

Der Staat von Weimar, der aus dem Chaos der Revolution als Sieger hervorging, besaß Klugheit genug, aus den Ereignissen zu lernen. Er machte seinen Frieden mit dem Offizierkorps, indem er die Soldatenräte, die Volkswehren und roten Kampfverbände opferte. Zu einem wahrhaftigen Vertrauensverhältnis des Offizierkorps mit diesem Staat konnte es trotzdem nicht kommen. Dazu lagen keine inneren Möglichkeiten vor. Es ist auch kein wirklich ernster Versuch gemacht worden, das Offizierkorps für den neuen Staat zu gewinnen und seine geistige Haltung zu beeinflussen und zu ändern. Hier ist im Sinne des republikanischen Staates ein entscheidendes Versagen festzustellen. Die „Aussöhnung" zwischen Staat und Offizierkorps, das „Bündnis", der endgültige Verzicht auf die Bildung eines „demokratischen Führerkorps" waren doch nur schwache Aushilfen. Man kann hierin keinesfalls einen Sieg des Weimarer Staates über die Offiziere erblicken; viel eher war es eine Kapitulation vor Kräften, deren er nicht Herr werden konnte.

So endete die Führerkrise schließlich damit, daß das Offizierkorps sich behauptete. Es hat von seinen Grundsätzen dabei kaum etwas zu opfern brauchen: das aristokratische Führerprinzip im oben umschriebenen Sinne des Wortes blieb unangetastet; auch der Begriff der „preußischen Disziplin" blieb der gleiche; und für das richtige soziale Verhältnis zwischen Offizier und Mann genügte es, gewisse Rückständigkeiten auszumerzen.

Viel schwerer waren die Opfer auf einem anderen Gebiet.

Kehren wir zum 9. November zurück, an dem die zweite Erschütterung über das Offizierkorps hereinbrach, die seine Existenz fast noch stärker bedrohte als die Vertrauenskrise. Es bedarf keiner Erörterung, was der Sturz der Monarchie für das Offizierkorps bedeutete. Der monarchische und nationale Gedanke waren für den Offizier von jeher eine unlösbare Einheit, ein Auseinanderreißen schien undenkbar. Dennoch ist die Trennung am 9. November zu einer unerbittlichen Forderung geworden. Das Offizierkorps

stand an diesem Tage vor der Frage, ob es sich mit der Monarchie solidarisch erklären solle, um sie zu retten oder mit ihr unterzugehen. Diese Frage ist von den führenden Männern verneint worden. Ob der Entschluß richtig oder falsch war, steht in diesem Zusammenhang nicht zur Erörterung. Hier handelt es sich darum, wie sich das Offizierkorps mit der moralischen Belastung abfand. Es war eine äußerste Probe auf seine Disziplin. Ein Riß, eine Spaltung hätte es unfehlbar so geschwächt, daß es der marxistischen Revolution nicht mehr Herr geworden wäre.

Rückblickend scheinen uns die Dinge sehr klar. Wir erkennen, daß es sich damals um eine große geschichtliche Entscheidung handelte. Für die Offiziere aber, die noch vor dem Feinde standen, deren ganzer Sinn darauf gerichtet war, die militärische Katastrophe abzuwenden, war das nicht so offenkundig. Das Fundament ihres Berufes und ihres ganzen Lebens geriet ins Wanken. Sie stürzten in eine furchtbare Gewissensnot. Sie erfaßte jeden einzeln und persönlich. Aber der Einzelne war nicht Herr seiner selbst. Er war an das allgemeine Schicksal verloren, aus dem er sich nicht heraus-retten konnte. So blieb für einen Menschen seiner Erziehung und Haltung nur der eine schwere Weg: Gehorsam zu üben.

Das Offizierkorps hat sich geschlossen dem Entschluß der Männer an seiner Spitze gefügt. Trotz des unermeßlichen Druckes, unter dem dieser Akt der Disziplin zustande kam, bleibt es ein beispielloser und fast befremdlicher Vorgang, der seine letzte Erklärung wohl darin findet, daß der Gedanke der Verpflichtung an die Monarchie im innersten Bewußtsein der Offiziere bereits überstrahlt wurde durch den Gedanken der Verpflichtung an die Nation.

Damals, am 9. November, mag die Entscheidung den meisten Offizieren nur als vorläufig erschienen sein, die zu gegebener Zeit rückgängig gemacht werden könne und müsse. Im Laufe der beiden nächsten Jahre aber haben sie sich überzeugt, daß es sich um vorläufig Unabänderliches handelte. Sie haben sich damit abfinden müssen, dem gleichen Staat weiter zu dienen, der den König abgesetzt hatte. Sie mußten die moralische Kraft aufbringen, diesen Dienst in einer ehrlichen und loyalen Weise zu tun. Wer das Offizierkorps kennt, weiß, wieviel Tragik hier verborgen lag. Es ist aber festzustellen, daß das Offizierkorps Festigkeit genug besaß, um auch an dieser Krise nicht zu zerbrechen.

Während die Offiziere noch mit ihren Gewissenszweifeln rangen, während sie zu gleicher Zeit einen Kampf auf Leben und Tod mit den radikalen revolutionären Kräften des Marxismus auszukämpfen hatten, stieg drohend bereits die dritte und schwerste Prüfung vor ihnen auf, der Versailler Vertrag. Er degradierte das deutsche Heer zu einer Militärmacht untersten Ranges und, was fast noch schlimmer war, er entehrte das Heer und das Offizierkorps tödlich; denn er zwang es zur Preisgabe von Begriffen soldatischer und nationaler Ehre – zum Beispiel in der Auslieferungsfrage des

Kaisers und der militärischen Führer — ohne die es bisher nicht geglaubt hatte, leben zu können.

Bekanntlich haben damals im Offizierkorps sehr starke gegensätzliche Auffassungen darüber bestanden, ob man angesichts der unerträglichen Bedingungen nicht einen letzten Verzweiflungskampf entfesseln müsse. Die Erkenntnis, daß in einer solchen Lage die militärischen Möglichkeiten und Aussichten nicht allein ausschlaggebend sein dürften, und daß ein entehrtes Volk sich schwerer wieder aufrichten könne als ein solches, das auf jede Gefahr hin seine Ehre wahre, ist im ganzen Offizierkorps damals verbreitet gewesen. Auch darüber waren die Offiziere sich klar, daß ihnen unter den vorliegenden Umständen in erster Linie die Verantwortung für die Wahrung der Ehre der Nation zufiel. Sie waren durchaus bereit, den letzten Gang zu tun. Als dann aber die Entscheidung der Staatsführung und der Volksvertretung sowie der obersten militärischen Führer für die Unterwerfung fiel, hat das Offizierkorps sich wiederum gefügt. Die heroische Geste der Auflehnung, zugleich gegen die äußeren Feinde und gegen die Regierung des eigenen Volkes, ist nicht gefunden worden.

Auch in diesem Falle kommt es hier nicht auf die Beurteilung des Entschlusses an sich an, sondern darauf, wie die Offiziere sich mit ihm abfanden. Es ist wiederum festzustellen, daß die Disziplin auch dieser Belastung standhielt, daß alle Offiziere ohne Ausnahme Gehorsam gegen den Befehl von oben übten.

Viele haben auch ohne das äußere Diktat von Versailles, aus innerstem Zwang, damals den Abschied genommen. Von dem Rest, der blieb, wird man sagen können, daß in ihm vorzugsweise die Elemente sich zusammenfanden, die den stärksten Glauben an die unzerstörbare Kraft des deutschen Volkes hatten und die dementsprechend das Weiterdienen, selbst unter den schwersten Bedingungen, für eine nationale Pflicht hielten. In diesem gläubigen Kern ist dann die große Tradition der alten Armee hinübergetragen worden in die neueste Epoche unserer Geschichte.

Dieser Ausgang der Krise kann auch die versöhnen, denen die kampflose Unterwerfung unter das Diktat von Versailles eine untragbare Belastung der Offiziersehre erschien und die den Untergang einem Zustand der Ehrlosigkeit vorgezogen hätten. Wenigstens hatte dem furchtbaren Opfer ein tiefer Sinn zugrunde gelegen.

Nach der Annahme des Versailler Vertrags galt es, sich in der harten Wirklichkeit zurechtzufinden. Es war nur natürlich, daß dieser Prozeß sich unter heftigen Reaktionserscheinungen vollzog. Sie gipfelten im Kapp-Putsch. Der Kapp-Putsch war eine krampfartige letzte Auflehnung gegen alles, was im Verlauf dieser zwei Jahre dem Offizierkorps zugemutet worden war. Seine Registrierung als „politisches Verbrechen", als eine „Torheit", die in dem Gehirn politischer Wirrköpfe und reaktionärer Offiziere ausgeheckt und von Abenteurern miserabel durchgeführt worden sei, geht an dem Kern

des Vorganges vorbei. Nicht das Zufällige der Persönlichkeiten und des Geschehens ist hier das Entscheidende, sondern die inneren Zusammenhänge, die zwischen dem 9. November 1918 und dem 13. März 1920 bestehen. Es rangen sich hier Überzeugungen gegeneinander ab. Sie mußten sich abringen, damit das Offizierkorps innerlich ganz frei wurde.

Teile des Offizierkorps haben bei dieser Gelegenheit, zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Heeres, mit den Mitteln der Gewalt die Staatsform angegriffen. Über die Frage, ob dies berechtigt sei, ist es innerhalb des Offizierkorps zum Bruch gekommen, der zwei Jahre lang mühsam vermieden worden war.

Es könnte ein Zweifel entstehen, ob nicht ein Widerspruch bestand zwischen dem Verhalten der Offiziere in den ersten Monaten der Revolution, in denen sie entscheidend in die Kämpfe eingriffen, und ihrem Verhalten beim Kapp-Putsch, bei dem die Mehrzahl sich gegen eine Einmischung in die innere Entwicklung erklärte und dem Staat, dessen derzeitige Form man doch nur widerwillig ertrug, sogar das Recht zubilligte, ihre aufrührerischen Kameraden als Staatsverbrecher abzuurteilen.

Dazu ist zu sagen, daß die Umstände in beiden Fällen sehr verschieden lagen. Dort eine Revolution, die deutlich auf den Bolschewismus lossteuerte, also Staat, Volk und Reich im bisherigen Sinne des Wortes unmittelbar bedrohte; hier ein immerhin konsolidiertes neues Staatswesen, das von der Mehrheit des Volkes bejaht wurde und das jedenfalls keine unmittelbare Gefahr für den Fortbestand der Nation bildete. In dieser Lage hat bei den meisten Offizieren die Überzeugung bestanden, daß sie weder die Pflicht noch das Recht hätten, einen gewaltsamen Umsturz herbeizuführen.

Der Typus des politischen Offiziers im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist in Deutschland fremd. Der deutsche Offizier fühlt sich, bis zur äußersten Grenze des Möglichen, als Instrument der legalen Staatsgewalt. Ehrgeizige politische Generale werden es immer schwer haben, eine Gefolgschaft im Offizierkorps zu finden. Die klare, feste Auffassung über das Verhältnis zwischen Offizier und Staat liegt in der Erziehung und im Charakter des Offizierkorps so tief begründet, daß sie als politische Gegebenheit gewertet werden kann.

Noch etwas anderes tritt beim Kapp-Putsch scharf in die Erscheinung: es gab eine dramatische Minute, in der der Reichswehrminister Noske an den damaligen Chef des Truppenamts, General von Seeckt, die Forderung stellte, daß die Reichswehr der Marinebrigade Ehrhardt entgegenmarschieren und den Aufruhr mit der Waffe niederschlagen solle. Seeckt hat hier den Vertretern der Staatsautorität gegenüber ein hartes grundsätzliches Nein ausgesprochen. Reichswehr, so erklärte er, schieße nicht auf Reichswehr. Er war überzeugt, daß die äußerste Grenze dessen, wozu das Offizierkorps diesem Staat gegenüber verpflichtet sei, ohne sich selbst, seine Zukunft und den Gedanken, als dessen Träger es sich fühlte, ganz aufzugeben, jetzt erreicht sei. Indem er in dieser Schicksalsstunde den tödlichen Bruch nicht nur inner-

halb der Reichswehr-Offiziere, sondern innerhalb der Gesamtheit der Offiziere der alten Armee vermied und die Möglichkeit eines späteren Wiederzusammenfindens aller offen hielt, bewahrte er dem deutschen Volk eines der stärksten Elemente seiner Kraft. Noske begriff das nicht; er wollte sich in seiner Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schießen. Er zeigte damit nur, daß sich hier zwei Welten gegenüberstanden, die sich eben nicht verstehen konnten.

Alles dies liegt an einer äußersten Grenze. Es wäre müßig, der Handlungsweise Seeckts mit Gründen der Moral, der Vernunft oder Logik nachforschen zu wollen. Man wird den Dingen näher kommen, wenn man die Erklärung in den Untergründen eines Instinkts sucht, der letzte Grenzen ertastet.

Später, in den Jahren 1923 und 1924, während der Inflationskatastrophe und des Ruhrkampfes, ist Seeckt noch einmal vor eine schwere Entscheidung gestellt worden. Auch damals war, ähnlich wie im Jahre 1918, der Tatbestand einer höchsten Reichsgefahr gegeben. Wiederum stand das Reich unmittelbar am Abgrund. Reichspräsident Ebert selbst hatte aus einem Gefühl der Ohnmacht heraus, zu einer Art vorübergehender, verschleierter Militärdiktatur seine Zustimmung gegeben. Seeckt hätte die Macht festhalten und den Versuch machen können, den Staat neu zu gestalten. Aber er verzichtete darauf.

Man wird darüber streiten können, ob hier von einem Führer eine geschichtliche Gelegenheit verpaßt worden ist. Den Gesichtspunkt aber wird man zu Recht bestehen lassen müssen, daß das Offizierkorps wohl in Zeiten schwerster Gefahr dazu berufen sein kann, in das innere Leben der Nation einzugreifen, eine Militärdiktatur als Dauerzustand aber ist ein Experiment, das nur ein König oder ein Staatsmann von Gottes Gnaden wagen sollte.

Versucht man, den innersten Sinn der vier Krisen der Jahre 1918 bis 1920, aus denen uns das Gesicht des Offizierkorps wandlungsfähig, aber mit ewig gleichen Grundzügen entgegenleuchtet, noch einmal in wenigen Worten zusammenzufassen, so wird man sagen können, daß es trotz furchtbarer Niederlagen und Einbußen die wichtigsten Positionen seiner Weltanschauung und Berufsauffassung hat halten können. Ein wertvoller Bestandteil seiner Traditionen, eine Unsumme von seelischen und geistigen Kräften ist in die neue Zeit hinübergerettet worden. Es hat sich bei alledem ein schöpferischer Akt vollzogen, der vielleicht — die Zukunft wird es lehren — die Fortsetzung des Werkes Friedrich Wilhelms I. und Scharnhorsts und Gneisenaus bildet.

Will man aber feststellen, was dem Offizierkorps die Kraft dazu gab, so wird man vom Anfang bis zum Ende von der Disziplin reden müssen. Die Disziplin bewahrte das Offizierkorps vor dem Zerfall, die Disziplin machte es unbesieglich; die Disziplin sicherte ihm über alle Zweifel und Irrtümer hinweg seinen festen Platz im Staat. In dieser geistigen und moralischen Haltung gab das Offizierkorps der ganzen Nation ein edles Beispiel.

Fritz Klein

Bismarck, Zum 120. Geburtstag

Die Mode der Geburtstagsreden und Totenbeschwörungen ist abgenutzt. Eine Flut sentimentaler Erinnerungen überschwemmt von Zeit zu Zeit die deutschen Druckschriften. Man hat gelegentlich den Eindruck einer Industrialisierung der nationalen Heldenverehrung durch pfiffige Auswertungen des Terminkalenders. Bismarcks zu gedenken ist jedoch für das politisierte Volk Pflicht und von Nutzen. Der schnelle Schritt der Zeit, die Umwälzungen, die wir innerhalb und außerhalb des Vaterlandes erleben, haben vielfach zu einer neuen Versenkung in die Geschichte geführt. Das ist das Gegenspiel eines tatenfrohen und vorwärtsstürmenden Zeitalters, das sich die Aufgabe gesetzt hat, ein neues Reich, eine neue Ordnung der gesellschaftlichen und politischen Beziehungen der Menschen zu begründen. Wir meinen nicht jene unmännliche, müde Entsagung, die sich aus dem Ringen der Gegenwart in die Vergangenheit flüchtet, weil diese abgeschlossen ist und ihre Probleme zu würdigen keines Einsatzes bedarf; sondern wir denken an tätige Anteilnahme am Schicksal der Nation, an das bewußte Mühen um die Einordnung in den Fluß des Geschehens, an den Willen, sich, auf noch so bescheidenem Platze, mitverantwortlich fühlen zu können – aus Nationalgefühl und Idealismus, aber auch aus der Einsicht in die Vielfalt der Bedürfnisse der Nation, die keines guten Armes entbehren kann. So ist das Gedenken an Bismarck eine Ehrenpflicht der Deutschen, aus deren Erfüllung immer wieder Erkenntnisse von bleibendem Werte entstehen.

Bismarck als die größte Gestalt, die das deutsche Volk im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist dem Streit der Parteien längst entrückt. Es kann sich nicht mehr darum handeln, sein staatsmännisches Tun zu „erklären", seine titanenhafte Persönlichkeit mit dem Maße der Nachfolger zu messen, sein Menschentum, seinen Haß und seine Liebe, zu zergliedern, – aufzuzeigen, weshalb sein Werk nach – geschichtlich gemessen – so kurzem Wert in Trümmer fiel. Diese Aufgabe kann als gelöst gelten. Ungehoben aber ist noch für das Allgemeinbewußtsein der Nachfahren der Schatz politischen Erbgutes, das der erste Kanzler des Kaiserreiches uns hinterließ. Bismarck als Vorbild und Lehrer steht der Nation noch immer nicht so deutlich vor Augen, wie es der Vaterlandsfreund wünschen möchte. Die staatsmännische Weisheit, die er besaß und erwarb, ist in ihrem bleibenden Bestand noch nicht zum Gemeinbesitz der Nation geworden. Insbesondere die Jugend kann nicht aufgeschlossen und wißbegierig genug in seine Schule gehen. Sie wird Zeitgebundenes in seinem Werke von dem für heute und für absehbare Zukunft Gültigen mit Liebe und der Demut vor dem Genius zu scheiden haben. Aber der Rest, der übrigbleibt, ist ein gewaltiges Stück politischer Wahrheit und staatsmännischer Größe.

Wenn wir die „Gedanken und Erinnerungen" durchblättern, finden wir immer wieder nicht nur eine meisterhafte Leistung klassischer deutscher Prosa, die schon aus diesem Grunde dem heranwachsenden Geschlecht nähergebracht werden muß, sondern es erschließt sich uns eine solche Fülle abgeklärter politischer Weisheit, soviel prophetische Sehergabe, daß uns der heiße Atem der Leidenschaft, der viele Teile des großartigen Buches bewegt, zugleich erhebt und erschüttert. Hier spricht, auf dem Gipfel des Lebens, ein einzigartiger Politiker zu uns, dessen Grundauffassung vom Staat und von den Beziehungen der Nationen, von der Rolle Preußens und des Reiches von jedem Deutschen aufgenommen werden sollte als ein köstliches und unvergleichliches Vermächtnis. Wir sehen den Junker sich in einem gegebenen Augenblick der ministeriellen Verantwortung mit der Begründung entziehen, daß – in späterer Zeit „der Ruf leichtfertiger Gewalttätigkeit", in dem er stehe, vom König von Preußen mit besserem Nutzen in die Waagschale der Entscheidung geworfen werden könnte. Wir erleben mit ihm den Frankfurter Bundestag, die Hofgesellschaft und das ränkevolle diplomatische Spiel in Wien, Petersburg und Paris. Wir folgen ihm in seinen Gesprächen mit Napoleon III., in denen dieser für ein preußisch-französisches Bündnis wirbt, sind gepackt von der Klarheit der Gedanken und der Zielsicherheit des Willens, die sich in den Briefen an den General v. Gerlach über die Notwendigkeit aussprechen, preußische und deutsche Politik ohne Rücksicht darauf zu treiben, ob Grundsätze wie Legitimität und fürstliche Ebenbürtigkeit in anderen Ländern zur Geltung kommen oder nicht. „Weder die Erinnerung an die Eroberungssucht des Onkels, noch die Tatsache des ungerechten Ursprungs seiner Macht berechtigt mich also, den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen als den ausschließlichen Repräsentanten der Revolution, als vorzugsweises Objekt des Kampfes gegen dieselbe zu betrachten . . ." „Schlagen Sie mir eine andere Politik vor, und ich will sie ehrlich und vorurteilsfrei mit Ihnen diskutieren; aber eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute ebenso gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Amboß, wenn wir nichts tun, um Hammer zu werden. Den Trost des „victa causa Catoni placuit" kann ich ihnen nicht zugestehen, wenn sie dabei Gefahr laufen, unser gemeinschaftliches Vaterland in eine victa causa hineinzuziehen." Wir sehen Bismarck in der auswärtigen Politik zum Staatsmann heranwachsen, zu den drei Kriegen raten und sie nicht nur im richtigen politischen Zeitpunkt beginnen, sondern auch mit der Voraussicht und den Zugeständnissen beenden, die das erstrebte und nun erreichte Ziel nach menschlichem Ermessen am besten sichern. Sein Albdruck der Koalitionen steigt schließlich auf, und wir empfinden stellenweise die beängstigende Gegenwartsnähe der Erwägungen, aus denen sich für Bismarck der Dreibund und sein Verhältnis zu Rußland wie zu England ergaben.

Aber was sollen diese Andeutungen, die man nach der innerpolitischen Seite noch ergänzen müßte – von Bismarcks Haltung als Gutsherr von

Schönhausen in der Revolution von 1848 bis zum Konfliktsministerium und der denkwürdigen Stunde im Park von Neubabelsberg, von den Kämpfen „zwischen Koblenz und Sanssouci", über die Beziehungen zu König Ludwig II. von Bayern, über Versailles und den Kulturkampf bis zu dem Bruch mit den Konservativen, dem Arnimprozeß – und dem Ausklang dieses großen Lebens in der Gegenüberstellung und dann dem Bruch mit dem jungen Kaiser. Man könnte seitenlang zitieren, volkspsychologische Erkenntnis, Vasallentreue und staatsmännisches Bewußtsein der Selbstverantwortung, Lob und Kritik unseres Nationalcharakters nebeneinandersetzen. Wie bitter urteilt Bismarck über den deutschen Parlamentarismus: „Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die anderen sind bestimmt auch nicht klüger als die Blüte unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamteile in voller Nacktheit als mustergültig an die Öffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhn alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele gibt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andre, und deshalb sich bescheiden und schweigen." – Aber nicht der einzelne politische Glaubenssatz, so sehr man in ihm das vulkanische Temperament des Riesen erkennt, nicht diese oder jene Episode, mag sie den Glanz des Geistes und die Wirkung überwältigender Staatsmannskunst noch so klar offenbaren, gehen uns heute in erster Linie an, vielmehr die Gesamterscheinung dieses führenden Staatsmannes Europas, der Preußen-Deutschland zum höchsten Ruhm und einem Ansehen in der Welt geführt, das in unserer Geschichte bis dahin nicht erreicht war. Politik ist eine Kunst, keine Wissenschaft; man kann sie nicht „lernen"; aber ihre Grundbegriffe und Grundhaltungen sind beständig; sie ändern sich in größeren Zeiträumen, als der einzelne Mensch in seinem tätigen Leben überblicken kann.

So möge die Erinnerung an den Großen von Friedrichsruh in veränderter Zeit dem kraftvollen Bestreben dienen, die deutsche Nation wieder in Form zu bringen, ihre Zukunft auf dauerhafte und feste Grundlagen zu stellen, die Sehnsucht unseres Volkes nach Glück und Frieden durch die Erfahrung vergangener großer Zeiten zu festigen, damit unser nationaler Daseinskampf keines der Mittel ungenützt läßt, die ihm zur Verfügung stehen. „Patriae inserviendo consumor" – Bismarck, welches stolze Beispiel des Dienstes am Vaterland!

Robert Wilbrandt

Bismarck mit den Augen Lenbachs gesehen

Wer Japan bereist, besucht vor allem Nikko, das japanische Nationalheiligtum: das Grabmal des großen Tokugawa, der Japan einigte — des japanischen Bismarck. Eine Welt von Tempeln, dem Helden geweiht. Durch stille Waldungen aufwärts, unter gewaltigen Kryptomeren hinauf, bis die letzte Stufe erklommen wurde — und ergriffen stehen wir vor der Grabstätte, vor den buddhistischen Symbolen in ihren japanischen, leichtgeschwungenen Linien, den immer wiederkehrenden, die so viel auszudrücken vermögen. Was ist uns Tokugawa? Doch, man kann sich dem Eindruck nicht entziehen. Es ist dem kunstbegabten, naturverbundenen, heroischen Volk gegeben, seine Heldenverehrung auszudrücken: so daß man mitempfinden muß.

Beschämt betreten wir das Kapellchen in Friedrichsruh. Hat das 19. Jahrhundert die Gabe der Ausdrucksfähigkeit bei uns zerstört? War alles das, was Nikko zeigt, durch Intellektualismus ausgerottet?

Nun, es lebte als Zeitgenosse ein Mann, der dasselbe Farbenbedürfnis wie die Japaner hatte. Wie ihre Heldentempel in Nikko, so hat er sein Haus in München ausgemalt, hoch auf der Leiter stehend, wie einst Michel Angelo nach oben pinselnd; da war er ganz in seinem Element. Noch heute ist dieses Lenbach-Haus von dem Zauber der Schönheit erfüllt, die der Meister ausstrahlen mußte, in Räumen und Bildern. Wie er einst in Rom einen Palazzo gemietet hatte, um mit seinem Malerauge die Räume zu genießen, so hat er in München das italienische Landhaus hinterlassen, das seinen Geist verkörpert.

Und dieses Haus ist — Galerie, Sammlung von Bildnissen, die sein Beruf geworden sind, seit der Schrobenhausener Bauernbub zwar einen Hirtenbuben in der Campagna, dann aber nur noch Köpfe — genauer: Augen — geschaffen hat, ohne Campagna. Die Natur versank. „Laßts mi aus mit den faden Vesuv", sagte er in Neapel. Ähnlich wie die Haizinger, das Theaterkind noch im höchsten Alter, in Gmunden einen Blick auf den Traunstein verschmähte: „Den hab ich schon beim Laroche gsehe." Schaffende, denen die wirklichen Erlebnisse — wie einst für Sokrates — nur die Menschen sind, mit denen sie sich in ihrem Beruf zu befassen haben.

So hatte unser Held in Friedrichsruh den Künstler in München, der ihn immer wieder malte, zum Interpreten, zum Verkünder und zum Erwecker der ihm zujubelnden Heldenverehrung. Sie stieg um so höher, auch bei den Gegnern, je weiter die Kämpfe zurücklagen, das Dankgefühl und die Bewunderung überwiegen konnten, und je mehr man seiner ansichtig wurde.

Ludwig Thoma hat das von einem rabiaten Alten in Bayern entzückend erzählt, wie er den Gehaßten schließlich — bei einer Minute Aufenthalt von Bismarcks Zug in seinem Stationchen — aus dem Kupeefenster herausschauen sah und von Stund an bekehrt war.

So war Lenbach Bismarcks Prophet, indem er ihn malte. Immer wieder. Sein größtes, sein weltgeschichtliches Objekt. Dem er aber nicht als Fremder nahte, nur zu „kalt staunendem Besuch", sondern kongenial, als Freund. Ist er doch mehr und mehr in Friedrichsruh zu einem Sohn des Hauses geworden. Ich selber verdanke dem ein Jugenderlebnis: einen Abend bei Bismarck.

Franz Lenbach war — seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts — mit meinem Vater Adolf Wilbrandt innig befreundet. Der Maler und Dichter Arthur Fitger hat in dem Buch, das die Freunde und der Verlag Cotta meinem Vater zum 70. Geburtstag widmeten, die römische Tafelrunde geschildert, der diese Freundschaft entstammte. Lenbach präsidierte als der überlegene Kopf, witzig, voll urbehaglichen Humors. Der gewann ihm die Herzen — sein eigenes, so warm und feurig wie ein Freundesherz oder das eines Liebenden, eines Vaters nur sein kann, sprang hinterdrein und hielt zeitlebens fest, was sein Humor gewonnen. Ich kenne dafür ein Dokument unverbrüchlicher Wahrheit: die Briefe Lenbachs an meinen Vater. Sie ruhen im Hof- und Staatsarchiv in Wien. Mir haben sie Ergreifendes offenbart, zugleich einen Beitrag zum Bilde Bismarcks geliefert, das Lenbach nicht nur malte, sondern auch zeichnete mit wenigen Worten.

Immer wieder kehrte in den Briefen auch der Wunsch, mit meinem Vater freundschaftlich wieder am selben Ort — in München — zu hausen, immer wieder auch die Einladung nach Friedrichsruh zu Bismarck. Endlich im Winter 1890, nach Bismarcks Entlassung, ist das zur Ausführung gelangt. Die unvergeßliche Depesche enthielt die Worte: „Fürst ladet Euch, ohne Frack" — soviel weiß ich noch, das war beruhigend für den Fünfzehnjährigen, als der ich meinen Vater begleiten durfte.

Meine kleine Wenigkeit durfte sich schmeicheln, von der Geburt an in Lenbachs Briefen regelmäßig unter liebenswürdigen Betitelungen erwähnt zu werden. Der Maler war mit meiner Mutter, Auguste Wilbrandt-Baudius, wie mit meinem Vater warm befreundet, er hat sie zweimal, meinen Vater viermal gemalt; so war er auch dem Söhnchen ein Onkel. So schenkte er auch mir dieses Erlebnis. Und er sprach zu uns so offen, wie es erst heute — in weltgeschichtlichem Abstand — wiedergegeben werden kann.

An einem bitterkalten Wintertag mit schneidendem Nord-Ost sind wir, der Einladung folgend, in Hamburg mit Lenbach zusammengetroffen. Fast zu vieles war an dem Tag, der uns nach Friedrichsruh führen sollte — man müßte lernen, alle Kraft, die vollste Aufnahmsfähigkeit und Gedächtnisstärke für ein Erlebnis wie dieses weise aufzusparen. Fast erschöpft kam ich nach all den Eindrücken zu dem größten, der bevorstand. Ich will versuchen wiederzugeben, was trotzdem unvergessen blieb.

Schon auf der Fahrt von Hamburg nach Friedrichsruh hat Lenbach Unvergeßliches erzählt. Es mag sich aber da manches mit dem, was wir nachher selbst von Bismarck hörten, auch vermischen. So weiß ich von einer Erzählung nicht, ob Lenbach sie übermittelte, oder ob Bismarck sie selbst zu uns aussprach. Gleichviel – sie ist charakteristisch für ein Verhältnis der Treue: zwischen ihm und dem alten Kaiser. Diesem ist einst – es ist nicht erfunden! – hinterbracht worden, Bismarck habe Attentatsgelüste gegen ihn, den Kaiser. Der alte Herr erzählt das Bismarck. Dieser bittet, Majestät möge ihm doch alles sagen, was bei ihm gegen Bismarck vorgebracht werde. Darauf der alte Herr: „Mein lieber Bismarck, da reichte ja das Jahr nicht aus."

Mit Sicherheit weiß ich, daß Lenbach – diesmal konnte es Bismarck selbst nicht sein – uns im Eisenbahnkupee erzählte, wie Bismarck selbst sein Verhältnis zum alten Herrn empfand. Er brachte es auf das Gleichnis: „Das Schwerste war immer, den alten Schimmel über den Graben zu bringen." Ein Bild, etwas anders als das des „Handlangers" für „Wilhelm den Großen", anders auch als das Denkmal vor dem Schloß in Berlin.

In Friedrichsruh angelangt, hatten wir mit eigenen Augen zu sehen. Der Riese stand vor mir, seine großen Doggen – die „Reichshunde" – drängten sich an mich. Er richtete auch an den jüngsten Gast ein paar freundliche Worte. Es ging zu Tisch. Eine große Familientafel, Lenbach zu Weihnachten und zu den Geburtstagen wie zur Familie gehörig, der Fürst zu Weihnachten vierzehn Tage in „Schweningerferien", er durfte essen und trinken, was der Hausarzt, Schweninger, sonst verboten hatte. Ans Essen erinnere ich mich aber gar nicht. Ich war Auge und Ohr. Die Wahl des Weins wurde erwogen und besprochen und ergab ein Geplänkel zwischen dem Grafen Wilhelm und dem Fürsten. Die Rede kam auf den Weinhändler, der aus den Wäldern des Fürsten die Blaubeeren kaufte; der Sohn hatte bei diesem Geschäftsfreund einen Wein vorgesetzt bekommen, der nicht sehr gut war. Im übrigen starrte ich zwar zum Fürsten hinüber, saß aber zu fern, um viel hören zu können. Nach Tisch erlebten wir mit, wie der Fürst zugleich der Familie gehören konnte und der Welt. Auf einem Ecksofa, um das wir uns gruppierten, halb zurückgelehnt, durchblätterte er die Abendzeitungen, rauchte seine lange Pfeife, die dabei immer wieder ausging, und war zugleich an unserem Gespräch beteiligt, das er mit seinem trockenen Humor würzte. Langsam sprechend, die Worte suchend, daher stockend, bot er das Schauspiel, daß man seinen Geist sozusagen arbeiten sehen konnte. Er war kein „Redner". Im Reichstag der Schrecken der Stenographen, da er in unvollendeten Satzungeheuern sprach, die dann redigiert werden mußten, strömte er so die behagliche Sicherheit aus, der es auf schöngebaute Sätze nicht so sehr ankommt. Das Gespräch sprang hierhin und dorthin, immer warf er ein, was die Sache auf eine höhere Ebene – die des überlegenen Humors – hinaufhob. Man sprach vom Griechischen, suchte der richtigen Aussprache näher zu kommen, und die Gelehrsamkeit bekam einen Dämpfer. Bismarck hob den

Kopf: „Hektor", sagte er, „denke ich mir mit einem Anflug von trojanischem Akzent." Man kam auf die Revolution von 1848, und der Alte erinnerte sich des seltsamen Übereifers eines Reaktionärs, des späteren Großherzogs von . . ., der am anderen Tage noch in die Häuser der Revolutionäre stürzte und mit dem Säbel auf Frauen und Kinder einhieb: „Nun, das war ja gut gemeint, aber für einen fürstlichen Herrn doch keine geeignete Beschäftigung." Die Unterhaltung wandte sich zu den studentischen Mensuren, in denen der große Kämpfer ein glänzender Fechter gewesen war. Die Mensuren hatten sich verändert, aus Proben der Gewandtheit waren sie Mut- und Tapferkeitsproben geworden; man stand einander nun nahe und steif gegenüber, statt wie früher behende herumzuspringen, anzugreifen und auszuweichen. Bismarck erzählte von seiner letzten Mensur in Greifswald. Da war eine seltsame Mütze Brauch mit einem Zipfel dran, die den überlegenen Fechter verlockte, eine besondere Probe seines Könnens zu zeigen: „Da hatte ich nun die Ambition, ihm den Tippel von seiner Mütze wegzuschlagen." Ist es ein Symbol all der Zipfelmützen, die er später abriß? Oder aber seiner mit der Gefahr spielenden Kraft? Bei jener Mensur hat der überlegene Fechter die Taktik noch rechtzeitig geändert und „abgestochen". Jetzt aber – das erlebten wir mit – war das Unheil Sieger.

Während unseres Plauderns brannte – wie Weihnachten immer noch vierzehn Tage allabendlich – in dem hohen Gemach das Lichtermeer am Tannenbaum, und die Fürstin saß, still für sich allein in den Baum blickend, von der Gesellschaft fern. Ihr mochte der Baum viel sagen, sie war fromm, der gute Geist des Hauses; für mein Gefühl aber drückte ihr Schweigen aus, was als Stimmung über dem Hause lag, wenn es auch von niemand berührt wurde: Bismarcks Entlassung. Wir waren bei dem gestürzten Kanzler.

Keine Miene des Fürsten verriet uns, was in ihm vorgegangen. Ein Lenbachbild hat es festgehalten, das damals dort entstand. Bismarck in Kürassieruniform, sitzend, der Körper wie eine kaum ausgestopfte Puppe, das Gesicht aber, der Ausdruck – ergreifend, ja erschütternd. Der Blick der großen Augen wie erstaunt oder ergrimmt in die Ferne gerichtet. Da sprach sich schweigend aus, was er durchlitten. Mit den Augen Lenbachs mehr als mit den eigenen habe ich so das Schicksal des Mannes gesehen.

Es wurde von Lenbachs geistiger Überlegenheit gescherzt, die er auch mißbrauche, um allerhand Karikaturen von den Leuten zu machen. Wir erfuhren, daß „Karikaturen" der Scherzname für all die Bildnisse war, die er von dem Fürsten malte. Eine Welt von Bismarcks!

Wir kehrten in den Alltag zurück. Doch im Leben meines Vaters war kein Alltag. In seiner Seele lebte der Held. Wie er einsam spät auf und ab wandelnd noch einmal das Glas ergreifen und auf Friedrich den Großen trinken konnte, so war er von Bismarck nie ganz fern. Zu jedem 1. April telegraphierte er ein Huldigungsgedicht. Er war Bismarckianer mit einer Inbrunst, Leidenschaft, Dankbarkeit, wie nur der junge nationale Fanatiker,

als der er einst für Schleswig-Holstein und für die Reichseinigung warb, hatte werden können. Mein Vater bekannte sich als einer, dem Bismarck erst die Möglichkeit, zu leben, frei zu atmen gegeben hatte. Die Schmach der Ohnmacht, der Zersplitterung dieses gewaltigen, aber so unpolitischen, immer hadernden und sich zerfleischenden deutschen Volkes, das war die Qual seiner Jugendjahre gewesen. Er hatte sich in fieberhafter Arbeit aufgerieben, seine Nerven zerstört, um – mit Brater in München die „Süddeutsche Zeitung" redigierend – die sprödesten Stammesherzen für die Einigung zu werben. Bismarck hat ihn erlöst.

Ich habe in meinem Buch „Sozialismus", dessen Zueignung an meinen Vater das Verhältnis zwischen Vater und Sohn erzählt und auf das zwischen dem deutschen Volk und seinem jüngsten, ärmsten Sohn, dem Proletariat, anwendet, die Rückkehr dieses Enterbten in das Vaterhaus des Volksganzen erträumt, doch auch jenem Fanatismus der Bismarckverehrung, wie sie meinen Vater erfüllte, ein Denkmal gesetzt. Nur in die berufensten Hände also sind die Briefe Lenbachs gekommen, in denen er uns schrieb, wie er den Mann sah, bei dem er so beneidenswert intim zum Haus gehörte.

Ist es möglich, aus Briefen auszukramen, was sie Intimstes über einen Großen erzählen?

Nun, wer auch heute noch den Abstand nicht gewann, um weltgeschichtlich die Größe zu sehen, um die es sich handelt, der lese nicht weiter. Wer einen Künstler, einen bajuvarisch spaßenden, burschikos die Sätze aufs Papier werfenden genialen Kerl nicht als solchen nehmen will, der breche hier ab. Man muß sich an den Familientisch des Bismarckenthusiasten setzen, einen Lenbachbrief mit uns öffnen, ihn kaum entziffern können, denn er ist hingehauen und ohne Löschblatt zugemacht, daher verkleckst und zusammengeklebt – das war typisch – und man muß die Augenblicksbilder als solche nehmen, nicht als Porträts.

Die Einbürgerung in Bismarcks intimsten Kreis hat 1882 begonnen. Lenbach schrieb: „Varzin, 13. August 82. Mein Geliebter ungetreuer, von Dir höre ich garnichts mehr, und ich schicke Dir diesen Wisch aufs Geratewohl, vielleicht bist Du doch in Hallein. Ich treib mich seit 8 Tagen hier herum. Der Ferscht hat mich eingeladen, und so bin ich fast an die russische Grenze geraten. Das Ungeheuer ist ungemein liebenswürdig und trägt jetzt seiner zeitweiligen Gesichtsschmerzen wegen einen fast weißen Vollbart. Morgen schiebe ich wieder ab und hoffe Donnerstag wieder in dem faden München zu sein . . . Von dem großen Mann, der hier wohnt, werde ich Dir viel erzählen. Ich war stundenlang täglich seine Schmarotzerpflanze und ich kann Dir sagen, ich bin sehr gerührt von dem Manne . . ." Das ist der Grundton, den man nicht vergessen möge: der durchaus nicht rührselige Porträtist und Menschenkenner war „gerührt von dem Manne". Wir wollen, einem Worte des Fürsten Bülow getreu, uns auch den älteren Bismarck nicht allzu idyllisch vorstellen, auch nicht zu alt, etwa „auf die Postille

gebückt, an der Seite des wärmenden Ofens" — wir kennen den Mann, der die Emser Depesche umredigierte, der die Attentate auf Wilhelm I. politisch ausmünzte, wie er es gerade brauchte, ja der — nach Erzählung Max Webers aus dem Kreis seines Vaters — einst Bennigsen in dem Augenblick beim König anschwärzte, als er ihn ins Kabinett aufnahm: um ihn nicht zu groß werden zu lassen. Wir sind uns des Machiavellismus bewußt, der mit zu der Kraft dieses Riesen gehörte. Wenn ich in Japan ein stark wirkendes Heilmittel angepriesen sah mit dem Kopf Bismarcks und den Worten „Stark wie Bismarck", so ist damit der Eindruck einer ganzen Welt wiedergegeben: das Wesentliche war die Kraft, das „Ungeheuer". Aber: der Porträtist hatte recht. Das weiß umrahmte Gesicht des Kämpfers trug die Spuren jener übermenschlichen Anspannungen, mit denen er das Rechte durchgesetzt hatte. Nun zahlte er mit Nervenschmerzen den Preis seiner Siege, die er nicht als ehrgeiziger „Politiker" — wie Plato ihn schildert — sondern als Staatsmann errungen hatte.

Lenbach ist dem Großen innerlich nahe gekommen, aber nicht seinem „Milieu". Er schreibt Ende 1888 aus Friedrichsruh: „Bin nun 8 Tage hier und habe almählich das Fortweh. Das Ungeheuer ist wie immer sehr liebenswürdig, aber erstens hasse ich das Landleben und zweitens muß man zu oft ‚fressen' und ‚trinken' und zuviel." Es war die Tradition des Gutsherrenhofes, auch des Korpsstudententums, was Lenbach fremd blieb. München, das er „Bieranien" nannte, war ihm darin ebenso fremd; obwohl es die Stadt war, die er brauchte.

Was in den Briefen immer wiederkehrt, ist Lenbachs eigenster Ausdruck für Bismarck: „das Ungeheuer". So lud er uns 1890 wieder mit der Begründung ein: „Natürlich wäre es reizend, wenn Du herüberkämst mit Robertln. Wäre doch für Deinen Sohn ein Eindruck fürs ganze Leben, das Ungeheuer in seiner Höhle gesehen zu haben." Das „Ungeheuer"! Es ist, als wolle er den Großen, den Löwen, ein bisserl streicheln, während er so von ihm spricht. Und er illustriert in demselben Brief die Richtigkeit seines Ausdrucks: „Alles ist wohl und munter. Die Fürstin wird Dir auch gut gefallen, sie ist eine seelengute Haut, was man sagt. Heute wurden alle letzten Ereignisse, auch die so erfreulichen in der Schulenquete nebst der famosen Unterschrift unter die kais. Photogr. für Gosler durchgenommen, die der Fürst mit soviel Wohlwollen durchkritisiert hat, daß, wenn ich nur die Hälfte Dir mitteilen würde, ich vier Jahre Spandau zu gewärtigen hätte." — Aus jener „Höhle des Ungeheuers" dürfte auch der Grundton eines Briefes aus München stammen, in dem Lenbach 1892 meinem Vater schreibt: „Wie gehts Deinem Sohn? Erziehe ihn doch zum Präsidenten, der . . . . obenauf treibts doch noch soweit, daß wir nächstens Republik haben werden." Und so lustig das klingt — und so weitschauend, im Jahre 1892! — der Untergrund ist bitter ernst, denn wir sehen den Alten im Sachsenwald dahinter, der sein weltpolitisches Lebenswerk in Dilettantenhänden dahinschwinden fühlt . . .

Diese hier erstmalig veröffentlichte Skizze Lenbachs ist während eines kleinen Frühstücks entstanden, zu dem Bismarck auch den damaligen mexikanischen Gesandten in Berlin, Vargas, eingeladen hatte. Nach Tisch wurde sie dem Gesandten, der ein großer Verehrer Bismarcks war, vom Gastgeber zum Geschenk gemacht





Freilich, der Riese selbst stand aufrecht, noch 1894 schreibt Lenbach aus Friedrichsruh: „Schade, daß Du, teurer Wil., gestern nicht hast kommen können – der Alte war famos, voll Humor, blühend und frisch, soff und fraß und soff für zehne und hat ihm nix gschad – selbst das eiserne Kleid (Küraß), welches Kuno Moltke (ein Onkel meiner Frau, die auch hier ist) vom .... Berliner Kaiser überbracht, hat ihn nicht aus dem Gleichgewicht bringen können."

Dann aber hat Lenbach den allmählichen Verfall des wunderbaren Organismus miterlebt und miterlitten. Geistig, politisch hat Bismarck gerade in seinen letzten Jahren sich noch aufgerafft zu wuchtigen Schlägen gegen seine Nachfolger und Gegner. Körperlich aber war er am Ende. Ich sah Lenbach tief ergriffen heimkehren von der Bestattung des großen Freundes.

Es blieben die Bilder, die er von ihm gemalt hat. Sie ergänzen einander, nach Malweise und Augenblick, in welchem das Objekt erfaßt ist. Ich kenne von meinen Eltern diese Ergänzung. Die zwei Bilder meiner Mutter sind wie Mond und Sonne, das eine hält eine melancholische, tief verwundete Seele fest, das andere den Traum von neuem Glück. Mein Vater ist das erstemal (wie er's in dem Roman „Hermann Isinger" für den Maler Erhart erzählt, einer Mischung aus Lenbach und Böcklin) aufs Intensivste herausgearbeitet, als durchgeistigter Fanatiker, an dem Lenbach bis in die Abenddämmerung weiterpinselnd das Letzte herausholt; das zweitemal ist das Ganze in einem Rembrandtschen Goldton, leicht hingeworfen, wie auch das Objekt sich zum Künstler gewandelt hatte. Das letzte Bild erlebte ich mit: zahllose photographische Aufnahmen, wenige Sitzungen des Modells selbst, dann die Ausführung auf Grund der Photographien, aus denen eine Quintessenz zusammengeschaut wurde, gemalt in einem erdigen Ton. So ist es denn immer wieder Neues, was jedes Porträt den andern hinzufügt. Und wir sind um so dankbarer, wenn solche Ergänzung Bismarck betrifft.

So ergänzen sich auch die Briefe. Das „Ungeheuer", der Alte, der „für zehne soff und fraß und soff" und in seinem wunderbaren Organismus wieder Kräfte sammelt, die sich heroisch entladen; und das weißumrahmte Gesicht an dem Manne, von dem man gerührt ist – alles ist wahr, Seiten der Wahrheit: Teilwahrheiten. Es ist uns nicht gegeben, alles in einem auszusprechen. Das kann nicht einmal der Künstler im Porträt. Das kann vielleicht nur – ein Symbol.

Lebendige Vergangenheit

Aus Wilhelm II. „Ereignisse und Gestalten 1878–1918“ (Leipzig K. F. Koehler)

Man bedenke, mit welcher Generation ich groß geworden bin. Es war die Generation der Bismarckverehrer. Er war der Schöpfer des Deutschen Reiches, der Paladin meines Großvaters, wir alle hielten ihn für den größten Staatsmann seiner Zeit und waren stolz darauf, daß er ein Deutscher war. Bismarck war der Götze in meinem Tempel, den ich anbetete. Aber Monarchen sind eben auch Menschen aus Fleisch und Blut, deshalb sind auch sie den Wirkungen ausgesetzt, die sich aus den Handlungen anderer ergeben. So wird man wohl menschlich verstehen können, daß Fürst Bismarck durch seinen Kampf gegen mich mit wuchtigen Schlägen selbst den Götzen zertrümmert hat, von dem ich vorher sprach. Meine Verehrung für den großen Staatsmann Bismarck ist davon unberührt geblieben.

☼

Über die „Gelbe Gefahr“ ist es später, nach dem russisch-japanischen Kriege, bei einer Begegnung mit dem Zaren zu folgender Unterhaltung gekommen. Der Zar stand damals sichtlich unter dem Eindruck der wachsenden japanischen Macht und der von ihr ausgehenden Bedrohung Rußlands und Europas und bat mich um meine Meinung darüber. Ich antwortete ihm: Wenn die Russen sich zu den kultivierten Mächten Europas zählten, müßten sie auch deren Schutz gegen die „Gelbe Gefahr“ zu übernehmen bereit sein und für und mit Europa fechten für ihre und seine Existenz und Kultur. Fühlten sich dagegen die Russen als Asiaten, so würden sie sich mit der „Gelben Gefahr“ verbinden und gemeinsam mit ihr über Europa herfallen. Danach müsse der Zar seine Landesverteidigung und sein Heerwesen einrichten. Auf die Frage des Zaren, was ich denn erwarte, daß die Russen tun würden, erwiderte ich: „Das zweite.“ Der Zar war entrüstet und wünschte sofort zu wissen, auf welche Tatsachen sich dieses Urteil gründe. Meine Antwort lautete: Auf die Tatsachen des Eisenbahnbaues und des Aufmarsches des russischen Heeres an der preußisch-österreichischen Grenze . . .

☼

Die klugen Staatsmänner in Japan, deren es gar manche gibt, werden inzwischen wohl in einigem Zweifel darüber sein, ob sie ihr Land im Weltkriege auf die richtige Seite gestellt hatten. Ja, sie werden sich vielleicht fragen, ob es für Japan nicht vorteilhafter gewesen wäre, wenn es den Weltkrieg verhindert hätte. Das hätte in seiner Macht gelegen, wenn es sich stark und eindeutig auf die Seite der Mittelmächte gestellt hätte, von denen

es in vergangener Zeit so gern und viel gelernt hat. Hätte Japan rechtzeitig eine derartige Orientierung seiner Außenpolitik vorgenommen und ähnlich wie Deutschland mit friedlichen Mitteln um seinen Anteil an Handel und Wandel in der Welt geworben, so hätte ich mit Freuden die „Gelbe Gefahr" in die Ecke gestellt und die aufstrebende Nation, „die Preußen des Ostens", im Kreise aller friedfertigen Völker begrüßt. Niemand bedauert mehr als ich, daß die „Gelbe Gefahr" nicht schon ihren Sinn verloren hatte, als die Krise von 1914 anbrach. Die Erfahrungen des Weltkrieges können diesen Wandel noch bringen.

☼

Konstitutionelles Denken und Handeln ist für den Fürsten, dem schließlich immer die Verantwortung aufgebürdet wird, oft eine harte Aufgabe.

☼

... Wenn ich sagte, daß es aus den angeführten Gründen nicht immer leicht war, mit den Konservativen zu verhandeln, so weiß ich sehr wohl, daß dasselbe von mir behauptet wird. Vielleicht liegt das daran, daß ich zwar meiner Tradition nach den Konservativen nahe stand, aber nicht parteipolitisch konservativ war. Ich war und bin für einen fortschreitenden Konservativismus, der das Lebensfähige konserviert, das Überalterte abstreift und das brauchbare Neue annimmt. Im übrigen habe ich, wo Vorbesprechungen stattgefunden haben, die Wahrheit, und auch die unbequeme und bittere, wenn sie mir in taktvoller Form gebracht wurde, besser vertragen und beachtet, als man weiß.

☼

Das Germanentum in seiner Herrlichkeit ist dem erstaunten deutschen Volk erst durch Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" klargemacht und gepredigt worden. Aber, wie der Zusammenbruch des deutschen Volkes zeigt, erfolglos. Man hat zwar „Deutschland über alles" gesungen, aber man hat auf Befehl der Feinde das Kaisertum stürzen und das Reich zerschlagen lassen, hat sich unter die Führung von kulturell meilenweit tiefer stehenden russischen Verbrechern gestellt und damit dem eigenen schwer kämpfenden Heere den Dolchstoß in den Rücken versetzen lassen. Wären die Deutschen aller Schichten und Stände zur Freude und zum Stolze an ihrem Vaterlande erzogen gewesen, dann wäre eine solche Selbsterniedrigung eines großen Volkes undenkbar gewesen. Diese Erniedrigung, die sich gewiß unter besonderen, äußerst schwierigen Verhältnissen vollzog, ist um so weniger verständlich, als die deutsche Jugend, trotzdem sie überstudiert und nicht so sportgestählt war als die englische, im Weltkrieg glänzende, nirgends erreichte Leistungen vollbracht hat. Die Jahre 1914—18 haben gezeigt, was aus dem deutschen Volke werden könnte, wenn es seine trefflichen Eigenschaften richtig entwickelte. Der 4. August 1914, die Helden von Langemark, unzählige prächtige Gestalten aus allen Ständen in Not und Tod des langen Krieges, zeigen, wessen der Deutsche fähig ist, wenn er das Philistertum beiseite wirft

und sich mit der Begeisterung, die sich bei ihm so selten rückhaltlos Bahn bricht, für eine große Sache einsetzt. Das deutsche Volk möge das Andenken an diese Verkörperungen seines besten Selbst nie vergessen und mit allen Kräften ihnen nachstreben, indem es den wahrhaft deutschen Geist unverlierbar in sich aufnimmt!

☼

Ich habe mit Geduld und Sorge stets ein gutes Verhältnis zum Episkopat zu erhalten getrachtet und mit einzelnen Kirchenfürsten in recht guten Beziehungen gestanden. So besonders mit Kardinal Kopp, Erzbischof Simar, Dr. Schulte, Fürstbischof Bertram, Bischof Thiel und last not least mit Erzbischof Faulhaber und Kardinal v. Hartmann. Sie alle sind Männer weit über dem Durchschnitt und eine Zierde des deutschen Episkopats, dessen Patriotismus für Kaiser und Reich im Kriege zum Ausdruck kam. Darin liegt ein Beweis, daß es mir gelungen war, die Nebel des Kulturkampfes wieder zu zerstreuen und auch den katholischen Untertanen die Freude am Reich zu ermöglichen, nach dem Grundsatze: suum cuique.

☼

... Aber im ganzen muß man sagen, daß in keinem anderen Stande Selbstzucht, Pflichttreue und Einfachheit so gepflegt werden wie in den Offizierkorps. Eine Prüfung, wie sie in keinem anderen Beruf erfolgt, ließ nur die Tüchtigsten und Besten in maßgebende Stellungen gelangen. Die Kommandierenden Generale waren Männer von hohem Wissen und Können und — was mehr sagen will — Charaktere.

Rolf Bathe

Vier Jahrzehnte Kampf um die Mandschurei

In der Geschichte des fernöstlichen Machtkampfes bildet der 23. März 1935 einen entscheidenden Wendepunkt. An diesem Tage unterzeichnete Sowjetrußland nach einer 19 Monate langen Verhandlungsdauer, die durch gegenseitige Zermürbungsversuche in Form von Bahnüberfällen, Verhaftungen, Transportsperren und Sabotageakten ihr besonderes Gepräge erhielt, den Verkauf der Ostchinabahn an Japan und Mandschukuo. Die Übergabe dieser letzten russischen Bastion auf dem mandschurischen Kampffelde, deren Ausbau vor 40 Jahren das weltgeschichtliche Ringen um die Vorherrschaft auf dem fernöstlichen Kontinent eingeleitet hatte, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als den endgültigen Verzicht Sowjetrußlands auf die Mandschurei, die seit dem Vorstoß des zaristischen Rußlands zum Brandherd Asiens geworden war.

Vier große Etappen kennzeichnen diesen vierzigjährigen Kampf um die Mandschurei und die Ostchinabahn, der mit seinem raschen Wechsel von Angriff und Verteidigung, von Stabilität und drohendem Chaos zu einem der spannungsreichsten Kapitel der Weltpolitik gehört.

I.

Es war unmittelbar nach dem japanisch-chinesischen Kriege 1894/95, in dessen Verlauf die junge japanische Wehrmacht zur Überraschung der ganzen Welt eine ungeahnte Schlagkraft entfaltet hatte, als sich der russische Koloß von seiner ostsibirischen Basis aus nach Süden in Bewegung setzte. Nichts konnte zu diesem Zeitpunkt dem Zarenreiche ungelegener kommen, als ein Vorstoß Japans auf dem Kontinent, dessen Richtung naturnotwendig nach Norden zielen und die russischen Kreise stören mußte. So stellte sich Rußland bei den japanisch-chinesischen Friedensverhandlungen mit dem ganzen Gewicht seiner Macht hinter China. Japan, das mit wenigen vernichtenden Schlägen die chinesische Armee in Korea zu Paaren getrieben, die chinesischen Panzerschiffe vor der Yalumündung in Grund gebohrt und die Seefeste Port Arthur im Sturm genommen hatte, wurde durch schärfsten Einspruch Rußlands und der übrigen Großmächte zu einem Verzichtfrieden gezwungen, als es sich anschickte, die Früchte dieses Sieges einzubringen. So wurde Shimonoseki Japans Olmütz, in das es sich, seiner Schwäche gegenüber den Großmächten bewußt, schweigend fügte. Die das Gelbe Meer beherrschende Halbinsel Liantung (Kwantung) mit der Feste Port Arthur, um die viel japanisches Blut geflossen war, wurden wieder geräumt. Rußland hatte seine Rolle als Schutzmacht Chinas mit Erfolg gespielt und noch einmal der jungen aufstrebenden Inselmacht das Tor zum asiatischen Kontinent versperrt.

Rußland blieb weiter am Zuge. Das Zarenreich nutzte die große Chance, die der Haß der Chinesen gegen Japan einer russischen Expansion in der Mandschurei bot, voll aus. Es gelang dem russischen Gesandten in Peking, Graf Cassini, einem der geschicktesten und ideenreichsten Diplomaten seiner Zeit, die chinesische Regierung für das Projekt einer russischen Bahnlinie durch die Nordmandschurei zu gewinnen, die Rußlands pazifischen Kriegshafen, Wladiwostok, auf kürzestem Wege mit der im Bau befindlichen transsibirischen Eisenbahn verbinden sollte. Inzwischen hatte Petersburg gut vorgearbeitet. Bereits im Juli 1895 hatte der russische Finanzminister Witte ein französisch-russisches Bankenkonsortium unter Führung der Pariser Rothschild-Gruppe gebildet, das der chinesischen Regierung eine Anleihe zur Bezahlung der Kriegsschulden an Japan vorschoß und bereits ein Jahr später die russisch-chinesische Bank gründete, die in kurzer Zeit Sibirien, China und Japan mit einem Netz von Niederlassungen überspannte. In der Pekinger Zentrale dieser Bank wurde 1896 jene denkwürdige Cassini-Konvention unterzeichnet, die den Ausgangspunkt für den

Vormarsch des russischen Imperialismus bis an die Küste des Gelben Meeres bilden sollte.

Rußland konnte mit diesem Vertrag mehr als zufrieden sein. Es erhielt die Konzession zum Bau und Betrieb der Ostchinabahn, die den wichtigen Verkehrsknotenpunkt Tschita mit Wladiwostok verband und sich mit ihrer südlichen Abzweigung Charbin-Port Arthur wie ein gewaltiges T über die fruchtbaren Gefilde der Mandschurei legte. Des weiteren gestand China die militärische Sicherung der Bahn und der mit ihr verbundenen Bergwerkskonzessionen zu und verpflichtete sich, sämtlichen eigenen Bahnlinien in der Mandschurei künftig die russische Spurweite zu geben. Damit hatte Rußland von vornherein jedem lästigen Wettbewerb einen Riegel vorgeschoben und konnte ungestört an den Ausbau seiner mandschurischen Machtposition gehen. Die Fertigstellung der Schienenstrecke vollzog sich mit einer Arbeitsarmee von 115000 chinesischen Kulis in einem für östliche Verhältnisse beispiellosen Tempo. Bereits vier Jahre nach dem Abschluß der Cassini-Konvention rollten die Züge auf der 1500 km langen Strecke von der Grenze Transbaikaliens nach Wladiwostok und von dem Kreuzungspunkt Charbin nach den 1000 km entfernten Häfen Dairen und Port Arthur. Hatte sich durch die Bildung dieser gewaltigen wirtschaftlichen Interessensphäre und strategischen Aufmarschbasis in der Mandschurei das Schwergewicht im fernöstlichen Kräftespiel überraschend zugunsten Rußlands verschoben, so sollte sein weiteres Vordringen bis zum Gelben Meer die durch die Ostchinabahn neu geschaffene Situation noch ganz besonders deutlich unterstreichen. Dem heftigen Drängen seines Admiralstabes folgend, zwang Rußland das widerstrebende China, ihm den Kriegshafen Port Arthur und die Halbinsel Liautung als Pachtgebiet abzutreten. Am 27. März 1898 ging unter dem Salut der pazifischen Flotte die russische Flagge über den Forts von Port Arthur hoch, „um nie wieder heruntergeholt zu werden". Rußland stand am Ziel seiner Wünsche. Es hatte, wie der Finanzminister Witte damals erklärte, seine historische Aufgabe erfüllt und sein altes Ziel, einen Ausgang zum offenen Meere, einen eisfreien Hafen am Stillen Ozean zu gewinnen, erreicht.

II.

Die Wucht und die Schnelligkeit des russischen Vorstoßes im Anschluß an den Ausbau seiner verkehrs- und wirtschaftspolitischen Grundlinie hatte in der Mandschurei eine Lage geschaffen, die uns heute wie fernste Vergangenheit anmuten muß, obwohl erst einige Jahrzehnte seitdem ins Land gegangen sind. In wenigen Jahren hatte das Zarenreich ohne Schwertstreich, ohne auch nur die Knochen eines einzigen sibirischen Schützen aufs Spiel gesetzt zu haben, die unbestrittene Vormachtstellung auf dem fernöstlichen Kontinent errungen. Von Norden, Süden und Osten umschlossen seine Besitzungen die reichen Gebiete der Mandschurei, die dem Namen nach zwar eine chinesische Provinz geblieben, tatsächlich aber bereits zu

einem rein russischen Interessengebiet geworden war. Eine mandschurische Frage existierte um die Jahrhundertwende für Rußland nicht mehr.

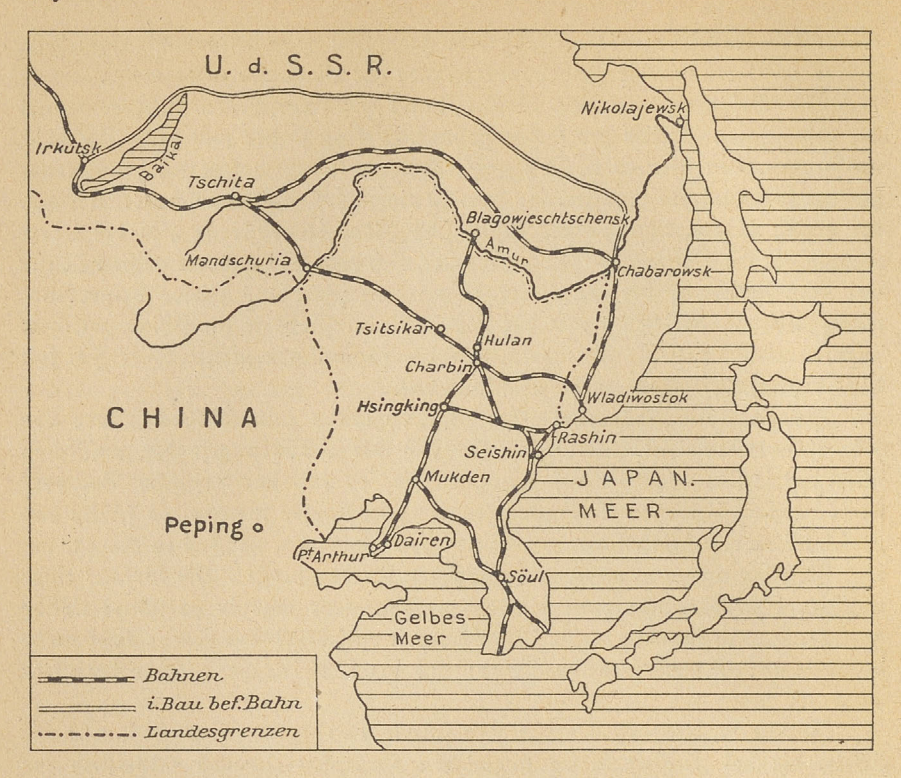
Die Besetzung von Port Arthur hatte einen entschiedenen Kurswechsel der chinesischen Politik zur Folge gehabt. Peking suchte und fand Anschluß an Japan, von dem es Schutz gegen weitere Vergewaltigung durch europäische Großmächte erhoffte. Es kam zu einem festen Freundschaftsvertrage, bei dessen Unterzeichnung der japanische Ministerpräsident Ito die Notwendigkeit für China und Japan betonte, sich zum Schutze der gelben Rasse vor dem Andrang der Europäer zusammenzuschließen. Dieser bemerkenswerte Appell, der heute mit der gleichen Dringlichkeit an China gerichtet wird, beweist, daß die Grundrichtung der japanischen Asienpolitik sich seit der Jahrhundertwende nicht geändert hat.

Japan stand nach dem Vorstoß Rußlands zum Gelben Meer vor folgenschwersten Entscheidungen. Es sah die Mündungen der russischen Schiffsgeschütze drohend auf sich gerichtet, es sah das russische Bollwerk in der mandschurischen Bahnzone stärker und stärker werden, es fühlte den verschärften wirtschaftlichen und politischen Druck der Russen in Korea, wo eine Position nach der anderen aufgegeben werden mußte. Die Gefahr einer völligen Verdrängung vom asiatischen Kontinent war in greifbare Nähe gerückt. Japan konnte der für seine Zukunft entscheidenden Frage nicht mehr ausweichen: Kampf oder Verzicht auf asiatische Großmachtpolitik.

Japan wählte den Kampf. Es schritt 1904 zum Gegenstoß, und die Welt, die bei Beginn dieses ungleichen Kampfes ziemlich einheitlich der Meinung jener russischen Generale war, die „die kleinen Japaner in ihren Mützen auffangen" wollten, erlebte mit atemloser Spannung das Schauspiel, wie die japanischen Schläge den russischen Koloß zum Wanken und schließlich zu Falle brachten.

Die Siegesbeute entsprach den Opfern, die dieser erste Zusammenstoß mit einer europäischen Großmacht Japan gekostet hatte. Was ihm zehn Jahre zuvor bei Shimonoseki durch Rußlands Eingreifen verweigert worden war, fiel ihm jetzt im Frieden von Portsmouth zu. Korea wurde Japan als ausschließliches Einflußgebiet zugesprochen. Es erhielt ferner als wichtige festländische Operationsbasis das russische Pachtgebiet auf der Liautung-Halbinsel mit der Festung Port Arthur und dem bedeutenden Handelshafen Dairen. Das beste Beutestück aber bildete die Südlinie der Ostchinabahn, die erst fünf Jahre im Betrieb, jetzt von Port Arthur bis Hsinking — etwa 200 km südlich des Knotenpunktes Charbin — mit allen Konzessionsrechten, wie militärische Besetzung der Bahnzone, Erschließung und Betrieb von Industrien, an Japan abgetreten wurde.

Von vornherein war sich Japan über die politische und wirtschaftliche Bedeutung dieses lebenswichtigen Verkehrsstranges im klaren und drückte bereits im Pekinger Vertrag von 1905 bei China die Forderung durch, daß keine Konkurrenzlinien, insbesondere keine Parallelbahnen, zur S.M.R.

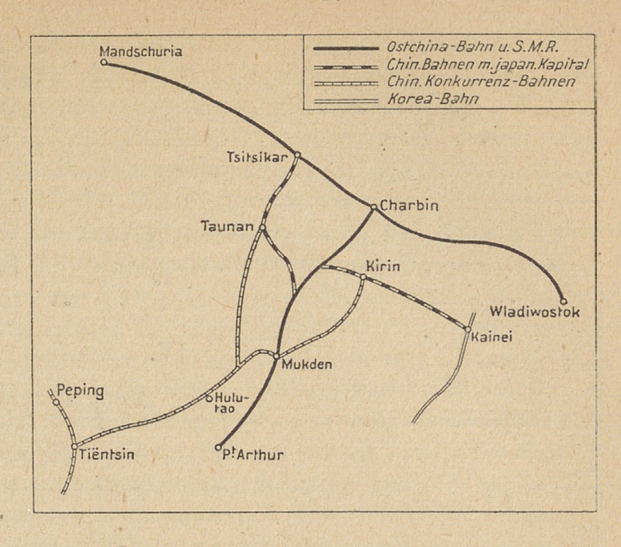


(die Bahn hatte den Namen South Manchurian Railway erhalten) gebaut werden dürften. Damit hatte sich Japan das Eisenbahnmonopol in der Südmandschurei gesichert, das in seiner Hand zu einer scharf geschliffenen Waffe werden sollte.

III.

Die Geschichte der wirtschaftlichen Durchdringung und politischen Beherrschung der Mandschurei durch Japan (ohne Annexion!), die 1905 begonnen und jetzt einen gewissen Abschluß erreicht hat, ist zugleich eine Geschichte der S. M. R.

Die S. M. R. wurde der Kommandostand Japans, von dem aus eine in ihrer Hartnäckigkeit beispiellose Expansionspolitik einheitlich geleitet wurde. Die ultimativen Forderungen, die Japan 1915 unter Ausnutzung seiner starken Stellung im Weltkrieg in den bekannten 21 Punkten an China richtete, waren im wesentlichen von den Interessen der S. M. R. diktiert. China mußte sich zu einer Verlängerung der Bahnkonzessionen und Pachtverträge bis zum Jahre 2002 bereit erklären und zugleich seine Zustimmung zu neuen Bahnbauten unter japanischer Leitung geben, die als Verbindungslinien zu den Koreabahnen das strategische Aufmarschgebiet Japans weit nach Norden gegen die Linie Charbin—Wladiwostok vorschoben.



Außerdem bestand Japan unter Anwendung schärfsten Druckes darauf, daß seine Staatsangehörigen in der ganzen Südmandschurei das Recht zum Landerwerb, zur Freizügigkeit und allgemeinen wirtschaftlichen Betätigung zugestanden erhielten, womit dem japanischen Kapital und in erster Linie der S. M. R. ein ganz gewaltiger Vorsprung vor der europäischen Konkurrenz gesichert wurde. Mit der Durchsetzung dieser Forderungen hatte Japan — ohne sich durch die Unruhe in London und Paris und die erregten Proteste in Washington auch nur im geringsten zu kümmern — nicht nur sein Eisenbahnmonopol befestigt, sondern sich zugleich ein Kapitalmonopol verschafft, das die Erschließung der mandschurischen Bodenschätze zunächst wenigstens dem japanischen Unternehmertum vorbehielt. Der Erfolg dieser Politik war, daß im Jahre 1928, also noch mehrere Jahre vor der Abtrennung der Mandschurei von China, von den fremden Kapitalanlagen 73,2 Prozent auf Japan, 22 Prozent auf Rußland (fast ausschließlich Ostchinabahn), 1,9 Prozent auf England und nur 1,3 Prozent auf die Vereinigten Staaten entfielen.

Auf diesen beiden Grundpfeilern des Eisenbahn- und Kapitalmonopols baute sich die japanische Kolonisierungspolitik auf, die in der südlichen Mandschurei eine treibhausartige Entwicklung hervorzauberte. In dieser Aufschwungsperiode erhielt der Name S. M. R. sehr bald seinen eigenen Klang. S. M. R. waren nicht etwa nur die doppelgleisigen Schienenstränge, die die reichen Ernten aus der Sungari-Ebene nach dem Gelben Meer leiteten, S. M. R. bedeutete zugleich die Rohstoffbasis für die japanische Industrie, das waren die Kohlenzechen von Fushun mit ihren chemischen Nebenbetrieben, die Hochöfen und Stahlwerke von Anshan, die dem europäischen Reisenden auf nächtlicher Fahrt die Vision des Ruhrgebietes vorspiegeln; auch die modernen Hafenanlagen in Dairen, die Banken, Hotels und Krankenhäuser, Volksschulen, Kunstschulen und technischen Lehranstalten waren gleichbedeutend mit der S. M. R.

Aber in diesen vielverzweigten wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen erschöpfte sich die Bedeutung der S. M. R. keineswegs. Unter den Schutz der japanischen Wehrmacht gestellt, wurde die S. M. R. in der

Zeit, als China ein einziger brodelnder Kessel war, zum Inbegriff von Ruhe, Sicherheit und Ordnung. S. M. R. war die Schutzmauer, hinter der Millionen von Chinesen Rettung vor den entfesselten Gewalten eines permanenten Bürgerkrieges, kommunistischer Aufstände und räuberischer Konquistadorenzüge suchten. So war die S. M. R. die kontinentale Zelle des japanischen Ordnungsstaates, sie war mit einem Wort Japan selbst, und jeden Vorstoß gegen die Interessen und die Sicherheit dieses Unternehmens mußte Japan daher als einen gegen sich selbst gerichteten Angriff ansehen.

IV.

China hatte dem japanischen Wirtschaftsvormarsch in dem „Paradies der Sojabohne" nicht tatenlos zugesehen. Seit dem Weltkriege führte es einen verzweifelten Kampf um Lockerung oder sogar Abschüttelung der alten Verträge, was auf die Mandschurei übertragen einen Kampf gegen das japanische Eisenbahn- und Kapitalmonopol bedeutete. China fand hierbei die volle Unterstützung der Vereinigten Staaten, die seit Beginn ihrer pazifischen Politik eine konsequente Mattsetzungsstrategie gegen Japan betrieben. Die Vereinigten Staaten waren es, die wenige Jahre nach dem mandschurischen Feldzuge von 1905 den Vorschlag machten, die Ostchinabahn und die S. M. R. zu internationalisieren und einem gemischten Syndikat unter ihrer Leitung zu unterstellen. In diesem Falle wären die USA. die Sieger des russisch-japanischen Krieges gewesen. Der Vorschlag scheiterte an dem schroffen Nein Japans und Rußlands, die damals bereits die mandschurische Frage als eine russisch-japanisch-chinesische Familienangelegenheit betrachteten. Der Mißerfolg von 1909 hinderte die Amerikaner nicht, unter zäher Verfolgung ihres wirtschaftlichen Hegemoniestrebens im Fernen Osten, die gleichen Vorschläge noch einmal aufleben zu lassen, und zwar diesmal mit nachdrücklichster Unterstützung Chinas. Japans Ablehnung war in diesem Fall womöglich noch schroffer als im Jahre 1909.

Die Unmöglichkeit, Japans starke Stellung durch Rütteln an den Verträgen zu erschüttern, veranlaßte China, auf Umwegen die Wirtschaftsbastionen der Japaner zu unterminieren. Wie in Zentralchina der Boykott gegen japanische Waren als wirksame Waffe gehandhabt wurde, versuchte die chinesische Regierung, den japanischen Landerwerb in der Mandschurei mit Drohungen und Gewalt gegenüber den chinesischen Eigentümern zu unterbinden, um durch die Anwendung des Verkaufsboykotts jeder weiteren Ausbreitung des japanischen Elementes in der Südmandschurei einen Riegel vorzuschieben.

Einen weit gefährlicheren Schachzug unternahm China mit dem Versuch, das Eisenbahnmonopol der S. M. R. zu durchlöchern. Unter Bruch des Pekinger Vertrages von 1905 baute es mit Hilfe amerikanischen Kapitals eine Kreuzungslinie (Tientsin—Mukden—Kirin, s. Skizze 2) und eine Parallellinie (Taonan—Tientsin) zur S. M. R., die für die japanische

Hauptlinie eine um so größere Gefahr bildete, als China zugleich an den Bau eines modernen Hafens bei Hulutau (Skizze 2) ging, dem etwa die gleiche Rolle gegenüber Dairen zufallen sollte wie Gdingen gegenüber Danzig.

Neben diesem Wirtschaftskrieg entwickelte sich ein unterirdischer Kampf gegen die japanischen Siedler, Kaufleute und Bahnwachen. Mißhandlungen und Freiheitsberaubungen durch die chinesischen Behörden waren außerhalb der Bahnzone an der Tagesordnung. Japan wartete nur einen besonderen Anlaß ab, um mit einem Schlage diesen unhaltbaren Zustand zu beenden. Als die Ermordung mehrerer japanischer Soldaten mit der Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Mukden zusammenfiel, schlug Japan zu. Seine Truppen stießen mitten in das chinesische Widerstandszentrum bei Mukden hinein, besetzten die wichtigsten Punkte des Landes und säuberten die Südmandschurei in kürzester Zeit von den Resten der chinesischen Armee. Zu gleicher Zeit hatte sich in Mukden eine mandschurische Regierung mit japanischer Zustimmung gebildet, die die Lostrennung von China und die Errichtung eines selbständigen Staates Mandschukuo verkündete. Mit dem 19. September 1931 hatte die Mandschurei aufgehört, ein Bestandteil Chinas zu sein. Im Krachen der Fliegerbomben und in dem rollenden Gewehrfeuer vor Mukden waren die Proteste des Völkerbundes wirkungslos verhallt. Ein neuer autonomer Staat — seit seiner Geburtsstunde unlösbar mit Japan verbunden — hatte sich in das Kräftespiel auf dem asiatischen Kontinent eingeschaltet. Ein neuer Abschnitt mandschurischer Politik hatte begonnen.

V.

Die Errichtung des Staates Mandschukuo stellte Rußland, den dritten Mitspieler in der Mandschurei, vor schwerwiegende Entscheidungen. Seit dem Friedensschluß von 1905 war das russisch-japanische Verhältnis in der Mandschurei durch klare Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären gekennzeichnet, die ernsthafte Konflikte nicht aufkommen ließ. An diesem Zustand hatte auch die bolschewistische Revolution — trotz der vorangegangenen japanischen Intervention in Sibirien — nichts Grundsätzliches geändert. Nach der Eroberung der letzten weißgardistischen Widerstandszentren in Urga (Sinkiang) und Wladiwostok und der Festigung der bolschewistischen Staatsmacht im Fernen Osten hatte Japan nicht gezögert, die Sowjetunion im Jahre 1923 anzuerkennen und ihr damit zugleich stillschweigend die Rechte der früheren zaristischen Regierung an der Ostchinabahn zuzusprechen.

Welchen Wert auch die Sowjetunion der Ostchinabahn beimaß, zeigte sich 1924 während der Friedens- und Freundschaftsverhandlungen mit China. Von dem Verzicht auf jegliche imperialistischen Vorrechte, den die Sowjetunion mit großer Geste aussprach, wurde die Ostchinabahn ausdrücklich ausgenommen. Russische Zähigkeit brachte einen Vertrag mit China zustande, der an den Besitzverhältnissen der Ostchinabahn grundsätzlich nichts

änderte, die Rechte zur militärischen Sicherung der Bahnzone weiter bestehen ließ und sich nur dadurch von der Cassini-Konvention unterschied, daß die Hälfte der Verwaltungsmitglieder aus Chinesen bestehen sollte.

Viel Freude hat Rußland an seiner vorgeschobenen Stellung in der Mandschurei indessen nicht mehr gehabt. Konflikte zwischen der bolschewistischen Bahnverwaltung und der Regierung Tschangtsolins, der, ein Todfeind des Kommunismus, in der Mandschurei bis 1928 ein eisernes Regiment führte, waren an der Tagesordnung. Rußland bewahrte lange Zeit kaltes Blut. Als aber 1929 die Chinesen einen Gewaltstreich durchführten, die Verwaltungsgebäude und Telegraphenämter der Bahn in Charbin besetzten, das gesamte Schriftmaterial beschlagnahmten und die russischen Direktionsmitglieder mit zahlreichen Beamten verhafteten, griff Moskau zu. General Blücher marschierte. Vor den gut ausgerüsteten, disziplinierten Truppen der Roten Armee zerstoben die chinesischen Divisionen, und nach wenigen Wochen stand Blücher vor Charbin. China gab nach. Der alte Zustand wurde wiederhergestellt.

Trotz des durchschlagenden Erfolges der militärischen Aktion erkannte Moskau zweifellos damals schon, daß nach dem schweren Rückschlag, den die kommunistische Bewegung seit 1927 in China erlitten hatte, die Ostchinabahn ein verlorener Posten sei. Radek prägte in dieser Zeit das Wort: „Es ist kein Vergnügen, eine Dynamitpatrone in der Tasche zu tragen." An dieser skeptischen Einstellung änderten auch die korrekten Beziehungen nichts, die bis zur Errichtung von Mandschukuo mit Japan bestanden. Die Entwicklung sollte den Zweiflern in Moskau recht geben.

Schon sehr bald nach der Gründung des neuen Mandschustaates zeigte es sich, daß die bisherigen guten Beziehungen mit Freundschaft nichts zu tun und nur eine aus der Notwendigkeit geborene äußere Form dargestellt hatten, die jetzt in den aufbrodelnden Leidenschaften schnell dahinschmolz. Für das neue Regime in Mandschukuo war die Ostchinabahn mit ihren Tausenden von russischen Beamten ein kommunistischer Infektionsherd erster Ordnung. Die militärische Besetzung der Bahnzone wurde als ein für ein souveränes Staatswesen unerträglicher Zustand empfunden, an dem sich bei jedem Zwischenfall die Gemüter von neuem erhitzten. Innerhalb des Staates Mandschukuo war für Japan, den Hüter antibolschewistischer Ordnungsprinzipien, und für Sowjetrußland, den Vertreter einer extremen Umsturzlehre, kein Raum mehr. Einer mußte weichen.

Es hat länger als anderthalb Jahre gedauert, bis nach der Aufnahme der ersten Verhandlungen über die Abtretung der Ostchinabahn eine endgültige Klärung erzielt wurde. Mehr als einmal schien in diesen 19 Monaten der offene Konflikt unvermeidlich, wenn die Verhandlungspartner sich gegenseitig der Anstiftung von Sabotageakten, Bombenattentaten und Überfällen bezichtigten, die sich in der Regel nach einem Abbruch der Besprechungen häuften. Nur dem Bestreben der verantwortlichen Männer in Tokio und Moskau, es nicht zum äußersten kommen zu lassen, war es zu

verdanken, daß schließlich trotz eines gegenseitigen heftigen Pressetrommelfeuers die gemeinsame Plattform gefunden wurde. — Nach langem Feilschen — Rußlands Anfangsforderung betrug 600 Mill., Japans erstes Angebot 60 Mill. Yen — einigte man sich schließlich auf einen Kaufpreis von 170 Mill. Yen. Das gesamte Streckennetz ging in den Besitz der S. M. R. über. Der historische Name Ostchinabahn verschwand und machte der Bezeichnung „Nordmandschurische Eisenbahn" Platz.

VI.

Der Kampf um die Mandschurei ist entschieden. Nach der Räumung der letzten russischen Stellung gibt es keine mandschurische Frage mehr. Ist damit zugleich die russisch-japanische Frage gelöst worden? Sicherlich nicht! Bis zu einer endgültigen Flurbereinigung zwischen den beiden asiatischen Großmächten ist noch ein langer Weg. Das Problem Wladiwostok steht bereits zur Debatte. Japan empfindet die Anhäufung von Flugzeugen, Truppen und Kriegsmaterial in der Küstenprovinz als offene Drohung. Rußland dagegen sieht nach der Abtretung der Ostchinabahn den Japaner 1500 Kilometer tief in seiner östlichen Flanke. Bis an die Amurbahn fühlen sich schon die japanischen Zweiglinien heran, und im Ernstfall liegt dieser einzige Verbindungsweg unter dem Feuer japanischer Ferngeschütze. Die Nordlinie, die als zweite Verteidigungslinie gedacht ist, kann noch nicht in Rechnung gestellt werden, denn sie steckt noch in den Anfängen. So zielt die russische Politik darauf hin, seine fernöstlichen Grenzgebiete, die bei einem Vorstoß der Japaner gegen den Baikalsee vom Hinterland abgeschnitten würden, rüstungstechnisch und kriegswirtschaftlich autark zu machen. Während sich auf beiden Seiten die Rüstungen häufen, gehen die Verhandlungen weiter. Rußland hat Japan einen Nichtangriffspakt angeboten. Japan hat abgelehnt, bevor nicht über die Entmilitarisierung der russischen Amurprovinzen Klarheit geschaffen ist. Wird man sich auch hier auf der mittleren Linie treffen?

Für Rußland heißt es heute: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Erst 1937 läuft sein zweiter Fünfjahresplan ab, dessen bisheriger Verlauf trotz unverkennbarer Fortschritte noch viele dunkle Punkte im Wirtschaftsaufbau der Union aufweist. Die Reorganisation des Verkehrswesens — für Rußland mehr als für andere Länder eine Lebensfrage — steckt noch in ihren Anfängen. Der umfangreiche Personalschub in der Verkehrsverwaltung und Verhaftungen an führender Stelle zeigen, wie ernst Moskau das Zurückbleiben der Verkehrsleistungen beurteilt. So kann Rußland im Augenblick alles andere gebrauchen als einen bewaffneten Konflikt im Fernen Osten, bei dem es trotz seiner hervorragenden Grenztruppen weniger Gewicht in die Waagschale zu werfen hat als Japan.

Aber auch Japan kann nichts an einem Kriege mit Rußland gelegen sein. Sein Expansionsdrang nach Norden ist zunächst befriedigt. Die Rohstofflager, die es in Sibirien reizen könnte, bietet auch die Mandschurei in

Hülle und Fülle. Sibirien als Siedlungsland kommt gleichfalls nicht in Betracht, denn schon in der Mandschurei hat der japanische Siedler aus klimatischen Gründen versagt. Da Siedlung und Auswanderung nach wie vor eine Lebensfrage für Japan darstellen, so wird jetzt nach der Einigung in der Mandschurei Nordasien — ungeachtet der politischen Fernziele in der Mongolei und Dsungarei — in die zweite Linie rücken und das Schwergewicht der japanischen Politik nach dem Süden verlagert werden, wo sich das vereinigte Angelsachsentum bereits in geschlossener Abwehrfront zusammengefunden hat. Hier werden ungleich schwerere Aufgaben der Lösung harren, als sie sich Japan in dem vierzigjährigen Kampf um die Mandschurei entgegengestellt haben.

Paul Fechter

Nietzsches Bildwelt und der Jugendstil

Je mehr sich der zeitliche Abstand von Welt und Werk Friedrich Nietzsches vergrößert, desto klarer sondern sich die einzelnen Schichten seines Wesensbildes voneinander, desto deutlicher werden die einzelnen Kraftströme sichtbar, aus denen sein Werk erwuchs. Die erneute Aktualität von heute wirkt nicht verwirrend, sondern hilft mit zu dieser Klärung: indem einzelne Züge seines Wesens sich an ihren Auswirkungen isolieren, fällt das zeitlose Licht auf die andern und zeigt auch sie stärker in ihrer Besonderheit, als das bei einem gleichmäßigen Abgleiten ins Historische möglich wäre.

Die beiden Entwicklungsphasen im Leben Nietzsches, die wissenschaftlich bürgerliche der siebziger und die dichterisch flackernde der achtziger Jahre, haben sich schon früh voneinander gesondert. Auch der religiöse Mensch, der Christ wider Willen, der er Zeit seines Lebens blieb, hat sich in dem Menschenalter seit seinem Tode als Kern seines Wesens mehr und mehr von dem Denker, dem Philosophen getrennt, dem sich von der andern Seite her der Dichter, der Sprachkünstler, der Schriftsteller Nietzsche entgegenstellte. Nicht verselbständigt hat sich bisher der künstlerische Mensch in ihm, das Bild seiner Beziehungen zur bildenden Kunst – zur sichtbaren Welt, obwohl grade hier die merkwürdigsten Aufschlüsse über Nietzsches ursprüngliches Verhältnis zur Welt möglich werden. Die Ablösung des besonderen von dem zeitgebundenen Menschen in ihm vollzog sich zu einer Zeit, da sich in der allgemeinen Entwicklung ebenfalls eine neue Beziehung zur Sichtbarkeit zu entfalten begann – und das empfindliche Zeitinstrument, das er war, hat von dieser beginnenden Entfaltung vieles vorweggenommen, was die Allgemeinheit erst Jahre und Jahrzehnte danach erreichen und verwirklichen konnte.

Dem Wesen nach ist Nietzsche der ausgeprägt impressionistische Mensch. Er kann, nachdem er die tragenden Zeitbindungen der siebziger

Jahre, die Zusammenhänge mit dem ererbten und erworbenen geistigen Ganzen so weit gelockert hatte, daß er jenseits des allgemeinen auf seinen persönlichen Boden gekommen war, nur noch im Moment, nicht mehr in der Zeit und damit nicht mehr in Zusammenhängen sein. Denn seine Besonderheit ist, daß er überhaupt nicht sein kann, sondern Sein nur zu spiegeln vermag. Er hat eine sehr große Fähigkeit der Erkenntnis des Wesens in andern mitbekommen – aber nicht das Wesen selbst: nicht umsonst ist er der Erfinder des Gedankenstrichs der Überraschung, mit dem er am Ende jedem Aphorismus noch seine besondere Wesenspointe, Erkenntnispointe gibt. Er gehört nicht zu den Menschen des Seins, sondern wie Wagner, wie die ganze erste Romantik zu den Menschen der Darstellung, des Schauspiels; zugleich genießt er die Zuschauer-Göttlichkeit bei sich selber mit. Sein Leben ist die grandiose Darstellung eines heroischen Daseins durch einen zarten, kränklichen Menschen aus einer sehr andern Welt – eine Darstellung überdies, die zum größten Teil sich nicht im Leben, sondern in Worten verwirklicht. Nietzsches natürliches Medium der Wesensverwirklichung war das Wort, so sehr, daß in späteren Jahren oft die Kurve des Wortverlaufs, nicht des Denkverlaufs seine Äußerungen beherrscht. Ein Mensch aber, der aus den Worten lebt, ist schneller im Vordergrund als im Hintergrund des Seins. Im Vordergrund wechseln die Worte und mit ihm die Gestalten rasch ihre Stellung – das Sein fordert Langsamkeit, Warten, Wortlosigkeit. Nietzsche faßt jeweils mit dem funkelndsten Wort ein Stückchen seelisch geistiger Wirklichkeit des Moments, läßt es aufleuchten, um schon im nächsten Augenblick nach einem andern Wort und einem andern Stückchen Wirklichkeit zu greifen. Er proklamierte den Willen zur Macht und meinte damit den Willen zur Freiheit – vor allem von sich selber. Er wollte frei bleiben von der eigenen Dauer, selbst von dem, was er grade erst als seine Wahrheit in die Welt gestellt hatte. „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt": dies Wort gibt zuletzt nur dem Moment noch Wirklichkeit – genau wie der konsequente Impressionismus. Die Momentaufnahme des Seelischen als einzige Wahrheit, die sich jeweils im Aphorismus, im Bruchstück, nicht mehr im System niederschlägt, der Augenblick als das einzig Aufrichtige ist genau so Vorphase der in einzelne Filmbilder zerfallenden Welt, wie die Serien Monets vor dem Heuhaufen oder der London-Bridge. Nietzsche nimmt in den achtziger Jahren in seinem immer punktueller werdenden Wesen die malerische Entwicklung der nächsten beiden Jahrzehnte vorweg: in den Werken seines letzten Jahrzehnts pulsiert bereits vollkommen die impressionistische Zeit. Es ist sehr bezeichnend, daß er genau wie die Maler ganz konsequent die Wendung nach Frankreich hin vollzieht. Er macht sehr skeptische Anmerkungen über den Kulturverfall des Reichs, das sich nach 1870 trotz seiner Siege widerstandslos dem Einfluß des geschlagenen Gegners überließ: er macht die gleiche Wendung nach dem Westen wie vor allem in den neunziger Jahren und nach 1900 die deutsche Malerei. Feuerbach hatte auch bereits bei Couture gearbeitet, Leibl hatte Courbet seine tiefste Bewunderung dargebracht:

die eigentliche Wendung nach dem Westen beginnt mit dem Impressionismus. Nietzsche hat sie auf anderen Gebieten, im Geistigen, in der Moralphilosophie zehn bis zwanzig Jahre früher vollzogen, hat mit ihr in einer Weise kokettiert, wie es die französierenden Maler und Autoren der neunziger Jahre und der Zeit zwischen 1900 und 1910 nie getan haben. Es gehörte schon viel Mut zur Geste um jeden Preis dazu, nicht nur Carmen gegen Wagner, sondern Molière, Corneille, Racine gegen „ein wüstes Genie wie Shakespeare" auszuspielen. Das war nur möglich auf dem grandiosen Selbst-Theater eines Einsamen, der den Rausch der Auflösung brauchte, um wie das Bürgertum, zu dem er gehörte, von seiner Vergangenheit los- und in die Zukunft, die er um jeden Preis als Freiheitsraum für sich wollte, zu kommen.

Dieser Rausch, den nachher die neunziger Jahre in gleicher Weise für die Allgemeinheit übernahmen, war für Nietzsche eine persönliche Notwendigkeit. Die künstlerische, schreibende und malende Welt des Bürgertums brauchte ihn, um den Durchbruch zum „Modernen", das heißt zum angeblich nicht mehr Vergangenheitsgebundenen, auf die Zukunft hin Orientierten zu vollziehen. Nietzsche brauchte ihn, um gegenüber den formenden Mächten seiner Jugend, die in seiner hingebungsfreudigen Seele viel entscheidender geworden und geblieben waren als in andern Sterblichen, wenigstens für Augenblicke sich die Illusion der Freiheit und des Zukunftweisenden zu schaffen. Er war nicht nur der ewige Christ wider Willen, der gegen das unzerstörbare Generationenerbe protestantischer Geistlichkeit in seiner Seele sich nicht anders wehren konnte, als indem er sich selber zum Antichrist ernannte, den antiken Mythos mobil machte und schließlich den Gekreuzigten blasphemisch und erbarmungswürdig zugleich durch sich zu ersetzen versuchte: er rang in gleicher Weise bis ans Ende seines Lebens mit den andern Gestalten, die seine Jugend geführt hatten. Er wurde Schopenhauer so wenig los wie Wagner, mußte immer wieder sich bestätigen, indem er ihre Schatten erschlug. Er hatte offenbar eine Seele, in der Eindrücke der Kindheit, bewußte wie unbewußte, ganz tief saßen, in den Momenten aber, da er rauschhaft nur sich zu leben glaubte, aus dem Dunkel heraufstiegen und nun auf eine phantastische Weise sein eigen wurden, zuweilen sogar Krönung seines Seins. Man hat einmal festgestellt, daß der Anfang des Zarathustra-Kapitels „Von großen Ereignissen", da das Schiff an den glückseligen Inseln Anker wirft und die Mannschaft ans Land geht, um Kaninchen zu schießen, einem Fall von Kryptomnese, von unbewußter Erinnerung, sein Dasein verdankt: im Rausch der Produktion sind hier Sätze aus einem vergessenen Knabenbuch, das Nietzsche in seiner Kindheit gelesen hatte, unbemerkt aufgestiegen und haben sich im Wortlaut in die Dichtung eingeschlichen. In gleicher Weise ist der Gedanke der ewigen Wiederkehr im Zarathustra rauschhaft beglückend als etwas völlig Neues, Eigenes wieder aufgebrochen, obwohl Nietzsche ihn seit Jahrzehnten kannte, selbst als Erbe der Antike aufgezeichnet und kommentiert hatte. Der Gedanke hatte in seiner Seele geruht bis zu dem



Phot. L. Held

Henri van de Veldes Portal des Nietzsche-Archivs in Weimar
Der feierliche Eingang zu dem Hause und die Kuppelung seiner Linien mit den seitlichen Fenstern zeigen deutlich den betonten Willen zur Bedeutsamkeit, zur Unsachlichkeit

Max Klinger: Christus im Olymp. Der Akzent ist bei Klinger thematisch auf die christliche
ist er durchaus auf der



Seite verlegt; was die innere Haltung des Malers angeht und die Ausgestaltung der Umrahmung, Seite der Antike geblieben

Max Klinger: Christus im Olymp. Der Akzent ist bei Klinger thematisch auf die christliche Seite verlegt; was die innere Haltung des Malers angeht und die Ausgestaltung der Umrahmung, ist er durchaus auf der Seite der Antike geblieben



Max Klinger:
An die Schönheit

Zeitdokument des monistischen Naturrausches und damit auch der Wendung zur Vernunft und Schönheit des Leibes

Ludwig v. Hofmann:
Heiße Nacht

Die Zarathustraverbindung des dionysischen Lebens zu der wilden Schönheit des Tieres — das schöne wilde Tier preist gleichzeitig Wedekind — ist hier Thema geworden

Moment, da er, nun als Fundierung einer neuen Moral, wieder aktuell werden, ein ganzes Buch mit seinem von keiner Vergangenheit mehr getrübten, neuen Glanz erfüllen konnte. Die impressionistische Anlage Nietzsches, die er mit allen schauspielerischen Menschen teilt, bekommt hier noch eine Sonderfärbung: der Moment, die Wahrheit und Erkenntnis allein des Moments, ist das Beglückende, weil sie im Augenblick als Rausch und Gipfel des Augenblicks ohne alle Kontrolle an den benachbarten Momenten aufblitzt und als momentane endlich einmal zugleich Rausch, Selbstgenuß des seine Größe im Erkennen Genießenden – und unangreifbar überlegene Wahrheit ist. Der Mord an Gott, der im Zarathustra begangen wird, ist mit Nietzsches eigenen Worten Rache am Zeugen. Gott mußte sterben, weil er über den Moment hinweg alles sah, weil es vor ihm keine punktuell impressionistische, sondern nur eine zeitlos ewige Wahrheit gab – an der nur die wesentlichen Menschen des Seins, nicht die Sehnsucht der Schauspieler teilhaben. Das war für Nietzsche eine unerträgliche Vorstellung: der Gott, der ihn klein sah, mußte sterben. Nietzsche ließ nicht umsonst den Zauberer singen, daß er verbannt sei von aller Wahrheit – Nur Narr! Nur Dichter! Soviel kann man nur bekennen, wenn Gott nicht mehr ist.

Ein Mensch, dessen Leben so tief in den wesentlichen Schichten der Seele sich vollzog, wenn das Schicksal ihn auch vom Anteil am wirklichen Wesen ausgeschlossen hatte – ein Mensch von solcher pathetischen Tragik seiner inneren Welt konnte sich trotz aller impressionistischen Grundanlage seiner Seele nicht mit der impressionistischen Lösung im Bildhaften begnügen. Impressionistisch war der Ablauf seiner Beziehung zur Wahrheit: seine Beziehung zur Sichtbarkeit, seine Bildwelt wurde von anderen Mächten regiert. Nietzsches Sehnsucht war zuletzt immer das Bedeutsame, Tiefe – noch wo er es verwarf und für die französische Klarheit, sich selbst vergewaltigend, hingab und verhöhnte: so mußte auch seine Vorstellungswelt sich notwendig in Bildern aus den großen Bedeutungsbereichen der Menschen niederschlagen und Befriedigung suchen. Über der impressionistischen Basis wuchs, die kleine Form sprengend, eine Welt völlig andersgearteter Bilder und Visionen auf, die nun aber nicht dialektisch in die Antithese zur Welt des Impressionismus, in den Expressionismus, umschlug, der noch zu Lebzeiten Nietzsches in Munch und van Gogh seine erste Verwirklichung fand, sondern die sich in Formen und Sinnbildern jener Epoche auswirkte, die als symbolträchtige Gegenbewegung gegen den Naturalismus der achtziger Jahre sich bald nach Nietzsches Zusammenbruch erhob. Nietzsches Bildwelt, wie sie sich vor allem im Zarathustra darstellt, ist die Welt der neunziger Jahre, die der Wirklichkeit die Bedeutsamkeit, der Farbtupfe die Linie, der Häßlichkeit des Lebens die Schönheit des Überwirklichen, dem banal Zeitgemäßen das bedeutend Zeitgemäße, dem gegenständlich Bedeutungslosen das gegenständlich Tiefsinnige, Symbolsüchtige entgegenstellte. Zarathustras Rauschwelt des Übermenschen hatte nichts mit der Welt Uhdes und Kalckreuths,

Liebermanns und Leibls, Trübners und Corinths zu tun: die Bildvorstellungen seines Dichters bewegten sich in den Bereichen der Visionäre des Daseins, in ihrer Welt der Akte und der südlichen Landschaften, der Fabelwesen und der Phantasie — und in ihrer Welt der kurvenden Linien und bedeutsam schwingenden Flächen, der Formen an sich, die sich gegen die Malerei an sich auf der andern Seite stellte. Nietzsches Welt war die Welt Böcklins und Ludwig von Hofmanns, Otto Greiners und, vor allen Dingen, mit einer ganz erstaunlichen Verwandtheit, die Welt Max Klingers: sie ist zugleich die Welt des Jugendstils, der eleganten Kurven, die denen seines Denkens entsprechen, wenn er der Exaktheit und Gradlinigkeit elegant kurvend ausweicht — die Welt von Henri van de Velde, der mit gutem Recht dem Eingang zum Nietzsche-Archiv später die Form gab, und von Beardsley, von Tiffany und Lalique, in der das Formen nun genau so persönlichste, der Allgemeinheit entzogene Angelegenheit wurde wie das Formulieren des späten Nietzsche, über dem ferne auch alle Gefahren des isolierten Snobismus, von der „Kunst der Nuance" bis zum „Ernst in der mise en scène", wie er selbst es ausdrückte, aufleuchten. Von dem Mann, der sagt: „Deutsch denken, deutsch fühlen — ich kann alles, aber das geht über meine Kräfte", ist der Weg zu den Menschen der Literatur und der Kunst, die nur noch in Paris oder höchstens in Wien leben konnten, nicht mehr allzu weit — wenn er natürlich auch mit dem Ernst seines Lebens, der über all dem Kleinen ist, unter denen bleibt, die den Kampf mit dem Wesen auszufechten haben.

Es ist ein eigener Eindruck, wenn man einmal den Zarathustra vom Aufmerken auf die Bildwelt seines Verfassers her durchsieht. Schon der Seiltänzer über dem Markt, der dann abstürzt, ruft Erinnerungen an Beardsley oder auch an frühe Blätter seines deutschen Nachkommen Feininger herauf, der noch lange Reste vom Jugendstil her verarbeitet hat. Zehn Seiten später kommen der Adler und der Löwe zu Zarathustra — und der erste Schein der Klingerwelt leuchtet auf. Wenn Zarathustra ins Gebirge geht mit dem Schlangenstab, den ihm die Freunde gaben; wenn das Tanzlied aufklingt, da die Mädchen im Wald auf der Wiese tanzen, dämmert ein Böcklinbild herauf — stärker noch im Anfang der nächsten Rede: „Dort ist die Gräberinsel, die schweigsame; dort sind auch die Gräber meiner Jugend. Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen." Von hier zur Toteninsel ist der Weg nicht weit — und wenn Zarathustra oder sein Schatten durch die Luft auf die Schiffer zukommt, öffnet sich (mit einer ersten Barlach-Ahnung) wieder die Welt des Radierers Klinger, der diese seltsame Atmosphäre von harter Realität und Phantasie, wie sie dann aus dem Traum vom Sarg steigt, fast genau so hat. „Ich drückte den Schlüssel und hob am Tore und mühte mich. Aber noch keinen Fingerbreit stand es offen! Da riß ein brausender Wind seine Flügel auseinander: pfeifend, schrillend und schneidend warf er mir einen schwarzen Sarg zu: Und im Brausen und Pfeifen und Schrillen zerbarst der Sarg und spie tausendfältiges Gelächter aus.

Und aus tausend Fratzen von Kindern, Engeln, Eulen, Narren und kindergroßen Schmetterlingen lachte und höhnte und brauste es wider mich." Das klingt wie eine Beschreibung eines Klingerschen Blattes, könnte von diesem Leipziger Landsmann Wagners und Nietzsches radiert sein. Die Dämonie Zarathustras offenbart ihre sächsischen Züge. Klingers Landschaft (von dem Blatt „An die Schönheit") umgibt den Mitternachtswanderer Zarathustra, wenn er den Berg der Insel besteigt, und von der Höhe das Meer sieht; selbst die Goya-Reste bei Klinger tauchen zuweilen auf. Die schwarze Vogelscheuche auf dem Baum des Lebens gehört hierher, das Tal Schlangentod – und das tanzende Leben, das schon hinübergleitet in die Welt Ludwig von Hofmanns mit ihren bewegten Kurven des beginnenden Tanz- und Jugendstils. Die Rosenkranzkrone des Lachenden ist fast ein Jugendtitelblatt, und die Taubenschar zu Häupten Zarathustras, der Löwe zu seinen Füßen hat etwas von der Teppichwelt Carl Strahtmanns, der auch aus diesen Bereichen heraus lebte.

Wesentlicher werden die Beziehungen noch, sobald man nicht nur die Bilder aus der Nietzschewelt, sondern diese selbst in Bildwerte umzusetzen beginnt. Der erste Prediger des Körpers gegenüber dem Geist, der Verkünder des nackten Lebens gegenüber dem verhüllten christlich bürgerlichen Dasein – der ganze ewige Gegensatz zwischen der ungebändigten Lebensmacht des Dionysos, der wilden Antike und dem Christentum, dem Leben mit sich und dem gebändigten Leben gegen sich, erfüllt zuletzt ebenso die Welt des Malers Klinger, trägt sie nicht vom Motiv her, sondern von innen heraus. Christus im Olymp ist ein Bild aus der Welt Nietzsches, oder zum mindesten eines Nietzsche-Lesers – und es ist kein Zufall, daß auch diese Vision gerahmt ist von den plastischen Akten eines monumentalen Jugendstilrahmens. Das Pathos Nietzsches, ein ausgesprochenes Lebenspathos, mußte hierhin führen. Es hat seinen guten Sinn, daß den größten Hymnus auf Klinger Richard Dehmel schrieb, der sich am Nietzscherausch der wiedererweckten Psalmensprache so betrank, daß Hermann Conradi neben ihm sachlich wie ein gelehrter Wundtschüler wirkt, obwohl auch ihm der Zarathustra sehr schlecht bekommen war.

van de Velde aber und die andern ernst zu nehmenden Meister des Jugendstils bis zu dem heimlichen Gotiker Obrist haben die gleiche innere Spannungsbeziehung zur Welt wie Nietzsche, weil sie den verfrühten Versuch unternahmen, gleich ihm bewußt Zukunft zu schaffen, das Vergangenheitsvorzeichen der Romantik in das entgegengesetzte der Zukunft zu verwandeln und unter verneinendem Verzicht auf jede Beziehung nach rückwärts eine neue traditionslose Welt der Formen und des Stils zu schaffen. van de Veldes Bewegungsfunktionalismus, wie man heute sagen würde, seine ausdrucksvoll noble Darstellung von Kraftabläufen an den Grenzen von Monumentalität und Eleganz war genau so ein Versuch der Modernität durch Umkehr des Gewohnten wie Nietzsches Umkehr der Moral. Auch Nietzsche versuchte den Funktionalismus des Lebens heilig zu sprechen –

freilich den des organischen, während sich van de Velde mit dem des anorganischen, August Endell mit dem des Entorganisierten begnügte. Die Versuche gingen in der gleichen Richtung. Beide suchten Kinderland, unentdecktes in fernen Meeren — und sahen nicht, wie sehr sie beide trotz aller Sehnsucht im Ererbten steckenbleiben mußten. Verneinte Vergangenheit ist noch lange keine Zukunft, nicht einmal freie Bahn in eine solche, der Antichrist nicht denkbar ohne den Christus. Für den Jugendstil hat schon Heinrich Goesch humorvoll festgestellt, daß er eigentlich die Rechtfertigung der Gothik sei — was zum Teil auch für den Jugendstil der Sprache bei Nietzsche, für die kurvende Eleganz der Aphorismen wie für die barocken Wortpyramiden Zarathustras gilt, die erst heute langsam einer klaren, knappen neuen Sachlichkeit des Redens und Schreibens zu weichen beginnen.

Eugen Diesel

Großbürgerliche Erinnerung

Alle aus einem Volk hervorgehenden oder ein Volk prägenden Erscheinungen sind immer gleichzeitig durch verschiedenartige Mächte bewirkt. Auch das deutsche Großbürgertum des 19. Jahrhunderts verdankte seine Entstehung sehr mannigfaltigen Bedingungen. Wenn man auch nur eine dieser Bedingungen übersieht, so kann leicht eine sehr ungerechte Beurteilung die Folge sein. Besonders schiefe Vorstellungen werden erweckt, wenn man die Maßstäbe der Gegenwart an ein versunkenes Zeitalter anlegt. Das deutsche Großbürgertum kann weder mit dem verächtlichen Worte „Bourgeoisie" abgetan werden, womit die marxistischen Richtungen des Sozialismus alle gesellschaftlichen Gliederungen und Menschentypen anderer als marxistischer Art abstempelten, noch ist seine dürftige Kennzeichnung durch die Schlagworte „Liberalismus" und „Kapitalismus" gerechtfertigt. Freilich sind die hervorragendsten Vertreter des Liberalismus und des Kapitalismus*) aus dem Lager des Großbürgertums hervorgegangen; aber viele Arbeiter und Kleinbürger sind mit den Hilfsmitteln oder infolge der Zustände des Liberalismus und des Kapitalismus, wie es denn so zu gehen pflegt, auch allmählich Fabrik- und Villenbesitzer und damit stattliche Großbürger geworden, wonach sie mit seltenen Ausnahmen Partei und Weltanschauung zu wechseln pflegten. Früher sprach man von Reichtum und Armut, Glück und Unglück; heute denkt man parteimäßig und soziologisch und beugt damit die Knie vor einer wissenschaftlich tuenden Politik. Wenn wir in Deutschland wieder reich werden, wird flugs, vielleicht unter einem anderen Namen, der festefeiernde und villenbauende Bourgeois wieder auferstehen, den im Grunde ihres Herzens zu allen Zeiten so viele Menschen als höchstes Lebensziel ersehnen.

*) Man verzeihe die Verwendung dieser Schlagworte und Kautschukbegriffe.

Das deutsche Großbürgertum des 19. Jahrhunderts war besser als sein heutiger Ruf. Es vereinte auf sehr fruchtbare Weise zahlreiche Kräfte verschiedenster Richtung und brachte sie zur lebhaftesten Entfaltung. Aber es ordnete diesen strotzenden Reichtum an wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen Leistungen nicht um eine feste Haltung, reife Bildung oder sichere Anschauung. Es ließ dem „Fortschritt" fröhlich die Zügel schießen. Vielleicht war, zumal um die Jahrhundertwende, dieser Fortschritt die Religion des Großbürgertums, die so viele weite und willige Pforten eröffnete. Ohne diese offenen Pforten hätten im Garten der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts nicht so viele Werte wohlversorgt gleichzeitig gedeihen können. Aber eine Grundhaltung einfachster Art, etwa wie sie Soldaten oder Ordensbrüder haben, war auf solche Weise nicht zu gewinnen. Trotz der Freude am Militär und gelegentlicher harmloser Freimaurerei, war der Großbürger weder Soldat noch Ordensbruder. Er war, oft im guten, oft im schlechten Sinne „liberal" und Zivilist. Dieser Liberalismus war eher ein psychologischer Ausweg als eine sittliche Haltung oder Lebensform. Aber er war zugleich der Ausdruck eines Bekenntnisses, Bedürfnisses und Willens zu freiem Forschen, zur Gewinnung von Wissen, Macht und Wohlfahrt, zum Geltenlassen und, dem Grundsatz nach, zu einer sozialen Gerechtigkeit, sofern sie ohne Brechung der Bewegungsfreiheit erzielbar schien. Kein Jahrhundert der Weltgeschichte ist in allseitiger, fröhlicher und üppiger Entfaltung der Schaffenskräfte und Hilfsmittel dem 19. Jahrhundert vergleichbar.

Die Elemente, aus denen das Großbürgertum hervorging, sind in Deutschland, Frankreich, England, den kleinen westlichen und nordischen Staaten in recht verschiedenem Verhältnis und oft zu anderen Zeitpunkten zum Gesamtbilde zusammengetreten. Bei dieser Entwicklung zeigte England die größte Stetigkeit. Frankreich mündete einhundertfünfzig Jahre nach der Zeit Cromwells mit einer heftigen Revolution in den seit langem sich heranwälzenden bürgerlichen Strom Europas ein. Das seinem Urwesen nach so bürgerliche Deutschland hinkte und stolperte zunächst auf kurvigen und holprigen politischen Straßen hinterher. Auch nach der französischen Revolution blieben in Deutschland viele Elemente, die nach dem bürgerlichen und großbürgerlichen Zustand strebten ohne rechte innere Verbindung miteinander, da es zu einer einigenden Entwicklung großpolitischer Art nicht kommen wollte. Einzelne Zweige der geistigen Kultur gelangten zwar bald zu einer erstaunlichen Blüte. Aber bis zum Weltkriege standen diese üppigen Gewächse gleichsam auf einzelnen Beeten des deutschen Kulturgartens. Die allgemein deutsche Pflanze, die blaue Blume der inneren Kultureinheit, die in der Bildung, der Politik, der Handhabung der technischen Macht und dem sozialen Empfinden hätte aufblühen sollen, hielt ihren Kelch geschlossen.

Die Heftigkeiten und Abwegigkeiten, die immer wieder im geistigen und sittlichen Bilde Deutschlands zu beobachten sind, hängen damit zusammen, daß die zum Formen eines „deutschen Menschen" bestimmten Mächte in

vielfachem Widerstreit miteinander lagen. Es ergaben sich Zeitläufte, so vor allem nach 1871, in denen man durch krampfhaftes Nachholen der wirtschaftlich-technischen Entwicklung, durch politische Macht, durch Streben nach Weltgeltung, durch wissensmäßige Schulung an den uns so lang vorauseilenden Strom der Geschichte Anschluß zu gewinnen suchte. Vielleicht war dies machtvolle Hasten noch eine Folge des Dreißigjährigen Krieges. Bis heute suchen wir ungeduldig und atemlos Klüfte zu überspringen, die seit dem 17. Jahrhundert in mancher Hinsicht zwischen uns und dem größeren Gang der Geschichte klafften. Fühlen wir uns nicht stark, tüchtig, begabt? Ist es nicht zum Rasendwerden, daß uns die Felle immer wegschwimmen? Jetzt haben wir den Sprung über die Kluft gemacht. Aber wir sprangen zu einem Ufer hinüber, das inzwischen auch in der ganzen Welt bröckliger und unsicherer geworden ist, und wir haben wohl, um springen zu können, einige Rucksäcke voller Kulturballast auf dem alten Ufer zurücklassen müssen.

So materialistisch, mechanistisch und kausalistisch viele Triebkräfte im Zeitalter der Technik, der Industrie und der Naturwissenschaften biologischer und mathematischer Prägung auch sein mochten, so waren sie doch gesättigt mit den Bildungsgütern der großen geistigen und musikalischen Epoche um 1800. Diese Bildung war zwar philosophisch aufgeklärt, sie besaß eine lichte Auflockerung des Geistes und ein „klassisches" Bekenntnis zu Form und Zucht; aber das Romantische, die unklar wühlenden Kräfte des Deutschtums mit ihren schimmernden Farbigkeiten und Unausgesprochenheiten waren gleichzeitig am Werke. Beide Richtungen, so sehr sie sich widersprachen und zuweilen bekämpften, waren miteinander doch zu dem verschmolzen, was man als deutsche Bildung empfand. Man liebte gleichzeitig Lessing und Karl Maria von Weber. Wir können, so unvollkommen der Name sein mag, die Gesamterscheinung der anerkannten Bildung als humanistisch-idealistisch kennzeichnen. Damit kennzeichnen wir jene außerordentliche Epoche, die gesättigt war mit geistigen und musikalischen Leistungen, die charakterisiert ist durch die Namen größter Dichter, Philosophen und Musiker. Sie reicht bis unmittelbar an die Pforten unseres neuesten Zeitalters heran. Es war eine einzige großartige, wenn auch oft zackige und bogige Linie von Kant zu Hegel, Fichte, Schopenhauer, von der sogenannten klassischen Zeit zur Romantik, von dort über die Bildungswelt der Humboldt und Grimm zu den großbürgerlichen Universitäten, Akademien und Hochschulen. All die Strahlen dieses Bildungsstrebens — und Wesens liefen durch die bürgerlich und residenzlich prachtvoll emporblühenden Städte, um deren alten Mauerring sich Parke, Bahngleise, wohlhabende aber auch proletarische Hausmassen, Villen und Mietskasernen schmiegten. Das München etwa des 19. Jahrhunderts ist als eine der großartigsten menschlichen Kulturentfaltungen überhaupt anzusehen, in seiner Blüte nicht unähnlich dem Florenz der Renaissance. Materiell seien wir gewesen? Gewiß? Die Zeit der Medici und des Perikles war auch kaufmännisch, hart und materiell. Aber das 19. Jahrhundert ist

gekennzeichnet durch glühende Anteilnahme am Schauspiel, an der Oper, dem Musiksaal, der Kammermusik. Wann jemals war ein Volk von vierzig bis sechzig Millionen so hungrig nach Geist und Kunst? Es war eine Zeit des fanatischen wissenschaftlichen Eifers, der emsigsten Baulust, wobei Schlechtes und Gutes allerdings schroff wechselte. Zur Zeit der Berliner Renaissance wurde in München gut gebaut. Waren die neuen Ansätze nach Überwindung des Jugendstiles nicht höchst verheißungsvoll? Und wer wollte die hundert Jahre der deutschen Malerei schelten?

So ähnliche Entwicklungen auch in den verschiedenen Ländern stattfanden, in solcher Kraft und Üppigkeit entfaltete sich das Kulturleben nur in Deutschland. Aber die Kultur wand sich hier wie ein malerischer Strom zwischen den Klippen und Inseln unserer territorialen, politischen und psychologischen Zersplitterung hindurch, die ja auch noch in der wilhelminischen Epoche nachwirkte. In herrlichen inselhaften Sondergefilden: einem Weimar, einem München, einem Dresden konnte man Halt machen und jene unsagbaren, niemals wiederkehrenden deutschen Daseinsstimmungen und Kulturschwingungen des reich werdenden Deutschland miterleben. Das gesamtdeutsche Bild war gewiß wirr, aber es war bunt, kräftig und voller Ansätze großer Art, wenn auch vielfach von Geschmacklosigkeiten und sozialer Mißstimmung verzerrt. So entstand ein vielspältiges und doch wieder als Gesamterscheinung einheitliches Kulturbild. Es war ein Geistesstrom in einem Volke von sehr gebirghaftem Gemüt, das, oft politisch gehemmt, im Geist und in der Arbeit heftig weiterstrebte.

In den humanistisch-idealistischen Strom hatte seit der Zeit der Befreiungskriege der realistisch-technische Strom einzumünden begonnen.

Die naturwissenschaftliche Erkenntnis, wie sie sich etwa in Goethe offenbarte, war zunächst gar nicht von der humanistisch-idealistischen Bildung zu trennen gewesen. Man empfand zwischen beiden keinen Widerspruch der Art, wie man es später im 19. Jahrhundert mit der Folge tat, daß man die Realia von den Humaniora auf fast feindliche Weise schied. Auf der Verwertung naturwissenschaftlicher und mathematischer Kenntnisse in Maschinen und Apparaten, welche den verschiedensten praktischen Zwecken dienen mußten, beruht die Eigentümlichkeit des 19. Jahrhunderts. In Deutschland hat sich, im Gegensatz zu England, dieser Vorgang nicht Schritt für Schritt und organisch vollzogen; vielmehr lief unsere Physik und Chemie lange Zeit geisteswissenschaftlich im gewohnten Erkenntnisgang mit, ohne eine praktische Auswertung entschieden anzustreben. Die Wissenschaft hatte sich bei uns vor 1830 nur sehr spärlich in Maschinen umgesetzt und nicht systematisch in die praktisch-wirtschaftliche Welt hineinbegeben. Die Dampfmaschine, die Eisenbahn, das Dampfschiff, auch die ersten praktischen Ergebnisse der Elektrizitätslehre, das alles wurde mehr oder weniger fertig eingeführt und zunächst in unsere humanistisch-idealistische Epoche als eine Art von technologisch verbessertem Gewerbe hineingestellt. Die Deutschen aber erkannten die neue

praktische Strömung kaum als Bildungsgut, besser gesagt, als menschlich zu bildendes Gut an. Selbst das Großbürgertum unternahm hier wenig, obwohl es im Grunde der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung später seine materielle Wohlfahrt verdankt und sein späteres (wilhelminisches) Gepräge durch sie erhielt. Freilich entstanden später flach-materialistische Strömungen, wurde die Wissenschaft immer kausalistischer und empirischer. Aber dabei blieb unsere Wertschätzung der humanistisch-idealistischen Bildung unangefochten. Völlig Verschiedenartiges stand nebeneinander, war noch nicht zusammengeschmolzen. Hier also lag der große Riß des deutschen Großbürgertums, der ihm schließlich verhängnisvoll wurde, weil es dem Hange huldigte, alle Bildung nur in einer Steigerung des akademischen Wissens zu erblicken.

Die auf den Plan tretende moderne Maschinentechnik erwies sich im Bündnis mit dem sich immer mehr ausbreitenden liberalen Grundsatz der frei schwingenden Wirtschaft als so revolutionierend, daß schon wenige Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen die merkwürdigsten Gärungen auftreten mußten. Unsere gewerbliche und wirtschaftliche Entfaltung wurde immer deutlicher gehemmt durch die politische Lage, durch die Vielstaaterei, durch die Zollgrenzen, die mangelnde Einheitlichkeit des politischen Bewußtseins. Aber eben dieser — staatspolitisch gesehen — unglücklichen Lage waren doch wiederum die wundersamsten Werte des Geistes und der Bildung zu verdanken, die Jahrzehnt um Jahrzehnt standhielten, Einfluß ausübten und sich merkwürdig stark in die Wandlungen und Gärungen des Zeitalters hineinmengten. Die Haltung und Lebensauffassung mancher großbürgerlicher Gestalten ist nur daraus zu erklären.

Die erste große industrielle Zeit Deutschlands, in der Männer hervortraten wie Krupp, Siemens, Borsig, Liebig ist dadurch gekennzeichnet, daß gewaltige Kräfte wirksam zu werden begannen, für deren Entfaltung und Bändigung a u f d i e D a u e r andere soziale, politische und geistige Zustände und Formen erforderlich waren als die vorgefundenen. Für die erste machtvolle Entfaltung der „Realia" freilich war eine immer freier schwingende („liberale") Entwicklung gar nicht zu entbehren. Sie ließ aber die Massen des Proletariats anwachsen, eine ganz neuartige Volksschicht, einig mit dem Großbürgertum im Glauben an Fortschritt und Entwicklung vor allem im Hinblick auf die Möglichkeit größerer materieller Wohlfahrt, aber feindlich gegen die nationale und liberale Haltung und gegen die aus Humanismus und Realia seltsam gemengte „Bildung". Schon in den vierziger Jahren begann die proletarisch genannte Schicht soziale Gestalt anzunehmen und eine ausgesprochen realistisch-materialistische Denkweise zu entwickeln. Diese nachrückende Schicht war der Kummer des Bürgertums. Es wurde durch sie dazu gedrängt, eine Art von Standesbewußtsein im Gegensatz zum Proletariat auszubilden, und sah zunächst in einem Nachgeben vor den besitzlosen Klassen, damals übrigens wohl mit einigem Recht, das Ende der Kultur, der Wohlfahrt und des Fortschritts. Zwischen dem neuen Arbeiterstand und dem Großbürgertum aber flutete eine zahlreiche Schicht

von Kleinbürgern, deren soziale und geistige Verhältnisse nicht so recht deutbar waren, für die man keine Klassennamen erfand, die halbe oder verunstaltete Werte bald von oben, bald von unten bezogen. Es waren weder „Arbeiter" noch „Großbürger". Eine Schicht im ewigen Wandel und Werden, berufen, in vielerlei Verkappungen lange Zeit hindurch nicht recht zu deutenden geistigen, sozialen und politischen Einfluß auszuüben. Es war im Grunde eine große unbekannte Partei, die überall in dem mannigfach schillernden politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Parteien Deutschlands mit unterkroch. Alles in allem: der große Puffer der Zukunft zwischen Kommunismus und manchen schwer zu entbehrenden Bestandteilen des liberalen Kapitalismus.

Zwischen den Polen der Wirtschaft, der Technik, der Politik, des geistigen Lebens ergaben sich in der Nation zahllose fruchtbare Anregungen und Gestaltung, deren Aufzählung und Deutung wohl die Kraft des größten Kulturhistorikers übersteigen würde. Unzählbar sind die Richtungen, die das aufbereitete und brodelnde deutsche Leben einschlug, die territorialen, die politischen, konfessionellen und sonstigen Facetten, in denen es sich immer noch brach. Großartige, durch Jahrhunderte geschlossene Entwicklungen, zum Beispiel die des preußischen Soldatengeistes vom Großen Kurfürst bis in unsere Tage stehen neben Zerfaserungen und Abwegigkeiten, ja Kleinlichkeiten aller möglichen Arten. Politische Wirrnis und Halbheit herrschte in diesem Jahrhundert, in dessen sich nur langsam klärenden Mosaik doch ganz große Politiker wie Stein und Bismarck am Werke waren, hervorragende Volkswirte wie Friedrich List gegen nicht endende Widerstände zu kämpfen hatten.

Der deutsch-französische Krieg zerbrach plötzlich die meisten politischen Schranken, die der freien Entfaltung der technisierten Wirtschaft und des gemeinsamen deutschen Geistes im Wege gestanden hatten. Aber aus dem Bündnis von Politik und Wirtschaft ergaben sich nach 1870/71 keine neuen seelischen und geistigen Werte. Neben der Großbürger-Kultur und der humanistisch-idealistischen Bildungswelt, neben dem Aschenbrödel der Realbildung stand der Geist des Militärs und der Behörde. Zwar wurde der Bildungsbetrieb mit dem plötzlich freiwerdenden nationalpolitischen Bewußtsein und dem zunehmenden Gedeihen sehr lebhaft. „Bildung" gehörte wie ein Dogma in die Stimmung und Ideologie des neuen Reiches. Im großen und ganzen handelt es sich aber doch nur um eine Fortsetzung des alten Bildungsideales, dem immer üppiger werdende Hilfsmittel in einer Umwelt zur Verfügung standen, die nach anderen Formen verlangte, die man nicht recht fand, die neuen geistigen Kampf forderte, der nicht recht zu einer Volksbewegung werden wollte. Dieser überall zu spürende Bruch löste in dem nervös-pathetischen Geiste eines Nietzsche, in dem „konservativen" Gemüt eines Lagarde die heftigsten Widersprüche aus. Nietzsche vor allem ist das empfindlichste Barometer, welches die Ungereimtheiten des Bildungsbetriebes, die unter der Decke sich vollziehende Zerstörung der alten Werte anzeigte, dessen Ruf nach dem Übermenschen aber doch auch wieder mit den jugendlichen und fast brüsken Kräften des keineswegs dekadenten „fin de siècle" alle möglichen Zusammenhänge aufweist.

In der Erinnerung derjenigen, die noch jene seltsame, großartig bewegte und vielgestaltige Epoche in ihrem letzten wilhelminischen Abschnitt mit all ihren Widersprüchen des Geschmacks und des Gefühls, mit ihrem Begeisternden und menschlich wie national Anstößigen miterleben durften, schwebt das Gesamtbild des Zeitalters trotz allem und allem in üppiger, ja fast majestätischer Pracht. Es war das erste große Zusammenraffen der Deutschen nach der Begegnung mit der Maschine, und zwar in voller Hingabe an die Maschinen und den Fortschritt ohne die seelische Preisgabe der alten Kultur, die doch in ihren Grundwerten bereits erschüttert wurde. Da alle Zeitalter von Unsicherheiten und Fehlern strotzen, über allem stets der tragische Schatten der Unvollkommenheit und Unerfülltheit notgedrungen schwebt, so ist es die Frage, ob nicht trotz aller offenkundigen Mängel eine der zweckvollsten, weitesten und freiesten Epochen eben das 19. Jahrhundert war. Versagen wir darum nicht einseitig jener uneinheitlichen, aber glanzvollen Entwicklung, jenem strahlenden Übergang zwischen zwei Zeitaltern unseren Anteil. Handel und Wandel gediehen. Die Wissenschaft leistete Dinge, die den Weg der Jahrhunderte bestimmen werden. Tatkraft und Unternehmungslust war in ihnen allen, dem Richard Wagner, Helmholtz, Bosch, Corinth, Leibl. Von was anderem zehren wir denn zunächst noch wirtschaftlich, technisch und geistig als von dem, was das 19. Jahrhundert als Grundlage schuf? Große Erfinder waren am Werk; wir schufen die Dynamomaschine, das Auto, den Verbrennungsmotor. Industrielle bauten ihre gewaltigen Werke. Deutschlands Handel erstreckte sich über die Welt, und zum ersten Male in der Geschichte besaß Deutschland Kolonien über See. An Musik und Dichtung herrschte unverminderter, ja fast fanatischer Anteil. Erinnern wir uns der beschwingten Atmosphäre in Foyer und Konzertsaal. Um die Leistungen eines Richard Wagner wogte ein fast religiöser Kampf, wie er heute in Sachen der Kunst kaum noch vorzustellen ist. Neben der schimmernden Pracht der farbenfreudigen Paraden herrschte die fahnenflatternde Lust der Stapelläufe und Einweihungen. Strotzende Ausstellungen zeigten die Fülle der „Leistungen". Kräftig rührte sich unter all dem das Bewußtsein des Arbeiterstandes.

Alle Probleme, wie wir sie heute auskämpfen müssen, waren damals schon von den Besten im Volke erkannt und nach allen Abwegigkeiten, Schwankungen und Unebenheiten kündigte sich eine geistige Strömung an, die wir in ihrer sittlichen Geschlossenheit erst neu entdecken müssen. Es war — man sage, was man wolle — ein frischer, ja jugendlicher Aufbruch. Vieles von dem Besten, was heute am Werke oder zu einer Zukunft schreitet, knüpft an die Blüte des Geistes, der Sitten, der Erziehung an, die sich kurz vor dem Weltkriege still, groß und einfach entfalten wollte. Wir waren auf dem Wege, die wahre Einheit vom Charakter her zu suchen. Die Besten wußten auch damals Bescheid. Aber vielleicht bedurfte es des ungeheuren Aufwandes von 1914 bis heute, um die im deutschen Wesen kreuz und quer laufenden Schranken und eine großbürgerliche Stellung zu vernichten, die — so mag man es sehen — dem Siege der innern Einheit im Wege stand.

Otto Doderer

Der Maskenball / Erzählung

In dem Jahre, in dem Hermann sein neunzehntes Lebensjahr beendet hatte, überredete ihn seine Mutter, an einem Tanzzirkel teilzunehmen. Sie hatte besorgt eine zunehmende Neigung zum Sonderlinghaften an ihm beobachtet und sah darin ein Erbteil ihres Mannes, der aus einem einsamen Hof der weiten Ebenen im Norden Deutschlands gekommen war. Sie hingegen war hier in der heiteren Geselligkeit am Rhein aufgewachsen, in der bewegten Hügellandschaft mit den eng aneinandergebauten alten Städtchen, in denen die Tagesstunden noch von Sonnenuhren an verwitterten, klotzigen Türmen angezeigt werden und wo sich an den Hängen die Säfte der Erde und die Glut der Sonne als feuriger Wein sammeln. Trotz der herzlichen Übereinstimmung war die Wesensverschiedenheit ihrer beiden doch wie ein — freilich nie erwähnter — Riß ihrer Ehe zwischen ihnen geblieben und durch den frühen Tod ihres Mannes — er war Schreiner und wurde bei einem Neubau durch einen abrutschenden Balken erschlagen — nur schmerzhafter für sie und nicht undeutlicher geworden. Um Hermann zu einer aufgeschlosseneren Freiheit des Lebensgenusses anzuleiten und ihn vor der Vereinzelung zu schützen, unter der sein Vater — und sie mit ihm — bitter gelitten hatte, wandte sie alle mütterliche Fürsprache auf, ihm nach und nach den Umgang mit seinen Altersgefährten unentbehrlich zu machen, den er seinerseits zu meiden trachtete über Büchern und auf stillen Spaziergängen am Feierabend.

Mit mehr Verdruß als Vergnügen hatte er schließlich ihrem Drängen nachgegeben, weil er selbst zu der Einsicht gekommen war, daß solche Dinge unter die Üblichkeiten im Umgang mit Menschen gehören. In der gleichen Überlegung war er auch heute zu dem Maskenball des Gesangvereins „Eintracht" gegangen, um gewissermaßen das in der Tanzstunde Erlernte zum erstenmal praktisch anzuwenden. Sein Inneres war zwar wie bei allen asozialen Naturen so zart gegliedert, daß es in einer unvorbereiteten Lage sogleich in verwirrte Unordnung gebracht werden konnte und sein Benehmen eine hilflose Verlegenheit wurde. Aber sein Ehrgeiz war so stark, daß er auch solche Anforderungen an seinen Charakter nicht scheute, die ihm unbequem waren, weil er gerade durch sie vollkommener zu werden hoffte.

So stand er also am Rande des großen Saales, der mit bunten Fahnen und Girlanden, mit papierenen Fratzen und Schildern, die mit Scherzsprüchen bemalt waren, an den Wänden und Säulen über und über behangen und von Tabaksrauch, Bier- und Weindunst, Stimmengeschwirr, Lachen, Rufen, Trubel und den quiekenden Abstimmtönen der Instrumente erfüllt war. Das Grelle und Laute tat ihm, der des Alleinseins gewohnt war, fast körperlich weh. Am Eingang war ihm eine Narrenkappe auf den Kopf

gestülpt worden, er sah sich nun in einem großen Spiegel und erschrak vor Scham. Die Kappe war ihm zu groß und saß ihm dicht auf den Ohren, die deswegen vom Kopf abstanden, sein Gesicht erschien viel kleiner als in Wirklichkeit und war durch eine grinsende Grimasse verzerrt. Überdies war er befangen, nachdem er bemerkt hatte, daß er der einzige unter den nicht maskierten Herren im Saale war, der keinen Gesellschaftsanzug, sondern, weil er einen solchen nicht besaß, seinen blauen, zweireihigen Anzug trug, den seine Mutter sonst mit so großem Stolz an ihm sah. Schon erwog er alle möglichen Vorwände, um sich wieder hinauszuschleichen. Unter Larven verborgen drängten Frauen und Mädchen an ihm vorüber. Die Augen vorbeigeschobener Männer maßen ihn, wie ihm schien, verächtlich. Ab und zu galt ihm ein neckender Zuruf einer verstellten Fistelstimme, oder der Klaps einer Pritsche traf ihn. Jakob Korn, einer seiner einstigen Mitschüler, dem er die von einem Steinwurf herrührende Narbe über seinem linken Auge verdankte, zwängte sich in einem tadellosen Smoking mit seinen breiten Boxerschultern durch das Gewühl. In der Schule hatte der immer eine mäßige Rolle gespielt, hier dagegen schien er seiner Sache um so sicherer zu sein. Im Vorbeigehen kratzte er sich spöttisch hinter den Ohren und sagte zu Hermann: „Au weh, du auch hier?" Hermann war es, als ob diese Menschen alle Besitz von ihm ergreifen wollten. Er kam sich vor, als sei er der einzig Vernünftige unter lauter wirklichen Narren, nur mit dem Umstand, daß sie ihn zum Narren hielten. Er bereute, daß er nicht wenigstens eine Verabredung getroffen und sich so ohne weiteres hierher gewagt hatte. In seinem ausgeprägten Drang nach Wahrhaftigkeit, dem Konventionalitäten so widerwärtig waren wie Phrasen, hielt er diesen ganzen ausgelassenen Betrieb für im tiefsten Grunde unwahr oder doch wirklich für die längst sinnlos gewordene, leere Form eines einstmaligen heidnischen Frühlingsfestes. Jedenfalls war er darin eine unpassende Erscheinung.

Genau um acht Uhr elf Minuten wurden die Flügel der Saaltüre breit geöffnet. Der Kapellmeister auf der Bühne stellte sich auf die Zehenspitzen, in der einen Hand die Geige, in der anderen den Geigenbogen, mit den neben dem Kopf hochgebogenen Armen wie ein dreiarmiger Leuchter dastehend, den Mund geöffnet, als warte er darauf, daß von der Türe her ein Kommando hineingeschleudert würde. Plötzlich schnappte der Mund zu, der rechte Arm mit hochgerecktem Geigenbogen stach in die Luft, und sofort bummsten elf Paukenschläge gebieterisch durch den Lärm. Das närrische Komitee war am Eingang erschienen und schritt in den Saal, elf würdige Bürger, die vielzipfeligen bunten Kappen, an denen die messingnen Glöckchen leise klingelten, auf den satten und zufriedenen Köpfen und vergoldete und versilberte Phantasieorden aus Blech oder Pappe auf den rundlichen Bäuchlein, gravitätische und vergnügte Biedermänner, ergraute Handwerksmeister, Beamte und Angestellte, die alltags in ihrem Beruf streng und geregelt ihre Pflicht taten, für heute die auserlesenen Herrscher des Frohsinns. Das Orchester war inzwischen in eifrige Bewegung gekommen und schmetterte

den Narrhallamarsch so forsch und spritzig, als sausten die Klänge eine Rutschbahn herunter, indes die Menge unschuldig wie Kinder, die Patsche Kuchen machen, nach dem Rhythmus in die Hände klatschte. Wenn der Marsch zu Ende war, fing er wieder von neuem an, bis das ehrwürdige Präsidium stramm und stämmig auf den breiten Hintern saß und die ersten Flaschen sich schon in die Pokale ergossen.

Plötzlich fühlte sich Hermann am Rockärmel gezupft. Eine Holländerin stand neben ihm, nicht kleiner gewachsen als er selber, das schwarze Mieder und darunter den munter gestreiften Rock eng um volle, feste Formen geschlossen, um den Brustausschnitt ein duftiges Spitzentuch, aus dem der Hals schlank und edel hervorwuchs, und auf dem kastanienbraunen krausen Haar quer wie ein weißes Schiffchen das zierliche Gebilde eines Häubchens. Aus den Schlitzen der Larve lachte ihn ein Paar verkniffener Augen spitzbübisch an. Sie wären so schwarz gewesen wie der Samtstoff, der sie umgab, wenn nicht eine braune Politur darin geblinkt hätte. Beklommen starrte Hermann in sie hinein. Was war das für ein Wesen? Dann machte er gehorsam eine linkische Verbeugung. Das Mädchen hing ihm schon im Arm. Wie kam sie dazu, sich gerade ihn auszusuchen, der doch eben noch so mancherlei Unzulänglichkeiten an sich empfunden hatte? Wenn er die Mädchengestalten verglich, die er im Saal überschauen konnte, so schien ihm keine lockender als die ranke Anmut an seiner Seite. Hätte er sie wählen dürfen, so hätte ihm wahrscheinlich nur der Mut dazu gefehlt, oder er hätte den Mut für Anmaßung gehalten.

Allmählich wich seine Befangenheit ein wenig. Sie hatten sich den Reihen angeschlossen, die sich zur Polonäse aufstellten. „Du bist aber groß geworden, Hermann", hörte er das Mädchen sagen mit ganz unverstellter Stimme. Erstaunt sah er sie an, die Stimme war ihm fremd. Kaum wagte er zu fragen: „Ja, kennst du mich denn?" Sie kicherte. Er versuchte gar nicht, weiter in sie einzudringen. Geduldig wollte er ausharren bis zur Demaskierung und war zufrieden, wenn er bis dahin nur ganz behutsam neben ihr bleiben durfte. Es war ihm wie im Märchen. Wenn er zuviel fragte, konnte sie wieder weggezaubert sein und wie eine Fee in ein Nichts zergehen. Aber ihr weißhäutiger Arm lag rund und weich und warm in dem seinen, und als er sich vergewissern wollte, wurde der Druck mit einem spürbaren Zucken erwidert. Auch ihre Stimme plauderte vernehmbar und unentwegt. Es war also kein Traum, sondern lebendige, wundervolle Wirklichkeit. Merkwürdig war, daß sie sich auskannte in seinem Elternhaus so gut wie er selbst. Sie wußte, daß die Wände voll selbstgesägter Käfige hingen, in denen sein Vater Singvögel aller Art aufgezogen hatte. Sie fragte nach der großen Kaffeetasse der Mutter mit der Aufschrift „Ich bleib Dir 3 4+4", nach der uralten, wurmstichigen Standuhr mit dem beängstigend dröhnenden Stundenschlag. Sie erzählte, wie der Vater mit dem Schwarm der Nachbarskinder an den Sonntagmorgen über die Felder zu gehen pflegte, um die ersten Veilchen zu suchen oder zu Ostern die Weidenkätzchen oder dann die Sommerblumen,

die er zu Kränzen oder zu kunstvollen Sträußen zu binden verstand. „Es war eine schöne Zeit“, sagte Hermann. „Jetzt ist es doch viel schöner, Hermann“, meinte lebhaft das Mädchen. Ja, es war herrlich, er war ein rechter Glückspilz!

Sein ganzes Innere war nun aufgelockert. Jedes Teilchen schien plötzlich Schwingen bekommen zu haben und in Bewegung gekommen zu sein. Er wunderte sich über sich selbst, er war völlig verwandelt. Sonst wortkarg und ungelenk, war er jetzt ungezwungen, freimütig, unternehmend, gesprächig und plätscherte vergnügt in der harmlosen Lustigkeit, die ihn umgab. Er tanzte so vorzüglich, daß Herr Jean Codé, sein Tanzlehrer, der auch hier die Tanzordnung angab, ihn längere Zeit beobachtete, sich voll Bewunderung die Hängebacken hielt, die seinem Antlitz einen so seltsam weltüberdrüssigen Ausdruck gaben, und dann auf ihn zukam, ihm die Hand schüttelte und so begeistert „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ sagte, daß Hermann errötete. Wo er hinsah, nickten ihm jetzt freundliche Gesichter zu. Aber er sah nicht viel um sich, sondern war ganz dem köstlichen, lebenswarmen Geschöpf hingegeben, das er als Besitz im Arm hielt, dessen Herz an seinem klopfte, dessen Augen in seine versenkt waren, dessen Atem er teilte. Wenn sie einen Tanz aussetzen mußten, weil der Andrang der Tanzenden zu groß war, lehnte sie sich ohne jede Scheu an ihn, sie neckten sich als Verbündete dann mit den Umstehenden, und mit ihrem Fächer wehte sie sich und zugleich ihm Kühlung zu. Darauf schwebten sie und wiegten sich wieder Körper an Körper in der Verschmolzenheit der Bewegungen, die vom Zauber der Melodien gelenkt wurden. Sie tanzten unersättlich. Die Wollust des Tanzens hatte ihn erfaßt.

Schließlich fühlten sie sich doch müde werden und waren durstig. Sie fanden zwei freie Stühle an einem Tischchen, an dem sie allein saßen, und Hermann bestellte Wein. So saß nun Hermann zum erstenmal in seinem Leben, seinen eigenen Entschließungen überlassen, mit einem Mädchen beisammen. Sie stießen an. „Unsere Freundschaft“, sagte Hermann. Die Gläser klangen so hell aneinander, daß die Leute an den Nachbartischen herübersahen. Das Verlangen quälte ihn wieder, das Gesicht zu sehen, das sich ihm verborgen hielt, ihr Bild ganz in sich aufzunehmen durch die Linien der Seele, die in dem Gesicht eingezeichnet sein würden. Während sie das Glas an die gespitzten Lippen setzte und dabei die Larve ein wenig in die Höhe hob, bückte er sich und sah darunter. Er sah nur die schelmischen Sechser um die Mundwinkel und die zart wie das Blütenblatt einer Heckenrose durchblutete Haut. Irgendwo hatte er diesen Mund in seiner Erinnerung, aber er verband keine Vorstellung damit. Der Wein legte sich lähmend in sein Blut, machte ihn nicht befreiter. Er versank ins Grübeln. „Wer bist du?“ fragte er leidenschaftlich. Erschreckt spürte er, daß er in der Erregung ihr Knie umfaßt hatte, aber sie schob seine Hand nicht fort. Sie saß einen Augenblick stracks aufgerichtet und überlegte. „Komm heraus“, sagte sie dann.

An der Hand führte sie ihn aus dem Saal, durch den Vorraum, die Marmortreppe hinauf in das obere Stockwerk, durch einen engen Gang

und dann durch eine kleine Tür. Sie waren auf der dunklen Galerie, die heute nicht benutzt wurde und wo Tische, Stühle und Bänke übereinandergeschichtet waren. An der Brüstung setzten sie sich in einen Winkel. Das Mädchen sah suchend hinunter in das bunte, helle Gewoge des Saales. Er betrachtete die schöne Linie ihres runden, gebeugten Nackens. Sie deutete nach einiger Zeit auf einen älteren Mann und eine Frau, die dort unten in der Nähe der Bühne saßen. „Kennst du die?" fragte sie. Freilich kannte er sie: Herrn Rücker, seinen Meister, der auch der Meister seines Vaters gewesen war, und Tante Maja, die Meisterin. Tante Maja nannte er sie, weil er von Kindesbeinen an unter ihrer Obhut gewesen war, denn sie wohnten im Hause des Meisters. „Es sind meine Eltern", sagte das Mädchen schlicht. Ganz ohne Umstände und ungeziert nahm sie die Larve herunter. Im Zwielicht, das aus dem Saal zwischen den bunten Papiergirlanden zu ihnen heraufstrahlte, zeichnete sich das schmale, ganz wenig geschweifte Näschen und die klare, ruhige Stirn neben ihm ab. „Änne!" rief er entzückt. Wer hätte das gedacht! Sie waren ja zusammen aufgewachsen. Aber sie hatten sich zwei Jahre nicht mehr gesehen, weil Änne von zu Hause fort gewesen war bei Verwandten in Holland. Sie war damals noch ein Kind von vierzehn Jahren gewesen und er immerhin schon ein Jüngling. „Du bist es, und dennoch bist du es nicht", lächelte er. Es war die gleiche Natur und doch in ganz anderer Gestalt, ja in einem anderen Wesen. Aus dem kleinen, zarten, rothaarigen Mädchen, dessen ein junger Mann nicht weiter achtet, sei es auch einst eine freundliche Gespielin gewesen, war eine voll erblühte Jungfrau geworden mit dem wundervollen Haar, das so rauh und trocken war, daß es elektrisierte, wenn man darüber strich.

Als sie die weißen Glacehandschuhe von den Armen streifte, wurde das linsengroße Muttermal über dem rechten Handgelenk sichtbar. Er riß die Hand an seinen Mund. „Ja, du bist es", sagte er und drückte einen Kuß an die Stelle rings um das Mal, als ob er es herausbeißen wolle. Mit der linken Hand hieb sie die Pritsche auf seinen Rücken, aber die Zähne hatten sich schon eingezeichnet in die rosige Haut. Er streichelte darüber. Sie ließ es geschehen und lehnte seinen Kopf sekundenlang an ihre Brust. Nachdem sie nun ruhig die Larve wieder vorgezogen hatte, faßte er wieder ihre Hand und saß so neben ihr, ihrer Stimme lauschend. Wenn sie sprach, zwitscherte sie rasch und spitz, nur die betonten Worte flötete sie dunkel und langgezogen, sie hatte eine menschliche Amselstimme. Er erfuhr, daß sie am Nachmittag erst aus Holland zurückkam, vom Heimweh getrieben. Schon zur Kerb im letzten Herbst hatte sie es in der Fremde kaum noch ausgehalten, Weihnachten hatte sie noch einmal durchgebissen, aber gestern abend, am Tag vor Fastnachtsamstag, hatte sie entschlossen ihre Koffer gepackt, nirgends war es schöner als daheim. Die Überraschung könne er sich ausmalen, wie sie so unerwartet vor der Türe stand, als die Mutter öffnete! Nun war natürlich viel zu berichten gewesen, und schnell wurde es Zeit, sich zum Ball fertigzumachen. Das Kostüm hatte sie ja aus Holland mitgebracht. Und so war

sie denn jetzt, Gott sei Dank, hier! Sie seufzte ganz tief erleichtert. „Meisje“ sagte man in Holland zu den jungen Mädchen. Sie kicherte wieder in ihrer silberhellen Art. Hermann war still wie in der Kirche. Er war so vollkommen glücklich, daß er nur den einen Wunsch hatte, in Ewigkeit so sitzen zu können, Hand in Hand mit ihr.

Überhaupt Holland – was für ein seltsames Land das war! Eigentlich war es Meeressand und Meeresschlamm. Deshalb gab es keine Steine dort und keine Berge, und die Wege waren manchmal mit Muscheln bestreut wie bei uns mit Kies. Es lag tiefer als der Meeresspiegel. Die Schiffe fuhren in Kanälen auf Dämmen hoch über den Feldern wie bei uns die Eisenbahnen. Diese Meerwasseradern durchzogen auch die Straßen der Städte. Und Windmühlen standen überall im Lande, viele Windmühlen, die nicht Korn mahlten, sondern Wasser, damit es weiterrann. Die Häuser waren schmal wie Kajüten, die Fenster ohne Läden, man konnte abends die Familien im Zimmer unter der Lampe sitzen sehen wie in Glashäusern. Aber das ganze Holland ging weit, weit über die See hinaus bis in den heißesten Süden der Erde. Dort war Holland noch einmal und viel, viel größer als das bißchen Holland in Europa. Von dorther kam auch aller Reichtum, denn es war ein richtiges Schlaraffenland. Er mache sich keinen Begriff davon, was da geschlemmt würde. Und große Felder gebe es dort mit Tulpen und Hyazinthen wie bei uns mit Getreide oder Kartoffeln. Eine Frau sei es, die das Land regiere. Ihr Schloß stehe mitten in einer engen Straße und sei ein Bürgerhaus wie die anderen, aber manchmal würde sie mit einer wirklichen goldenen Kutsche durch die Stadt fahren. Bisher war Holland für Hermann lediglich der prosaische Herkunftsort von Käse, Heringen, Tabak und vieler Schiffer gewesen, die er Tag für Tag auf ihren Dampfschiffen und Schleppkähnen vorbeifahren sah. Durch die Erzählung Annes hatte es sich in ein Wunderland verwandelt. Wieder war eine neue Wirklichkeit über eine alte hingehext worden. Er war in die Maschen der Wunder geraten und voller Seligkeit.

Die Musik machte eine Pause und spielte dann einen Tusch. Der Präsident trat an die Rampe der Bühne und rief laut: „Prämiierung der Masken!“ Da Anne mit ihrer echten holländischen Gewandung ihr Glück bei diesem Wettbewerb der schönsten Damenmasken versuchen wollte, erhoben sie sich und wanden sich wieder zwischen den Stühlen und Tischen aus der Galerie heraus. In der Kleiderablage ließ sich Anne ihre Holzschuhe geben, Hermann kniete nieder und half andächtig ihren Füßchen in sie hinein. Als sie durch den Saal gingen, hörte er Meister Rücker „Hermann“ rufen. Er mußte Anne verlassen und trat zu Herrn Rücker an den Tisch, der ihn herzlich aufforderte, zwischen ihm und Tante Maja Platz zu nehmen, während Anne in den Kreis der Masken eingetreten war. Da waren Pierrots, Spanierinnen, Chinesinnen, Zigeunerinnen, Ungarinnen, Türkinnen, Rokokodamen, Ritter- und Jägerfräulein, Köchinnen und Schornsteinfegerinnen, Schwarzwälderinnen, Hessenkätchen und Tirolerinnen, Rotkäppchen und Schneeköniginnen. Eine Welt von Märchengestalten wiegte die Hüften und wendete

kokett die Köpfchen hin und her. Die meisten Mädchen und Frauen gingen paarweise Arm in Arm. Änne ging allein. Sie war nur ein Meisje und trippelte zierlich in ihren Holzschühchen, durch nichts weiter auffallend als durch die Schönheit ihres Wuchses und den Liebreiz ihrer Bewegungen, denen Hermann mit seinen Blicken unentwegt folgte.

Die Herren des Präsidiums musterten zuerst lächelnd, dann immer strenger die Schau der verhüllten Frauen. Sie deuteten hierhin und dorthin, steckten aufgeregt die Köpfe zusammen und berieten lange. Dann erhob sich der Präsident und schob nachdenklich die Kappe zurecht. Herr Code, der Tanzmeister, eilte inzwischen hinunter in den Saal, trat eifrig auf Änne zu und führte sie hinauf auf die Bühne durch die Gasse der nun ein wenig betretenen Mitbewerberinnen. Der Präsident kam Änne entgegen und verkündete, während von der Kapelle wieder ein Tusch geschmettert wurde, in einer kleinen galanten Rede und mit einer ehrerbietigen Verneigung: „Den ersten Preis!" Hermann war emporgesprungen mit aufgerissenen Augen, hatte „Bravo" geschrien wie ein Wilder und platschend seine großen, kräftigen Schreinerhände ineinandergeklatscht. Herr Rücker hatte ihn belustigt von der Seite angesehen, am Rock wieder auf den Stuhl zurückgezogen, und Hermann wurde es sogleich bewußt, daß er eben doch abermals eine Ungeschicklichkeit begangen hatte.

Es kamen noch die weiteren Preisverkündigungen und damit die allgemeine Demaskierung. Die Familien und die Paare gesellten sich jetzt zueinander an den Tischen. Die Kellner rannten mit Schüsseln und Speisen. Änne saß noch am Tisch des Präsidenten, der sie eingeladen hatte, wie es üblich war. Nachher ging Herr Rücker einmal hinauf und brachte die silberne Schale, die sie erhalten hatte. Sie ging von Hand zu Hand und wurde bewundert. Hermann verzehrte ohne viel Hunger, nur um mitzutun, ein Paar Würstchen mit Salat. Er war wieder sehr einsilbig trotz aller Freundlichkeiten, die ihm Tante Maja erwies. Kaum wagte er, sich zu rühren, weil er noch immer die Blicke von vorhin auf sich gerichtet glaubte. Auch den Wein spürte er wie Fieber. Außerdem geschah in der ganzen Zeit soviel Unterhaltendes, daß es aufgefallen wäre und die allgemeine Aufmerksamkeit gestört hätte, wenn er zu Änne auf die Bühne gegangen wäre, um sie zu beglückwünschen, was doch wohl seine Schuldigkeit gewesen wäre. Zuerst hielt der Präsident eine Ansprache, dann – sehr fidel und schon ein bißchen lallend – der Bürgermeister, der durch einen Narrenorden ausgezeichnet worden war. Dann bemächtigte sich Rektor Niemayer der Geige des Kapellmeisters, Steuersekretär Höhler setzte sich ans Klavier und Küster Päng an die große Pauke. Sie spielten ein ulkiges Musikstück, in dem allerlei Tierstimmen vorkamen und zu dem Prokurist Hammes ein Couplet sang mit seinem fetten Baß. Schließlich gab der Tanzmeister Jean Codé eine eigene Tanzschöpfung zum besten. Hermann aber sah sein Gesicht wieder im Spiegel mit der breiten Grimasse, die mechanisch mitgrinste, obwohl es ihm gar nicht mehr zum Lachen zumute war.

Im Nu war die erste Stunde nach Mitternacht vergangen, und der Tanz begann wieder. Diesmal wurde die Polonäse von dem Präsidenten mit Änne angeführt. Hermann war sitzengeblieben. Mit einem anderen Mädchen zu tanzen, kam ihm nicht in den Sinn. Vielleicht hätte es der Anstand geboten, Tante Maja aufzufordern, die so gut zu ihm war, aber das schien ihm fast frivol. So wollte er warten, bis der erste Tanz im Anschluß an die Polonäse vorüber war. Als er dann kam, Änne zu engagieren, sah er gerade Jakob Korn schon auf sie zutreten. Einen Augenblick zauderte sie und sah suchend um sich, aber dann fügte sie sich in den Arm des tadellosen Smokings. Die Freiheit der Wahl des Tänzers war ja nach der Demaskierung für sie vorüber. Erstarrt stand Hermann am Rand der Tanzfläche unter den Zuschauern. Seine gierige Aufmerksamkeit züngelte um jeden Schritt Ännes. Aber sie blieb offenbar gleichgültig in der Schar der anderen und spähte nicht nach ihm aus. Er sah sie vergnügt schwatzen und lachen mit dem klotzigen Burschen, der mit eckig ausgebogenen Armen im Tanze mit ihr zwischen den Paaren bald hier bald dort auftauchte. Hermann konnte nicht fassen, daß sie, die vor einer Stunde noch so beglückend und erlösend zu ihm gehörte, mit einem Male ihm wieder fern und fremd geworden war. Langsam wich er zurück, immer weiter der Türe zu.

Dann tappte er hinaus ins Freie. Die Arme ganz steif in die Manteltaschen gesteckt, stumpf vor sich hinstierend, rannte er durch die Gasse. „Verrat, Verrat!" zischte es in ihm. Die Häuser lagen da als stumme Massen. Die Kirche am Marktplatz war wie ein dunkler Berg. Alles, was vom Menschen kam, dünkte ihm jetzt Betrug und grausame Verlogenheit. Wo war das Wahre, das Festzuhaltende? Denn nur noch ein Kind ist so keusch wie ein gläubiger Jüngling. Dem Heiligen Urban am Marktbrunnen setzte er höhnisch die Narrenkappe über den Bischofshut. Überall sah er Narrenkappen: in den Kirchtürmen, den Erkern, den Giebeltürmchen, den Dachreitern. Er lachte laut. Aber mit dem Lachen war etwas aus ihm ausgebrochen. Die Raserei in seinem Innern hatte nachgelassen.

Am Rheinufer kauerte er in einer Bank, allein in der nächtlichen, knisternden Kälte. Die Weite des Weltraums war das einzig Unwandelbare. Die Eisschollen knirschten zornig auf dem Wasser. Der Mond war eine giftig gelbe Scheibe, die Bläue des Himmels stahlhart, die Bäume waren kahl starrende Reiser. Warum hatte er sich diesen Jakob Korn zuvorkommen lassen? Warum war er nicht entschlossener gewesen? Warum war er feige weggelaufen, anstatt sich zu behaupten und dem Leben zu stellen? Und warum konnte er nicht die Zähne zusammenbeißen und wenigstens das Ende des Tanzes abwarten? Er fror, und gröhlende Stimmen Betrunkener, die sich näherten, jagten ihn auf.

Er hätte sich am liebsten nach Hause geschlichen, in die mönchische Stille und Abgeschlossenheit seines Zimmers. Aber in Gedanken sah er den prüfenden Blick seiner Mutter auf sich gerichtet, der voller Erwartungen und voller Vertrauen war. „Schmollst du?" würde sie wohl fragen. Er konnte ihr nicht

wehe tun und wollte sie nicht durch die frühe Heimkunft enttäuschen. Was war schließlich geschehen? Er hatte einen Mummenschanz viel zu ernst genommen und in seinem verteufelten Anspruch auf die Ausschließlichkeit aller Dinge und seinem Mangel an Sinn für das Spielerische eine Menschenseele für sich allein gefordert, auf die er kein Anrecht hatte. Er schmähte seine Unfähigkeit, eine eigenmächtige Handlung zu begehen. Als er Anne den Kuß auf das Handgelenk gab, hatte er den Schlag mit der Pritsche wie einen Ritterschlag empfunden, denn in diesem Fall ist der Unterschied zwischen der Narrenpritsche in der Hand der Geliebten und dem Schwert in der Hand eines Königs nicht so groß, wie es den Anschein hat. Wie schnell hatte er sich dieser Manneswelhe unwürdig erwiesen! Handeln, wo eine Chance gegeben ist, ein bißchen leichtsinnig sein, wo es sich anzupassen gilt, jederzeit seiner selbst sicher sein, statt sich eigensinnig abzusperren in alle möglichen Hemmungen — das war es, was er lernen sollte!

Er irrte durch die Straßen. Wo er Gestalten kommen sah, wich er in die Seitengassen aus und drückte sich in den Schatten der Häuser. Über die Dächer wehte die ferne Tanzmusik wie von einer Insel des Glücks in seine Verdammnis. Heimweh erfaßte ihn, nicht nur nach dem Mädchen, sondern auch nach dem Treiben, das die trügerisch seligen Stunden geboren hatte. Wie ein Traumwandler kam er plötzlich wieder in das Portal des Tanzsaales. Einen Augenblick war er noch unschlüssig. Dann sagte er sich im Zorn eines Menschen, der sich betrogen fühlt: „Nun erst recht!" Nun stand er wieder in dem lauten Trubel unter den bunten Fähnchen und den wirren Netzen der Papierschlangen. In seiner verbosten Nüchternheit sah er alles noch unwilliger an als in der ersten Stunde des Abends. Die Menschen gaben sich jetzt lärmender und gewöhnlicher als vorhin. Nicht mehr das anmutige Wiegen der Tänze, sondern die brutale Lüsternheit an den Tischen fing an, das Bild zu beherrschen. Mit den Larven war das Geheimnisvolle und Verhüllte abgenommen worden, es schien fast, als sei damit auch alle Zucht abgestreift.

Der Schritt von der nächtlichen Straße unter die Menschen, aus der stillen Resignation in die Feindseligkeit dieses Tumultes war das Schwerste gewesen. Fast teilnahmslos überlegte nun Hermann das weitere. Aber wie so oft waren schon mit dem ersten Schritt alle Schwierigkeiten überwunden. Denn indem er noch hilflos über die Köpfe hinweg suchte, kam strahlend Anne mitten durch den Gang zwischen den Tischen auf ihn zugeflogen und rief beglückt schon von weitem: „Endlich, endlich! Wie hab' ich dich gesucht!" Sie war völlig schuldlos. Sie ahnte nicht, was in diesen Minuten in ihm vorgegangen war. Eine Welle des Glücks überflutete ihn, und mit Tränen in den Augen trat er ihr entgegen. Er schämte sich nun seines Kleinmuts und seines Irrtums. Er hätte vor ihr niederknien, ihre Hände mit Küssen überschütten und sie um Verzeihung bitten mögen. Unbekümmert um die Leute faßte sie ihn in ihrer Freude an den Schultern und hängte sich ihm ein. In der wortlosen Sicherheit ihrer unkomplizierten Natur fragte sie nicht weiter,

und Hermann hielt es für richtig, sein tragisches Intermezzo vorläufig mit sich selbst abzumachen.

So war er erlöst. Die letzten Stunden dieser Nacht verrauschten unbeschwert. Hermanns Herz war nicht mehr umschnürt, es dehnte sich jetzt wieder weit und frei und kühn. O du liebe närrische Welt, wie töricht war er gewesen! Laut gejuchzt hätte er am liebsten. „Du bist es, und dennoch bist du es nicht", stellte er nun an sich selbst manchmal im Tanz die Frage. Aber es war nicht mehr der Maskenzauber, der ihn an die Grenzen des Wirklichen erhob. Verklärt im Banne der Geliebten und groß und mächtig über den Tand und Flitter, der ihn umgab, in den hellsichtigen Zustand entrückt, der alles Edle in uns durch das Liebesfähige vollendet, fühlte er, daß er ein neuer Mensch geworden war. Er war noch jung, aber er wußte doch, daß er ein- für allemal gelernt hatte, sich selbst zu überwinden. Denn die Erkenntnis einer Schwäche und der bußfertige Vorsatz ist fast schon die Wandlung und Erstarkung. Selbst der Kehraus des Balles war für ihn noch eine feierliche Handlung, mit der er hineinwirbelte in eine Zukunft des gegenseitigen Beistands und Ausgleichs und der Gemeinschaft mit dem schönen, verehrten Mädchen, das ein gütiges Geschick von seinen Armen glückselig umfangen ließ.

Leonhard Adam

Weniger bekannte englische Bildungsstätten

I.

Wer englische Bildungseinrichtungen nicht aus eigener Anschauung kennt, pflegt den Begriff „Universität" nur mit der Vorstellung der „Colleges" zu verbinden, von denen alle britischen Universitätsstädte, an der Spitze Oxford und Cambridge, mehrere aufweisen. Ehe gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum Beispiel in Oxford die ersten Colleges gegründet wurden, gab es schon Universitäten in England, aber diese bestanden lediglich aus Gilden der Lehrer. Die Studenten, die sich in ihre Lehre begaben, wohnten in Unterkunftshäusern („lodgings" oder „halls") und standen zu den Professoren in demselben Verhältnis wie Lehrlinge zu ihren Meistern. Daher die noch heute bestehende Bezeichnung „Master of Arts", abgekürzt „M. A.", die dem Lernenden verliehen wurde, sobald er sich durch ein Meisterstück in seinem Fache als fähig ausgewiesen hatte, ein vollberechtigtes Mitglied der Gilde zu sein. Die Colleges entstanden dadurch, daß die schlichten Unterkunftshäuser, vermöge der reichen Mittel einzelner Lehrherren, besonders hoher Geistlicher, allmählich in Paläste umgewandelt wurden, ja mehr als das, in Miniaturstädte, zusammengesetzt aus ganzen Palastkomplexen: vor allem

der eigenen Kapelle (die man sich aber in den meisten Fällen als große, prunkvolle Kirchen vorstellen muß), den Lehrräumen, der Rektorswohnung, den Professorenwohnungen, den Studentenwohnungen und schließlich dem Stolz jedes College, der „Hall“, d. h. dem Speise- und Festsaal. Es herrscht ein wundervoller Kameradschaftsgeist in den Colleges, und die eigene Atmosphäre, in der hier die jungen Akademiker einerseits im Geiste moderner Wissenschaften, andererseits in der durch die ehrwürdigen Räume und Kunstwerke auch äußerlich sinnfällig gemachten Tradition aufwachsen, hat im Laufe von Jahrhunderten eine ganz eigentümliche Lebenshaltung des College-Mannes hervorgebracht, die dadurch auf sein ganzes Leben einwirkt, daß auch nach Abschluß der Studienzeit die enge Verbindung mit dem angestammten College nie aufhört. Ein englischer Beamter der indischen Verwaltung, selbst ein ehemaliger Cambridger Student, erzählte mir vor kurzem, er mache sich anheischig, von mehreren Fremden, die etwa zu ihm ins Zimmer träten, schon an der Art des Eintretens, an Gang, Benehmen und Sprechweise, den Mann aus Oxford von dem aus Cambridge, beide aber vor allen Dingen sogleich von einem Studenten etwa der Universität London zu unterscheiden.

II.

Die in der neueren und neuesten Zeit entstandenen Bildungsstätten sind von den Colleges wesentlich verschieden. Nicht als ob etwa die Bedeutung der mittelalterlichen Universitätsstädte geschwunden wäre! Sie stehen nach wie vor in Blüte, sie halten Schritt mit den Fortschritten der Wissenschaften und sind unverändert eine einzigartige Schule für den britischen Menschen, nicht nur für die künftigen Gelehrten, sondern auch für die vielen, die sich nur eine Bildungsgrundlage schaffen wollen, um später in den verschiedensten praktischen Berufen zu wirken. Doch die Tradition hat etwas gelitten, die Tradition in den vielen kleinen und dabei so bezeichnenden Äußerlichkeiten des Lebens. Die Ursache hiervon war, wie ich hörte, der Ausfall einer ganzen Generation durch den Weltkrieg. Noch haben die Studenten in Cambridge und in Oxford ihren eigenen akademischen Dialekt, den kein Nichtakademiker versteht (wie man dort zum Beispiel „to sport one’s oak“ sagt = „seine Tür zusperren“, wenn man nämlich ungestört arbeiten will), noch ist das Leben in den Colleges dasselbe geblieben, aber die Lebensauffassung der Einzelnen hat sich etwas verändert, ohne daß man dies in Worten so recht ausdrücken könnte. Es mag sein, daß die völlig andere Geisteshaltung der Studenten der Großstadtuniversitäten, in erster Reihe der Universität London, hier von Einfluß war und noch ist. Die Universität London ist keine Einheit, sondern ein riesiger Verband wissenschaftlicher Lehranstalten und Institute, die über verschiedene Bezirke der ungeheuer ausgedehnten Stadt verstreut liegen. Aber diese Universität ist immer noch mitten im Werden begriffen.

III.

Zu den in jüngster Zeit entstandenen Instituten der Universität London gehört das Institut für Kunstgeschichte, das Courtauld Institute of Art am Portman Square, mitten in einem der vornehmen Wohnbezirke des Westens gelegen. Während die meisten Institute in öffentlichen Bauten untergebracht sind, befindet sich diese Anstalt in einem der schönsten Privatpalais aus dem 18. Jahrhundert. Das Gebäude ist eine Schöpfung des Baumeisters Robert Adam, der den vornehmen Quartieren Londons in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als damals beliebtester Architekt das Gepräge gab. Der Bau nahm mehr als vier Jahre in Anspruch und wurde 1777 vollendet. Der kunsthistorische Wert des Gebäudes liegt darin, daß es einmal eine der schönsten Schöpfungen Robert Adams überhaupt, zum andern eines der ganz wenigen Werke des Meisters ist, die heute noch unverändert bestehen. Es wurde für Elizabeth, Counteß of Home, errichtet, deren Porträt in einem Bilde Hogarths verewigt ist. In unserer Zeit, deren Architektur sich von allem überflüssigen Zierat freigemacht hat und bestrebt ist, Einfachheit der Linienführung mit Zweckmäßigkeit zu Schönheit zu verbinden, wirkt das Haus Portman Square Nr. 20 modern. Wir können uns heute kaum vorstellen, wie revolutionär der Adam-Stil zu seiner Zeit empfunden worden ist. Soeben ist ein kleines, trefflich illustriertes Buch über das Bauwerk erschienen (Home House, Verlag der Country Life Ltd., London) in dem Christopher Hussey und Arthur Oswald unter anderm darlegen, wie Robert Adam durch seine Studien in Italien und Dalmatien, besonders am Diokletianspalaste in Spalato, zuerst zu einem orthodoxen Gefolgsmanne Palladios wurde, dessen Bauwerke sich in ermüdenden Wiederholungen römischer Tempelmotive ergingen; wie er sich aber nach seiner Rückkehr aus Italien von dieser Starrheit befreite und zu dem zwar klaren und schlichten, doch beschwingten Stile durchrang, der den Schöpfungen seiner besten Zeit eigen ist. Mauern, Innenwände und Decken wurden durch sparsame Malereien von Antonio Zucchi und Angelica Kauffmann belebt.

In den über anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens hat der kleine Palast oft den Besitzer gewechselt, und ein gutes Stück englischer Geschichte ist dadurch mit ihm verknüpft. 1789–1794 war es der Sitz des französischen Gesandten. Der Herzog von Atholl, dann Charles, zweiter Earl Grey, darauf die Herzöge von Newcastle folgten. 1861 erwarb der Jurist und Politiker Sir Francis Goldsmid das Haus, das bis 1919 in der Familie verblieb. Dann ging es in den Besitz von Lord Islington über, schließlich wurde es von dem Textilindustriellen Samuel Courtauld erworben (1927), der es schon im Jahre 1932, nach dem Tode seiner Gattin und zu ihrem Gedächtnis, als Stätte eines Institutes für Kunstwissenschaft und Kunstkritik stiftete. Eine besondere Gesellschaft, der Home House Trust, wurde gegründet, um die Stiftungsbestimmungen auszuführen. Es ist hervorhebenswert, daß das Gebäude und die in ihm enthaltenen Kunstschätze – Mr. Courtauld schenkte

auch seine kostbare Privatsammlung französischer Gemälde sowie Möbel des 18. Jahrhunderts — nicht dem kleinen Kreise der Fachstudierenden vorbehalten, sondern dem Publikum ständig zur Besichtigung offen sein sollen. Die Gemäldesammlung enthält unter anderen mehr als dreißig Meisterwerke von Cezanne, Degas, Gauguin, Manet, Monet, Renoir, Sisley und Gainsborough.

Wir haben hier einen der typisch anglo-amerikanischen Fälle vor uns, in denen wohlhabende Bürger entweder ganze Universitäten oder einzelne Institute ins Leben riefen und damit den staatlichen oder städtischen Unterrichtsbetrieb in großartiger Weise förderten. Gleichzeitig haben wir ein Beispiel dafür, wie die Universität London allmählich durch Angliederung immer neuer wissenschaftlicher Anstalten wächst. Der Lehrbetrieb und die Beziehungen der Studentenschaft zur Hochschule lassen sich hier etwa mit Berliner Verhältnissen vergleichen, abgesehen davon, daß die große Zahl exotischer Studierender, besonders aus Indien, dem Londoner akademischen Leben äußerlich eine besondere Färbung gibt. Jedenfalls gestaltet sich das Hochschulleben hier völlig verschieden von dem in den Colleges der alten Universitätsstädte. Hier wird nur gearbeitet, um das Ausbildungsziel in einem bestimmten Fache zu erreichen, nicht um außerdem noch in eine bestimmte allgemeine Lebenshaltung und in einen Kreis von Beziehungen für die ganze Zukunft hineinzuwachsen. Hier begibt sich der Student zu seinen Vorlesungen und Übungen nicht anders als der in sein Büro eilende City-Geschäftsmann. Überraschend ist in fast allen Londoner Universitätsabteilungen, im University College in der Gower Street, in der London School of Economics in Aldwych und ebenso im Courtauld Institut, eine sehr hohe Zahl weiblicher Studierender. Zu beachten ist hierbei, daß man, wenigstens zu den kunstgeschichtlichen Lehrgängen, ohne Nachweis besonderer Vorbildung zugelassen werden kann, wenn man keine Examensabsichten hat.

Das Institut umfaßt sämtliche Zweige der Kunstwissenschaft einschließlich der Kunstgeschichte Ostasiens und der Archäologie. Wie überall in England, so wird auch im Courtauld Institut der deutschen Wissenschaft die gebührende Berücksichtigung und hohe Schätzung zuteil. Dies kann man zum Beispiel daraus ersehen, daß jeder Kandidat der Archäologie genügende Kenntnis der deutschen Schriftsprache nachweisen muß, weil die deutschen Arbeiten auf diesem Gebiete jedem Studierenden unentbehrlich sind. Der Lehrkörper, an der Spitze der Direktor Professor W. G. Constable, umfaßt vierzig Professoren und Dozenten. Erst in Entstehung begriffen ist die sogenannte „Wissenschaftliche Abteilung", besser das Laboratorium (Leiter: Dr. P. D. Ritchie, dem der amerikanische Professor Daniel V. Thompson zur Seite steht). Hier werden die Materialien von Kunstwerken chemisch und durch verschiedene Strahlentechniken untersucht, aber nicht zu praktischen Restaurierungszwecken, etwa für die Museen (das Britische Museum hat sein eigenes Laboratorium), sondern nur zu Studien und zum Unterricht

in den technischen Methoden und in den Künsten der Konservierung und Restaurierung. Man erkennt leicht, wie bedeutungsvoll es für den Kunsthistoriker ist, sich durch praktische Versuche selbst ein Urteil über technische Vorgänge zu bilden. Manches ist leichter als der nur „ästhetische" Beschauer glaubt, zuweilen aber ist es umgekehrt. Prof. Thompson spricht in fließendem Deutsch mit Bewunderung über deutsche Fachliteratur, er rühmt das ins Englische übersetzte Werk von Wilhelm Theobald, V. D. I., „Mediaeval Technology".

Das Institut wird in Zukunft auch literarisch hervortreten: mit den vom Pilgrim Trust gestifteten Mitteln arbeiten E. W. Tristram und W. G. Constable an einem Standardwerk über englische mittelalterliche Malerei („Corpus of English Mediaeval Painting"), außerdem sind mehrere Bibliographien in Vorbereitung.

Durch die Abteilung für ostasiatische Kunstwissenschaft (Prof. W. Perceval Yetts, O.B.E.), die für akademische Prüfungen den Nachweis chinesischer Sprach- und allgemeiner Kulturkenntnisse verlangt, besteht eine gewisse Verbindung mit einem anderen Institut, der School of Oriental Studies.

IV.

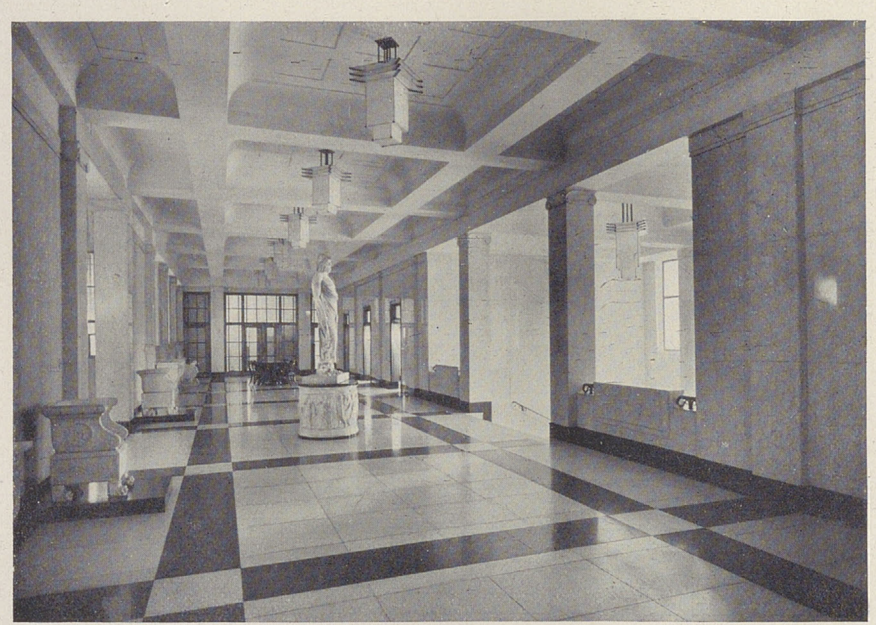
Die School of Oriental Studies am Finsbury Circus ist der Mittelpunkt der orientalistischen Studien in England. Sie ähnelt in manchen Beziehungen dem vorwiegend für praktische Bedürfnisse ins Leben gerufenen Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin, umfaßt aber auch rein akademische, vergleichend-sprachwissenschaftliche, paläographische, religions- und philosophiegeschichtliche Vorlesungen.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß ein Reich mit so ausgedehnten afrikanischen und asiatischen Besitzungen und Beziehungen wie das britische ein orientalistisches Lehrinstitut als eine geradezu lebensnotwendige Einrichtung braucht, und man ist etwas erstaunt, aus dem amtlichen Kalender zu ersehen, daß die heutige Anstalt erst am 23. Februar 1917 eröffnet worden ist, zu einer Zeit also, als das Berliner Orientalische Seminar bereits seit rund dreißig Jahren bestand. Diese späte Geburtsstunde eines so hervorragend wichtigen Instituts hängt damit zusammen, daß seine Entstehungsgeschichte mit der der Universität London im ganzen verknüpft war, bedeutet aber nicht, daß der Gedanke der Gründung etwa erst spät aufgekommen wäre. Schon 1818 gab es am Leicester Square in London ein orientalistisches Institut unter dem Patronat der East India Company, aber dort wurde nur Hindustani gelehrt, und schon bald (1827) wurde die Anstalt wieder geschlossen. Doch in dem 1826 gegründeten University College erstanden Lehrstühle für orientalische Sprachen und Literaturen, ebenso seit 1833 im King's College. Bei der Gründung der School of Oriental Studies erfolgte eine Vereinheitlichung der orientalistischen Studien. Noch heute aber werden einzelne einschlägige Fächer auch in den genannten älteren Anstalten getrieben.



Im Courtauld Institute in London: Das kreisförmige Treppenhaus und eine Kaminwand der Bibliothek

Das neue Gebäude der Wellcome Research Institution in London



Blick in die große Halle der Wellcome Research Institution



Es hat immerhin rund fünfundsechzig Jahre lang gedauert und bedurfte wiederholter Aufrufe und Mahnungen sowohl von seiten führender Gelehrter, wie z. B. eines Max Müller, wohl des größten Orientalisten, der je in England gelehrt hat (seine deutsche Abkunft verrät schon der Name), als auch von seiten weitschauender Politiker, um endlich ein umfassendes Institut in seiner jetzigen Gestalt ins Leben treten zu lassen. Heute werden sämtliche bedeutenden Sprachen Asiens und Afrikas sowie Südseesprachen dort gelehrt, die Zahl der afrikanischen Sprachen des Lehrplans beträgt (außer Arabisch) allein dreißig; doch werden mehrere Kurse nur im Bedarfsfalle abgehalten, und allzu groß muß man sich die Zahl der Interessenten etwa für Amharisch auch in London nicht vorstellen. Bemerkenswert ist die Veranstaltung besonderer kommerzieller Kurse, in denen auf Ausdrücke und Wendungen im Handelsverkehr Rücksicht genommen wird. Der Dean der School, Dr. Charles Otto Blagden, zugleich Dozent für Malayisch, ein berühmter Fachmann der Völkerkunde des malayischen Archipels und Hinterindiens, erzählte mir, daß zuweilen Kaufleute oder Beamte, die plötzlich in irgendeinen fernen Winkel des Weltreichs entsandt werden, in der Hochschule erscheinen, um rasch noch die allernotwendigsten Sprachkenntnisse sich anzueignen. Was ein solches Ansinnen bei den manchmal recht schwierigen Sprachen bedeutet, kann der Laie nur ahnen. Aber das Unmögliche wird wenigstens versucht, mit drei bis vier Wochen Studium ist schon mancher hinausgezogen und hat dann draußen in der Praxis auf der bescheidenen Grundlage wirkliche Sprachkenntnisse erwerben können, ohne die das Leben inmitten der Eingeborenen nicht denkbar ist. Die schöne Einrichtung der Londoner Universitätsinstitute, daß die Dozenten sich nachmittags zum Tee zu einem kurzen Plauderstündchen zusammenfinden und ihre Erfahrungen austauschen, besteht auch in der School of Oriental Studies. Nicht nur Dr. Blagden, der durch vielfache Familienbande mit Deutschland verbunden ist, sondern auch der Direktor, Sir E. Denison Roß, sprechen fließend Deutsch, und es zeigt sich, daß auch andere Dozenten es können. Dean Blagden, dem bei seiner Lebhaftigkeit das biblische Alter nicht anzumerken ist, bemerkt lächelnd, daß es wohl keine Sprache gebe, in der sich Sir Denison nicht ebenso geläufig unterhalten könne. Darin erinnert er an den leider zu früh verstorbenen Professor F. W. K. Müller, eines der größten philologischen Genies, die Deutschland je besessen hat, Entdecker des Tocharischen, der bis dahin unbekannt gewesenen indogermanischen Sprache, die er aus den Manuskriptfunden der preußischen Turfan-Expeditionen erschloß. Dieses Thema eröffnet eine Unterhaltung über gemeinsame Freunde und Studiengegenstände. Sir Denison verwaltete früher die Schätze der Expeditionen Sir Marc Aurel Steins im Britischen Museum. Auf dem Gebiete dieser zentralasiatischen Forschungen haben sich deutsche und britische Expeditionen besonders glücklich ergänzt: die preußischen Turfanexpeditionen unter Grünwedel und A. v. le Coq erforschten die Ruinen am Nordrande des Tarimbeckens, die britischen unter Sir M. Aurel Stein

den Südrand. Sir Denison kannte Grünwedel, der längst, fast ein Achtziger, im Ruhestande lebt; besonders aber gedenkt er in Freundschaft des verewigten Professors v. le Coq, der durch seine Veröffentlichungen und Vorträge in vielen Ländern und vermöge seines bestrickenden persönlichen Wesens und reichen Wissens der deutschen Wissenschaft und sich selbst unzählige Freunde in aller Welt erwarb.

Interessant mögen noch einige statistische Zahlen sein. Die Zahl der Studierenden ist in stetigem Aufblühen begriffen. Doch die Ziffer derer, die das volle Studienjahr durchhalten, also ein regelmäßiges Studium im eigentlichen Sinne betreiben, ist in den letzten Jahren konstant geblieben. Zugenommen hat nur die Zahl der vorübergehenden Teilnehmer. Die Gesamtzahl der Studenten in dem am 31. Juli 1934 beendeten Studienjahr betrug 435, und zwar 322 Männer und 113 Frauen. Aber nur 63 Männer und 10 Frauen davon waren „full time students", und 33 Männer beziehungsweise 12 Frauen waren „intercollegiate", das heißt sie studierten auch noch an anderen Hochschulen. Die Mehrzahl besuchte das Institut somit nur vorübergehend. 53 Teilnehmer waren Angehörige von Banken und Geschäftshäusern. Unter den Promovierten fällt die große Zahl der Inder auf. Ihre Fächer sind zumeist indische Sprachen und indische Philosophie.

V.

Den Naturwissenschaften gehört eine großartige Neuschöpfung an, die erst im November 1931 eröffnet worden und daher auf dem Kontinent noch kaum bekannt ist: die Wellcome Research Institution am Euston Road, an der Nordgrenze des Akademikerstadtteils Bloomsbury. Mit der feierlichen „Ecksteinlegung" des mächtigen Gebäudes fand das vierzigjährige Lebenswerk von Sir Henry Wellcome, Mitgliedes der Royal Society, einen äußerlichen Abschluß, das Werk eines Mannes, der seine ganze Kraft und sein ganzes Vermögen zum allgemeinen Wohle der medizinischen Wissenschaft und verwandten Fächern geweiht und sich insbesondere um die Erforschung und Bekämpfung der Tropenkrankheiten und anderer Infektionskrankheiten unsterbliche Verdienste erworben hat.

Schon 1894 gründete Dr. Wellcome ein physiologisches Institut in London, bald darauf auch ein chemisches Laboratorium. Aber die entscheidende Richtung erhielt seine Lebensarbeit, als er nach der Wiedereroberung des Sudans durch Kitchener das Land besuchte und dort die sanitären Verhältnisse studierte. Dr. Wellcome sah, daß der dauernde Besitz und die Erschließung des Sudans von schleunigem und energischem Eingreifen auf hygienischem Gebiete abhing. Dies war nur auf der gediegenen Grundlage wissenschaftlicher Forschung möglich. Darum schuf er die nach ihm benannten Laboratorien für Tropenforschung in Verbindung mit dem Gordon Memorial College in Khartum. Neuartig war damals ein schwimmendes Laboratorium, gezogen von einem kleinen flachgehenden Tender, das auf den Wasserstraßen

des Nilgebiets im Sudan kreuzte und die Möglichkeit gab, nicht nur tropenmedizinische, sondern auch die damit in enger Verbindung stehenden zoologischen, besonders entomologischen, parasitologischen und anderen Studien an Ort und Stelle zu pflegen. Zehn Jahre lang standen diese Forschungsstätten unter der Leitung von Sir Andrew Balfour. Unabhängig davon, gründete Dr. Wellcome weitere wissenschaftliche Anstalten in London, darunter ein Museum für Geschichte der Medizin, einschließlich Tropenmedizin und Hygiene, und ein Laboratorium für entomologische „Feld"arbeit, von dem aus das Leben schädlicher Insekten studiert und die Grundlage für prophylaktische und therapeutische Arbeiten geschaffen wird. Unermüdlich förderte Dr. Wellcome aber auch tropenhygienische Unternehmungen in anderen Ländern, so in Mittelamerika.

Das neue Gebäude vereinigt die Mehrzahl der Gründungen unter einem Dache, wodurch eine nützliche Zusammenarbeit gewährleistet wird. Bisher sind die Sammlungen nur einzelnen eingeführten Gästen zugänglich. Da gibt es in dem medizinischen Museum eine kaum übersehbare Reihe kleiner Abteilungen, in denen jede auch nur erdenkliche Krankheit in Photographien, durch Modelle und durch Präparate monographisch dargestellt ist. Eine noch nicht eröffnete ethnographische Sammlung wird aus allen Kulturen der Erde solche Gegenstände umfassen, die mit Heilkunst oder Hygiene in Zusammenhang stehen, also ein Museum für Geschichte der Medizin und Hygiene der primitiven Kulturstufen. Während des Weltkrieges ruhte die Forschungsarbeit nicht, sondern gerade damals wurden reiche Beobachtungen über Tropenkrankheiten auf den asiatischen, afrikanischen und südeuropäischen Kriegsschauplätzen gesammelt. Die Leiter der Wellcome-Institute, besonders Dr. Wenyon, bereisten alle tropischen und subtropischen Länder, und besonders in der Malariaforschung wurden wertvolle Ergebnisse erzielt. Mit Erfolg konnten zum Beispiel im Weltkriege die im physiologischen Laboratorium gewonnenen Antitoxine zur Tetanusbekämpfung verwendet werden.

Das Institut, das übrigens nicht zum Bereiche der Universität gehört, wenn sich auch naturgemäß in der Zukunft ein enges Zusammenwirken mit den benachbarten akademischen Anstalten herausbilden wird, ist noch nicht in allen Abteilungen vollständig aufgestellt. Doch schon heute gehört es sicherlich zu den großartigsten und zugleich praktisch wichtigsten wissenschaftlichen Einrichtungen der Welt. Diese Bedeutung wird nicht dadurch geschmälert, daß zum Beispiel der Gedanke des Hygienemuseums nicht neu ist, sondern schon 1911 auf der Hygieneausstellung in Dresden und später, als dauernde Einrichtung, im Dresdener Hygienemuseum verwirklicht wurde.

Manuel von Uslar

Kaiser Maximilians Tod

Im April dieses Jahres sind siebzig Jahre verstrichen, seit sich der Erzherzog Maximilian von Österreich in Begleitung seiner Gemahlin Charlotte, der Tochter König Leopolds I. von Belgien in Triest nach Mexiko einschiffte, um dort ein Kaiserreich zu errichten.

Über das schnelle und tragische Ende dieses Kaisertraumes sind in Deutschland eine ganze Anzahl von Berichten erschienen, die aber meist von Männern und Frauen stammen, die Parteigänger des unglücklichen Habsburgers waren und die somit auch aus rein menschlichen Gründen nicht immer als objektiv anzusehen sind.

Nach dem Grundsatz: „Audiatur et altera pars" werden im nachfolgenden Äußerungen und Aufzeichnungen eines Mannes veröffentlicht, der, als Sohn deutscher Eltern in Mexiko geboren, nach dortigem Gesetz Mexikaner war und die Belagerung von Queretaro, seinen Fall und die Gefangennahme Maximilians als Stabsoffizier und Adjutant des „liberalen", also antikaiserlichen Generals Riva-Palacio miterlebte. Sie geben ein wesentlich anderes Bild der damaligen Ereignisse und ihrer Vorgeschichte, als man es gewöhnlich in Deutschland kennt.

Schon über die Art der Berufung Maximilians auf den mexikanischen Kaiserthron sind meistens unrichtige Ansichten verbreitet. Mexiko war durch die fast unumschränkte Herrschaft des Klerikalismus, der mit Hilfe einer brutalen Militärmacht das Volk aussaugte bis zum letzten, wirtschaftlich und moralisch völlig zerrüttet, bis es der sogenannten „liberalen" Partei gelang, unter der Führung von Commonfort, Juarez und Lerda dem Jüngeren die Herrschaft der „Mochos" – dies war der Spottname der Klerikalen – zu brechen und es Juarez, der zwei Jahre vorher Commonfort in der Präsidentschaft gefolgt war, zu ermöglichen, seinen Einzug in die Hauptstadt zu halten.

Die unterlegenen „Mochos" wandten sich in ihrer Bedrängnis an Napoleon III., dem die Gelegenheit sehr willkommen war, mit leichter Mühe – wie er meinte – etwas „Gloire" zu erwerben und seinen damals sehr wackligen Thron zu stützen. Eine Ablenkungspolitik auf Kosten anderer, wie sie Frankreich nur zu oft beliebt hat!

Es gelang Napoleon, mit Spanien und England einen Dreibund zu schließen, welcher Forderungen, die diese Länder an Mexiko hatten, durch eine militärische Demonstration größeren Nachdruck verleihen sollte. Es wurde eine vereinigte Flotte der drei Staaten entsandt, die 1862 in den Hafen von Veracruz einlief. Deren Befehlshaber wurden von der mexikanischen Regierung als Gesandte betrachtet und behandelt, und es wurde auch den fremden Truppen gestattet, zu landen und so weit in das Land einzurücken, daß sie nicht in der Fieberzone der Küste lagen: allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nach dem erfolgreichen Verlauf der Ver-

handlungen sofort zurückgezogen werden sollten, auch im Falle des Scheiterns der Unterhandlungen und auch bei Ausbruch von Feindseligkeiten sollten sie die besetzte Zone verlassen und sich auf die Schiffe zurückziehen.

Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß die Engländer und Spanier sich für befriedigt erklärten und ihre Truppen vertragsgemäß zurückzogen und einschifften; Frankreich dagegen weigerte sich dessen und ließ seine Truppen im Lande, angeblich um die Interessen seiner in Mexiko lebenden Staatsangehörigen zu schützen. Das war der eigentliche Beginn des nun folgenden Trauerspieles und das erste Glied in der Kette der nun folgenden Niederträchtigkeiten.

Die Franzosen drangen, vereinigt mit den Resten des klerikalen Heeres, bis nach Puebla im Innern des Landes vor, wo sie am 2. Mai 1862 eine schwere Niederlage erlitten, die zunächst zum Rückzuge zwang. Es folgte dann eine regelrechte Belagerung von Puebla, das sich, durch Mangel an Lebensmitteln und Munition gezwungen, ergeben mußte, während Juarez den Sitz der Regierung nach Paso del Norte verlegte, da die unbefestigte Hauptstadt unter den obwaltenden Umständen nicht zu halten war.

Bald darauf wurde diese von den Franzosen besetzt und in ihr auf Napoleons Befehl jene als „Versammlung der Notabeln" bezeichnete Farce aufgeführt, in der Maximilian von Habsburg von einer Hand voll Leute, die zum größten Teil nicht lesen und schreiben konnten, angeblich im „Namen des mexikanischen Volkes" zum Kaiser von Mexiko gewählt wurde – eine Folge der Intrigenpolitik des Klerus, der hoffte, mit Hilfe des katholischen Prinzen und der französischen Waffen wieder unumschränkt zur Macht zu gelangen.

Maximilian glaubte zu seinem Unglück der Lüge, daß ihn das g a n z e m e x i k a n i s c h e V o l k gewählt habe, und war außerdem, ganz abgesehen von seinem eigenen verständlichen Ehrgeiz, durch die unbegrenzte Herrschsucht seiner Gattin so beeinflußt, daß er, mancher wohlmeinenden Warnung zum Trotz, die Berufung annahm.

Es wurde natürlich zudem nichts unterlassen, was irgend dazu dienen konnte, Maximilian immer mehr in diesem Glauben zu bestärken – während doch die einzig rechtmäßige Regierung Mexikos die des Präsidenten Juarez' war – und mit großer „Begeisterung", hinter der die französischen Bajonette und Pulque, das stark berauschende mexikanische Nationalgetränk standen, wurde er in Veracruz empfangen und im Triumph in die Hauptstadt geführt.

Als dann der blutige Bürgerkrieg, der zwischen den Nord- und Südstaaten Nordamerikas tobte, durch die Ermordung Lincolns und die Siege der Nordstaaten beendet wurde und sich die Nordamerikaner auf die Monroedoktrin besannen, trat ein Faktor in Erscheinung, mit dem Napoleon nicht gerechnet hatte: Nordamerika verlangte die Zurückziehung der französischen Truppen vom mexikanischen Boden und drohte im Falle der Weigerung, die rechtmäßige Regierung Juarez mit Waffengewalt zu unterstützen.

Napoleon, wohl auch stark beeinflußt durch die Vorgänge des Jahres 1866 und ihre politischen Folgen in Europa, zog seine Truppen bis auf einen geringen Rest zurück und überließ Maximilian trotz aller vorher gegebenen Versprechungen seinem Schicksal.

Mit dem Abzug der Franzosen erhob sich im ganzen Lande das Volk gegen das ihm aufgezwungene Kaisertum, Maximilian aber beschloß in mißverstandenem Ehrgefühl und den Einflüsterungen seiner Generale Marquez und Miramon folgend, gegen den dringenden Rat seiner wahren Freunde zu bleiben und den Kampf aufzunehmen.

Es würde hier zu weit führen, diesen Kampf im einzelnen zu schildern. Es genüge, zu erwähnen, daß die Kaiserlichen unter Miramon eine schwere Niederlage erlitten, die Maximilian veranlaßte, selber den Oberbefehl über die Truppen zu übernehmen und alle verfügbaren Kräfte in Queretaro zusammenzuziehen, was auch infolge der unverständlichen Zaudertaktik des liberalen Generals Escobedo gelang, der den obenerwähnten Sieg nicht ausnutzte und erst am 14. März vor Queretaro erschien, das er am 24. März eingeschlossen hatte. Vorher war es dem General Marquez aber noch gelungen, mit zweitausend Reitern die Reihen der Gegner zu durchbrechen und sich nach Mexiko zu begeben, das er in aller Eile befestigte.

Der letzte Akt des Trauerspieles hatte begonnen. Er soll an Hand der Tagebuchaufzeichnungen des eingangs erwähnten Stabsoffiziers geschildert werden.

„Unter fast täglichen Ausfallsgefechten der Belagerten kam der 24. Mai heran, und es war in den letzten Tagen vielfach behauptet worden, daß wir in Kürze in Queretaro einziehen würden. Am Abend des genannten Tages wurde ich beordert, die beiden Bataillone ‚Sopremos Poderes' und ‚Montesino' an bestimmten Punkten hinter unseren Linien aufzustellen. Zurückgekehrt, erhielt ich von General Escobedo den Befehl, den General Riva-Palacio herbeizurufen, und aus dem nun folgenden Gespräch der beiden ging hervor, daß nach eingelaufenen Meldungen für nachts zwölf Uhr ein Ausfall des Feindes zu erwarten war, der den Durchbruch durch unsere Linien erzwingen sollte. Ich erhielt den Befehl, folgende Anordnungen des Generals Escobedo zur Ausführung zu bringen, die er an Riva-Palacio erteilte: ‚Lassen Sie von jedem Ihrer Bataillone einen Offizier und fünfundzwanzig der tüchtigsten Mannschaften auswählen. Diese Kolonne hat den Befehl, vom Mexikanischen Tore aus den Kirchhof des Klosters der Franziskaner zu stürmen, während ‚Sopremos Poderes' von San Isidoro gegen das Kloster vorgeht. Sobald von meinem Quartier vier Leuchtraketen aufsteigen, lassen Sie aus allen Geschützen gegen die Stadt feuern und die Sturmkolonnen vorgehen. Sämtliche Truppen bleiben unter den Waffen.'

Während ich unsre Linien durchritt, um den erhaltenen Befehl auszuführen, kamen mir schwere Bedenken über die Durchführbarkeit der geplanten Unternehmung, die jedoch durch eine Bemerkung des mir befreundeten Generals Chavaria, der mir begegnete und dem ich meine Bedenken

äußerte, zerstreut wurden. Er sagte mir: „Habe keine Sorge! – Das Kloster wird uns übergeben – morgen ist Queretaro in unsrer Hand. Aber schweige – auf Ehrenwort!"

Kurz nach elf Uhr traf von Escobedo Gegenbefehl ein, dem eine für die Generale Velez und Chavaria bestimmte versiegelte Order beigefügt war. Der Rest der Nacht verlief ruhig.

Bei Tagesanbruch brachte ein Ordonnanzoffizier des Generals Velez die Mitteilung, daß das Kreuzkloster und das Kloster San Franzisco von den Unsren besetzt seien und bat gleichzeitig um einige Bataillone zur Bewachung der Gefangenen, die sofort abgingen. Zu gleicher Zeit erhielt General Jimenez den Befehl, das kleine befestigte Kloster San Franziscito zu stürmen, ein Befehl, der ohne besonderen Widerstand durchgeführt wurde. Bald darauf war die ganze Stadt mit Ausnahme des Cerro de las Campanas und der Casa blanca in der Hand unsrer Truppen.

Dieser wichtige, ohne nennenswerten Widerstand erreichte Erfolg war auf die folgende Weise erzielt worden: ein gewisser Oberst Ontiveros, der das auf der Wasserseite der Stadt gelegene Fort Cerro de las Campanas befehligte, stand – an seiner Sache zum Verräter werdend – mit unserm Höchstkommandierenden im Einverständnis und soll mit diesem öfter Unterredungen gehabt haben. Es war nun verabredet worden, daß in der Nacht, sobald das erwähnte Raketensignal gegeben wurde, eine starke Abteilung Liberaler gegen den mehrerwähnten Cerro de las Campanas vorgehen sollte, den die Besatzung ohne Widerstand räumen würde. Um diese Bewegung zu verschleiern und die Aufmerksamkeit der Belagerten abzulenken, sollte der lebhafte Angriff auf das östlich gelegene Kreuzkloster erfolgen. Ontiveros hatte bei diesem verräterischen Plan wohl mit dem Ausfall der Kaiserlichen gerechnet, es war aber in einem von Maximilian einberufenen Kriegsrat beschlossen worden, den Ausfall noch einige Tage hinauszuschieben, in der Hoffnung, daß es Marquez gelingen würde, Entsatz zu bringen. Durch diesen in letzter Stunde gefaßten Entschluß war die Ausführung des ersten Planes unmöglich geworden, und um elf Uhr erhielt Escobedo von Ontiveros die Mitteilung, daß Oberst Lopez, Befehlshaber des Kreuzklosters, im Einvernehmen mit ihm sei; man solle eine Abteilung entschlossener Leute an einem bestimmten Punkte in den Klostergarten eindringen lassen. Losung und Feldgeschrei waren ebenfalls mitgeteilt. Die Generale Velez und Chavaria führten diesen Handstreich glücklich durch, drangen in den Klostergarten ein und fanden hier den scheinbar sehr verwunderten Lopez – aber keinen einzigen Soldaten. Lopez ‚übergab' das Kloster, und die liberalen Truppen fanden die Besatzung im sogenannten Pantheon im tiefsten Schlafe vor. Das war eine Folge der Befehle von Lopez, der, nachdem der beabsichtigte Ausfall verschoben worden war, die Mannschaften zur Ruhe geschickt und sogar die Posten eingezogen hatte. Es scheint, daß Lopez noch im letzten Augenblick Gewissensbisse gespürt und versucht hat, den Kaiser noch zu retten, denn er

war auf einige Zeit verschwunden, und es besteht die Annahme, daß er Maximilian zu bewegen versucht hat, sich nach dem Cerro de las Campanas zu begeben.

Inzwischen hatten sich die Obersten Ontiveros und Alegre mit ihren Truppen sowie das von Lopez befehligte Regiment „Kaiserin Carlotta" für die Liberalen erklärt, und so war das befestigte Kloster San Franciscito in deren Hände gekommen, ohne daß ein Schuß fiel. Gegen ein Uhr mittags ergab sich Maximilian nach kurzem Kampfe um den Cerro de las Campanas auf Gnade und Ungnade mit den ihm treu gebliebenen Offizieren und Mannschaften.

Als wir um sieben Uhr mit unseren Truppen auf dem Marktplatz von Queretaro eintrafen, fanden wir dort Lopez, der für 20000 Dollar seinen Kaiser verraten hatte, dem er auch als Privatmann unendlich viel zu verdanken hatte. Um neun Uhr wurde Riva-Palacio mit seinem Stabe nach dem Cerro de las Campanas beordert, um Maximilian nebst dessen Gefolge, bestehend aus den Generalen Prinz Salm-Salm, Severo Castillo und Mejia sowie vielen anderen Offizieren, in Empfang zu nehmen. Als wir am Fuße des Hügels ankamen, auf dem Maximilian seinen Degen an Escobedo übergeben hatte, begegnete uns der letztere, umgeben von einem wirren Reiterhaufen, zusammengesetzt aus liberalen und kaiserlichen Offizieren, Soldaten der Escobedoschen Stabswache und anderen Mannschaften. Mitten in diesem Haufen ritt Maximilian neben Salm-Salm und Castillo, denen Mejia folgte. Maximilians Haltung war eine würdige, und wenn auch ein Zug tiefsten Schmerzes auf seinen von körperlichen Leiden blassen Zügen lag, so erschien er doch ruhig und gefaßt.

Die Größe, mit der Maximilian sein Unglück trug, war achtunggebietend; um so peinlicher, ja empörend, war die Haltung Escobedos, die schon aus dem Vorhergesagten erkennbar ist.

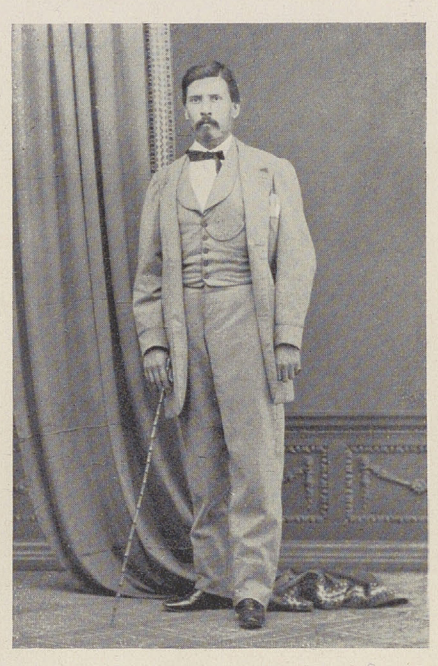
Riva-Palacio, der von Escobedo den Befehl erhalten hatte, den Gefangenen nach dem Kreuzkloster zu geleiten, drückte ihm sein Bedauern darüber aus, daß die Begegnung unter für Maximilian so traurigen Umständen erfolgen müsse und sagte: ‚Ich setze voraus, daß Sie einen kleinen Umweg vorziehen werden, damit wir den Weg durch die Stadt vermeiden' – ein Angebot, das Maximilian dankbar annahm. Aus der folgenden Unterhaltung, die ich, in unmittelbarer Nähe reitend, Wort für Wort mit anhören konnte, ging klar hervor, daß Maximilian über sein Schicksal nicht im unklaren war und daß er dieses einer Rückkehr nach Europa vorzog.

Als Verteidiger in dem nun folgenden Prozeß wählte Maximilian vier liberale Männer, unter ihnen den Vater des mehrfach erwähnten Generals Riva-Palacio, die alle Kräfte anstrengten, das Geschick des Erzherzogs zu mildern – vergeblich! Das ‚Schuldig' und das Todesurteil wurden ausgesprochen und das letztere am 19. Juni 1867 durch Erschießen vollstreckt. Zugleich mit Maximilian fielen die Generale Miramon und Mejia – letzterer ein Halbindianer von sehr vornehmer Gesinnung."

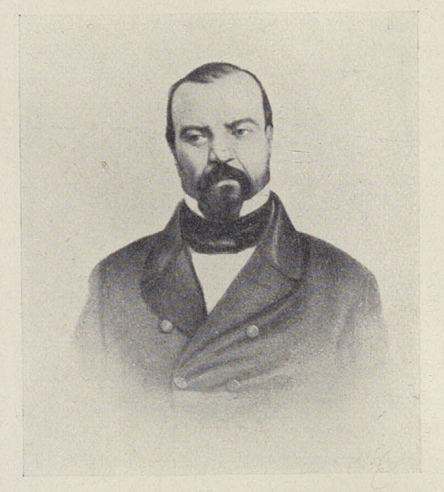


Slg. Handke-Berlin

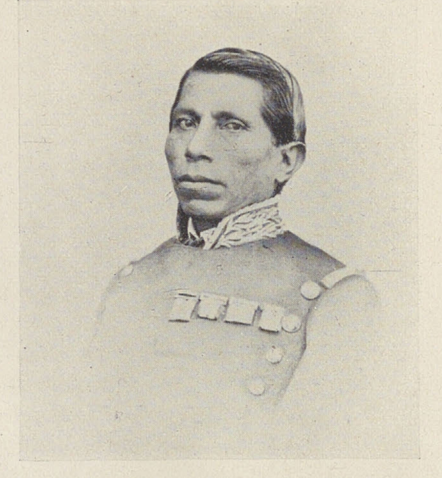
Kaiser Maximilian von Mexiko (rechts) mit seinen Brüdern Kaiser Franz Joseph (Mitte), Erzherzog Ludwig Victor (stehend) und Erzherzog Karl Ludwig



Porfirio Diaz,
Höchstkommandierender der liberalen Freischaren gegen die Franzosen und gegen Maximilian, erwies sich dann in den 40 Jahren seiner Präsidentschaft als der größte Staatsmann Mexikos



Ignacio Comonfort
(1812–1863), Kriegsminister, Führer der Liberalen Partei und Juarez' Vorgänger in der Präsidentschaft Mexikos



Tomas Mejia,
halbindianischer mexikanischer General, einer der Getreuen Maximilians, mit dem zusammen er erschossen wurde

Zwei Gründe waren es hauptsächlich, die das Gericht bewogen, die ganze Schärfe des Gesetzes gegen Maximilian anzuwenden: erstens eben dieses Gesetz und zweitens das sogenannte Blutdekret vom 31. Oktober 1865.

Nach mexikanischem Gesetz wird ein jeder, der den Boden Mexikos mit bewaffneter Hand betritt, um Teile des Landes zu besetzen, als Flibustier betrachtet und mit dem Tode bestraft – und gegen dieses Gesetz hatte sich Maximilian, wenn auch vielleicht gutgläubig und ohne Kenntnis des Gesetzes zu haben, vergangen. Aber auch hier hätte sich wohl ein Ausweg finden lassen, wenn nicht das erwähnte Blutdekret gewesen wäre, das in seiner brutalen Grausamkeit unendlich viel Haß gegen Maximilian schaffen mußte. Dieses Dekret, dem unzählige Menschen zum Opfer fielen, hatte sieben Paragraphen, die alle mit Totschießen endigten: „– – wird ohne Kriegsgericht erschossen". Es genügte, einem Liberalen, ja, schon dem Pferde eines Liberalen Unterkunft zu gewähren, ohne sofort den nächsten kaiserlichen Posten zu benachrichtigen, um unter den Kugeln der Kaiserlichen zu verbluten. Auch wer im offenen Kampfe den Kaiserlichen in die Hände fiel, erlitt das gleiche Schicksal, und an einem Tage wurden die Generale Arteaga und Lalazar nebst siebzehn anderen Offizieren erschossen, die nach einem unglücklichen Gefechte in die Hände der Kaiserlichen gefallen waren und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie ihr Vaterland verteidigt und der rechtmäßigen Regierung die Treue gehalten hatten!

Zwar ist es richtig, daß Maximilan nicht der Urheber des Gesetzes war – es waren das die Franzosen und der General Marquez – aber durch seine Unterschrift hatte Maximilian seine Anerkennung des Gesetzes erteilt und ihm dadurch Rechtskraft und Wirksamkeit verschafft. Kann es da wundernehmen, wenn nun auch gegen ihn die ganze Strenge des mexikanischen Gesetzes zur Anwendung gebracht wurde?

So bedauerlich es ist, daß Maximilian, der ein edler und von bestem Wollen erfüllter Mensch war, so tragisch enden mußte – zu retten war er nicht; sein Tod ist zum allergrößten Teil auf das Schuldkonto Napoleons und seiner Helfer zu schreiben.

Hermann Brunn

Góngora

Wer war Don Luis de Góngora y Argote? In Deutschland dürften, selbst unter den Gebildeten, verhältnismäßig wenige auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu geben imstande sein. Und doch ist der Name dieses spanischen Dichters im Munde der Mitlebenden – unter leidenschaftlicher Stellungnahme für oder wider ihn – eher noch häufiger erklungen als der seiner immer noch berühmten Zeitgenossen Shakespeare, Cervantes, Lope de Vega, Calderon. Freilich, Góngoras Satire, so geistreich und treffend sie

war, blieb dem Tage verhaftet und hat keine ewige Form geschaffen wie die Phantasie des Cervantes: seine wenigen Theaterstücke haben nicht durch die Darstellung menschlicher Charaktere und Leidenschaften im Zusammenhang spannender Geschehnisse, wie die der großen Dramatiker, von der Bühne herab die Menge entzückt oder erschüttert, seine epischen Gedichte ermangeln teils eines originellen, teils eines fesselnden Inhaltes, und selbst in seiner Lyrik bestrickt er, im allgemeinen, weder durch natürliches Feuer noch überquellenden seelischen Reichtum. Ja, es haftet Gongoras Dichternamen sogar ein Makel an. Zwar versteht er es, altspanische Tradition und Renaissanceerrungenschaften miteinander mischend, mühelos und anmutig in dem seiner Zeit wohlgefälligen Stile zu dichten – daneben aber gilt er als der Gründer oder wenigstens erste vollbewußte Vertreter einer äußerlich schwülstigen, innerlich hohlen, mit mythologischen Anspielungen überladenen, von Vergleichen und Spitzfindigkeiten verdunkelten und durch gewaltsame grammatische Neuerungen Mißfallen erregenden Schreibweise. Dieser barocke Stil, der in den fünfzig Jahren nach des Dichters Tode immer mehr an Einfluß gewann, begleitete den dann beginnenden Verfall der spanischen Literatur in einer von den Nachahmern übertriebenen, entgeistigten Form noch länger als ein Jahrhundert wie ein böses Verhängnis, und so kann es nicht wundernehmen, daß die Schlagworte Estilo culto, Cultismus, Góngorismus, von den Anhängern ursprünglich in auszeichnendem Sinne gemeint, für die historische Kritik immer mehr zu brandmarkenden Bezeichnungen eines literarischen Abweges wurden.

Was bleibt denn nun überhaupt Bedeutendes an Góngora übrig? Etwas muß es doch sein, denn seit einem Jahrzehnt feiert der Dichter in Spanien, Amerika, Frankreich und England geradezu eine Art Auferstehung, so daß es an der Zeit ist, ihm auch einmal in Deutschland wieder neue Beachtung zu schenken. Um von einer stattlichen Reihe zum Teil bedeutender Spezialarbeiten abzusehen, sei nur erwähnt, daß Foulché-Delbosqu Góngoras poetische Werke nach der noch ungedruckten Chacónschen Handschrift neu herausgegeben, M. Artigas die ältere Churtonsche Biographie des Dichters unter Ausschöpfung bisher unbenutzter Quellen weit überholt und E. Kent Kane in einer großen Studie über den schwülstigen Stil aller Künste und Zeiten Góngoras als zentrale symbolische Gestalt in einen weltweiten Zusammenhang hineingestellt hat. Hier erkennen wir nun den einen Grund für Góngoras überzeitliche Bedeutung: ein Problem, das in der Abfolge künstlerischer Stilepochen immer wieder auftreten und nie endgültig und eindeutig sich lösen lassen wird, jenes Problem, das durch die auf einheitlichem Grunde ruhenden drei Fragestellungen: „Einfachheit oder Zier?" – „Klarheit oder Helldunkel?" – „Natürlichkeit oder Manier?" umschrieben werden kann – dies unsterbliche Problem hat sich in Góngora auf eine so seltsame, kaum wiederholbare Weise zum Kristall geformt, es schillert an ihm mit solch irisierenden Farben, daß der Blick des ringenden Künstlers und forschenden Kunstbetrachters immer wieder magisch auf ihn hingezogen werden wird.

Sodann: Góngora war einer der größten Sprachkünstler aller Zeiten. Ein Dichter, dem es schließlich fast mehr auf das Wort als auf die Sache ankommt, hat natürlich von vornherein bei der Nachwelt auf eine kleinere Gemeinde zu rechnen als ein Geist, der durch große Ideen wirkt. Aber der Kreis der Feinstgebildeten, von der Einsicht durchdrungen, daß die Ausbildung der Sprache, als des unentbehrlichen Ausdrucksmittels für alles Geistige, die höchste aller Techniken ist, wird auch dem Meister auf diesem Gebiete das Beiwort der Größe nicht versagen. Man empfindet bei Góngora, daß er hinter jedem einzelnen seiner Worte steht; man weiß von ihm, daß er sich im Feilen seiner Gedichte nie genug tat. Wenn man hört, daß er vor seinem Tode gesagt haben soll, er bedaure, schon fort zu müssen, wo er noch kaum den ersten Buchstaben seines Alphabetes erfaßt habe, so hat man auch hier den Eindruck, daß es ihm weniger auf die Schaffung einer Vielzahl von Werken, als auf die Ausbildung einer Ausdrucks- und Darstellungsmethode ankam, von deren hoher Wichtigkeit er durchdrungen war. In gewissem Sinne sind also alle seine Erzeugnisse nur Vorarbeiten; auch bei seinen längeren Gedichten handelt es sich im Grunde um eine edle Kleinkunst, um Feinschliff. Aber wir können ihn da mit dem Odendichter Horaz vergleichen, der — im allgemeinen weder gedankenschwer noch ursprünglich — doch durch die unvergleichliche Architektonik der Worte fast jede seiner Oden zu einem „Monumentum aere perennius" zusammenzufügen verstanden hat. Góngora erweist übrigens seine Klassizität wie die Alten, indem er uns weniger auf den ersten Blick gewinnt, als in unserem Geiste sich um so fester setzt, je länger wir ihn kennen.

Seine Zeitgenossen haben in Góngora einen „Angel de luz" und einen „Angel de tinieblas" vereinigt gesehen. Der Blick unserer Väter und Großväter war allzu starr auf den Engel der Finsternis gerichtet, die jüngste Kritik rückt wieder den Engel des Lichts in den Vordergrund, ja, sie sieht im allgemeinen auch den andern Engel bei weitem nicht mehr so schwarz, wie das vorige Jahrhundert es tat.

Von Góngoras „Soledades" (Max Hueber, München) liegt seit kurzem eine deutsche Übersetzung vor von Hermann Brunn, dem Verfasser des vorstehenden Aufsatzes. Sie zeigt starkes Einfühlungsvermögen in die Eigenart des Spaniers und überwindet die wirklich nicht unerheblichen Schwierigkeiten, den Stil dieses echten Sohnes des Barock zu treffen. Damit wird ein kulturelles Versäumnis Deutschlands in bester Form gut gemacht, da in England und Frankreich schon 1931 Übersetzungen der „Soledades" von Edward Meryon Wilson und Lucien-Paul Thomas erschienen sind.

Berichtigung

Die Randbemerkungen auf dem im Märzheft der „Deutschen Rundschau" im Faksimile veröffentlichten Hentsch-Bericht über die Marneschlacht stammen nicht, wie irrtümlicherweise auf der Bauchbinde angegeben, von der Hand Moltkes, sondern von General von der Marwitz. Die Schriftleitung.

Das Deutsche Sprachpflegeamt

Eine Akademie der deutschen Sprache zu schaffen, war seit Leibniz' Zeiten ein deutsches Wunschziel. Anders als Aufbau und Form der französischen Sprache ist der unserer Muttersprache. Es wäre daher ihrem eigentlichen Wesen nicht gemäß, wenn man eine „Akademie" nach dem Vorbild der französischen hätte ins Leben rufen wollen. Starrer Regelzwang ist ihr fremd. Lebendiger und dem schöpferischen Willen des Sprechenden mehr entgegenkommend verlangt die deutsche Sprache zu ihrer Pflege anderes. Der französische Park mit seinen zugestutzten Bäumen und streng baukünstlerisch angelegten Wegen ist ein Abbild der schönen Ebenmäßigkeit und klassischen Formenstrenge der französischen Sprache. Der deutsche Wald aber ist das Bild der deutschen Sprache mit seiner Größe, Weite und Tiefe. Und doch ist auch er wie alles Organische an Gesetze gebunden. Eine Deutsche Sprachakademie wäre sinnwidrig; ein Deutsches Sprachpflegeamt ist sinnvoll. Wie der Förster den deutschen Wald, so soll eine oberste Stelle das Leben der deutschen Sprache sorgsam beobachten und hegen, was zu hegen, ausmerzen, was auszumerzen ist. Noch in einem zweiten unterscheidet sich ein deutsches Sprachpflegeamt von einer romanischen Akademie. Es darf nicht und kann auch bei dem Wesen unserer Sprache nicht eine staatliche Behörde sein. Seine Geltung soll dem freien Willen der für die Sprachpflege verantwortlichen Kräfte entspringen, nicht staatlicher Befehlsgewalt. Ihr Bereich greift ja weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus. Die hundert Millionen des deutschen Volkstums auf der ganzen Erde sollen von hier aus in ihren sprachlichen Lebensäußerungen verfolgt und betreut werden.

Der Deutsche Sprachverein hat in seiner halbjahrhundertlangen Tätigkeit diese Aufgabe mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften getreulich erfüllt. Er hat durch Anregung und Warnung, durch Lob und Tadel, durch Auskünfte an einzelne und durch sprachliche Mitarbeit an Gesetzentwürfen Großes geleistet. Er war nach seiner Stellung in der deutschen Geistesgeschichte und nach seinen Leistungen wohl berufen, die Bestrebungen, ein Sprachpflegeamt zu schaffen, mit an erster Stelle zu fördern. Die Deutsche Akademie in München, die in den letzten Jahren den Ruf nach einem Deutschen Sprachpflegeamt öfters hat laut werden lassen, hat sich an den Vorarbeiten ebenfalls beteiligt. Besonders stark aber hat der Präsident der Reichsschrifttumskammer, Dr. Hans Friedrich Blunck, seine Tatkraft in den Dienst der Sache gestellt. Er und der Präsident der Dichterakademie, Börries Freiherr von Münchhausen, haben auf die Entwicklung stärksten Einfluß genommen. Auch der deutsche Rundfunk und die Preußische Akademie der Wissenschaften haben sich freudig zur Mitarbeit bereiterklärt. Der Stellvertreter des Führers ist durch einen Vertreter an den Sitzungen des vorbereitenden Ausschusses beteiligt worden. Von einzelnen wissenschaftlichen Verbänden ist die Technisch-Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft als erste mit in den Kreis getreten. Bei der großen Bedeutung gerade der Technik im modernen Leben auch auf sprachlichem Gebiet ist diese Anteilnahme als hoch erfreuliches Zeichen zu werten.

Das Deutsche Sprachpflegeamt hat aber auch von einzelnen namhaften Verlagen tatkräftige Unterstützung erfahren. Der deutsche Buchhandel hat hier aufs neue bewiesen, daß er sich seiner Verantwortung für das deutsche Geistesleben voll bewußt ist.

Außer dem für Sprache und Schrift zuständigen Reichsministerium des Innern sind auch die Ministerien für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sowie für Volksaufklärung und Propaganda in den vorbereitenden Sitzungen vertreten gewesen.

Die Aufgaben des Deutschen Sprachpflegeamts können heute nur in ganz

großen Umrissen zunächst angedeutet werden. Sie liegen hauptsächlich auf folgenden Gebieten:

1. Beobachtung des deutschen Sprachlebens: Presse und Rundfunk, Schrifttum und amtliche Verlautbarungen werden auf ihre sprachliche Form hin verfolgt.
2. Anregungen und Auskünfte an einzelne, an Firmen und an Stellen jeder Art.
3. Mundartenpflege u. -überwachung.
4. Deutsche Sprache im Ausland.

Die Frage der deutschen Rechtschreibung wird zunächst nicht in den engeren Bereich der Aufgaben einbezogen.

Das Deutsche Sprachpflegeamt befindet sich in den Räumen der Reichsschrifttumskammer. Zur Führung ist auf Vorschlag von Präsident Blunck der Unterzeichnete berufen worden. Die wissenschaftliche Leitung liegt in den Händen des Bearbeiters des Dudenschen Rechtschreibungsbuches Dr. Otto Basler. Zum Erteilen von Auskünften ist berufen der Leiter der Geschäftsstelle Dr. Theodor Hüpgens.

Dr. Rudolf Buttmann, Ministerialdirektor.

Berliner Theater

„Das Theater hat es nicht nur aus diesem Grund (wegen der hervorragenden Leistungen des Films) schwerer als in früheren Zeiten. Gerade darum muß es mehr denn je um seinen Boden kämpfen — weil dieser Boden bedroht ist. Es kann nur erfolgreich kämpfen durch Steigerung seiner Leistung im schauspielerischen wie in den Stücken." So schrieben wir bei Beginn des Theaterwinters, nachdem die ersten Bühnen ihre Pforten geöffnet hatten. Jetzt, da wir nahe dem Ende des Theaterwinters sind, läßt sich die Fragestellung auf ihre Richtigkeit überprüfen. Vorweg darf gesagt werden, daß die Steigerung der Leistung im Schauspielerischen auf den wesentlichen Bühnen geglückt ist, wenn auch unter den neuen Gesichtern viel Lernendes und manches ohne Aussicht auf Erfolg des Lernens, ja selbst des Sprechenlernens, auftrat. Auf Bühnen wie dem Staatlichen Schauspielhaus und in Hilperts Deutschem Theater wird gespielt wie zu den besten Zeiten der Berliner Theaterkultur. Bravourös — ja vielleicht manchmal sogar etwas zu bravourös, da das Schauspielerische, wie gelegentlich am Gendarmenmarkt, zu überwiegen und ein Eigenleben führen zu wollen scheint. So in der virtuos hingelegten Aufführung des — bei richtiger Theateraufmachung — immer noch nicht abgestandenen „Glas Wasser" vom alten Scribe.

Die Richtigkeit unserer Behauptung, daß die Kultivierung des Schauspielerischen dem Theater beim Publikum Boden zurückzugewinnen würde, wird eindeutig bestätigt durch den großen Publikumserfolg von Stücken, in denen der vielleicht populärste Schauspieler Berlins Paul Wegener spielte. Hauptmanns „College Crampton" im Theater in der Saarlandstraße wurde ein Erfolg Wegeners, der sich fast noch steigerte, als er mit Asta Nielsen zusammen in einer leider etwas zu englisch breiten Komödie „Gentlemen" von Sidney Philipps in der „Komödie" auftrat. Das Publikum geht nach den vielen Enttäuschungen an der Literatur zunächst zu den großen Schauspielern und seinen alten und neuen Lieblingen, zu denen immer noch Adele Sandrock und neuerdings Hilde Hildebrandt (in Lady Windermeres Fächer im Renaissancetheater) gehören, ferner Käthe Dorsch und der einzigartige Kurt Götz, in der zum Teil etwas problematischen Komödie „Towárisch" von Jacques Deval (Komödienhaus), der immer schon dem Grundsatz des gleichmäßig guten Theaterspielens huldigende Ralph Arthur Roberts in dem nicht ganz von Peinlichkeit freien Lustspiel „Ehe in Dosen", das er mit Leo Lenz gemeinsam verbrach (Theater in der Behrenstraße), und in wieder steigendem Maße auch Hans Brausewetter zu zählen sind: die hübsche Komödie „Regen und Wind" von Merton Hodge und das flotte von Gogols „Revisor" nicht ganz unabhängige Spiel „Seine Exzellenz gibt sich die Ehre" von Rudolf Kurtz (Kammerspiele) bewiesen es. Auch Leopoldine Konstantin zeigte von neuem in

dem Napoleonstück „Josephine“ von Hanns Gobsch (Theater in der Saarlandstraße), wie stark gerade heute wieder gekonntes Spiel wirken kann.

Wenn aber auch die Forderung nach stärkerer schauspielerischer Leistung erfüllt ist, bleibt die Bilanz mit Rücksicht auf die Stücke nicht allzu günstig. Das Staatstheater unter Leitung von Gustaf Gründgens hielt sich an die Klassiker: es begann mit „Minna von Barnhelm“ und der „Hermannschlacht“, errang einen vollen Sieg mit dem „König Lear“ — und suchte mit neuen Stücken eine Art strenge Linie zu halten. Hans Rehbergs „Der große Kurfürst“ und Hans Schwarz' „Rebell in England“ und „Prinz von Preußen“ sowie Kolbenheyers „Heroische Leidenschaften“ zeigten die Richtung, ohne das Ziel schon zu erreichen. Bei Hilpert im Deutschen Theater sah es ähnlich aus. Er brachte Shaws „Heilige Johanna“, die dank der starken Leistung Paula Wesselys, die man in etwas mit der jungen Lucy Höflich vergleichen kann, eindringlich wirkte. Dann kam Felix Dhünen mit „Uta von Naumburg“ und blieb damit ebenso wie der Schweizer Cäsar von Arx mit seinem sauber konstruierten, aber ganz im Kopf gearbeiteten Schauspiel „Der Verrat von Novara“ so sehr in der Literatur stecken, daß auch die besten schauspielerischen Leistungen (Käthe Dorsch bei Dhünen und bei Arx Ewald Balser) sie nicht retten konnten. Von harmlosen, reinen Theaterangelegenheiten wie dem Lustspiel „Großreinemachen“ von Laurenz Huxley, von Roland Schachts Lustspiel „Sie hat natürlich Recht“ und Ronald Jeans „Kann eine Frau sich ändern?“ braucht in diesem Zusammenhang nicht gesprochen zu werden; Dauthendey's „Spielereien einer Kaiserin“ und vor allem — gräßliche Erinnerung — Fred Angermayer's „Ludwig II.“ wurden von selbst gebührend schnell vergessen.

Eigen erging es Gerhart Hauptmann. Er erlebte wie nach 1918 eine Auferstehung. Crampton wurde ein Erfolg — das neue Publikum entdeckte mit Erstaunen, daß Hauptmann sehr bühnensichere Stücke, die auch die jüngere Generation angehen, die sie nicht mehr kennt, geschrieben hat. Einmal hatte der Dichter Unglück: Hilpert brachte im Deutschen Theater die „Griselda“ heraus, deren verquälter Konstruktion selbst Käthe Dorsch nicht zu neuem Leben verhelfen konnte. Aber die Wiederentdeckung, an der sich auch das Kurfürstendammtheater mit dem „Biberpelz“ (Ida Wüst als Frau Wolfen) beteiligte, wird weitergehen.

Mit Nachdruck soll anerkannt werden, daß neben Gründgens und Hilpert Ernst Legal, der sich auch dem Theater der Jugend zur Verfügung gestellt hat, in dem Theater in der Saarlandstraße instinktsicher und mit Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Kunst gearbeitet hat. Er brachte Shakespeare mit „Romeo und Julia“ mit halbem Erfolg und Goethes „Iphigenie“ mit ganzem — und bewies in beiden Aufführungen den Mut, auch junge Kräfte mit tragenden Rollen zu belehnen.

Das Bild, das die Volksbühne bietet, ist nicht einheitlich. Nach einem guten Anfang mit Anzengrubers „G'wissenswurm“ und Shakespeares „Was ihr wollt“ brachte die neue Leitung, Graf Solms, trotz glänzender Beherrschung des Drehbühnenapparates nicht durchweg Leistungen, zu denen gerade diese Bühne verpflichtet ist. Die letzte Komödie „Seiner Gnaden Testament“ von dem Schweden Hjalmar Bergman, konnte ein Erfolg nur werden, weil Lucie Höflich die bitterböse Schwester seiner Ungnaden Eugen Klöpfer mit allen Gnaden ihrer herrlichen Vitalität spielte.

Das „Theater des Volkes“ versuchte sich mit anerkennenswerter Anstrengung, ohne die Schwierigkeiten ganz zu meistern, die schon sein Raum bietet, an Schiller und Shakespeare, brachte den „Wallenstein“ und „Die lustigen Weiber“ heraus. Wobei der Falstaf Heinrich Georges doch sicherer auf der Bühne stand als sein Friedländer.

Alles in allem: der Sieg ist noch nicht errungen, aber man heißet uns hoffen. Schade, daß die Berliner Bühnen die Uraufführung von Albrecht Haushofers politischem Römerdrama „Scipio“ Königsberg und die von Gottfried Kölwels kräftigem Volksstück „Mutter Zachez“ München überließen. *D. R.*

Literarische Rundschau

Europäische Fragen im Blickpunkt der Schweiz

Das Rückgrat Europas sind die Alpen, und zwar nicht bloß in geologischer Hinsicht. Von den Alpenländern aber nimmt wiederum die Schweiz insofern eine zentrale Stellung ein, als in ihr sich die drei wesentlichen Kraftströme des kontinentalen Europa, der von Rom, der von Paris und der deutsche berühren. Bei allem Negativen, was solch eine in jedem Sinne neutralisierte Stellung mit sich bringt, ergibt sich aus dieser Spannungslage doch auch eine „Windstille", die insbesondere dem erkennenden Organ des menschlichen Geistes recht günstige Vorbedingungen liefert. Dies gilt für die heutige, mehr denn je in Wallung geratene europäische Welt in erhöhtem Maße. Wie ungeheuer schwer ist es für Deutsche, für Italiener und auch für Franzosen den Komplex Europa speziell auf seine geistigen Tiefenschichten hin ohne offensichtliche perspektivische Verzerrung zu betrachten! Wie stark fehlt der landläufigen deutschen Interpretation Europas das Verständnis Rom und insbesondere Paris gegenüber; wie sehr aber auch umgekehrt der französischen und abgeschwächter der italienischen dasjenige Deutschlands! Wenn daher die Schweiz hier auf geistigem Felde ausgleichend, vermittelnd und zugleich berichtigend und vertiefend einzugreifen vermag, wenn sie dazu die nötigen Kräfte und Persönlichkeiten hervorbringen und heranbilden kann, dann leistet sie für die Zukunftsgestaltung unseres Erdteiles einen unschätzbaren Dienst.

Wie überflüssig wäre es, derlei Betrachtungen als reine Ideologien und Wunschträume anzustellen, wenn sie nicht bereits durch Tatsachen, die in diesem Sinne gedeutet werden können, gerechtfertigt wären, wenn nicht das Wünschbare schon in statu nascendi wäre. Und es ist so weit. Man gewinnt diese Überzeugung insbesondere nach der Lektüre von Publikationen eines neuen schweizerischen Verlages: des Vita Nova-Verlages in Luzern. Es hat in diesem Falle seinen Sinn, den Verlag zunächst einmal vor seinen Autoren zu nennen, weil er — nach den bisherigen Veröffentlichungen zu urteilen — nicht nur als wirtschaftliche und kommerzielle Grundlage, sondern auch in gewisser Weise als überwölbende Idee, als Stil, Haltung, Ausrichtung in Erscheinung tritt. Zum mindesten muß sein Lektorat in einer sehr feinen, unmittelbar geistigen Fühlung mit dem Willen und den Gedankengängen der einzelnen Autoren stehen. Es liegen uns bisher drei Publikationen des Verlages vor: Gonzague de Reynold: „Die Tragik Europas", das französisch geschriebene Werk eines Westschweizers ins Deutsche von W. Großenbacher übertragen; J. Schor: „Deutschland auf dem Wege nach Damaskus", ein deutschgeschriebenes Buch, dessen Verfassername möglicherweise ein Pseudonym ist. Und als drittes: Nikolai Berdjajew: „Wahrheit und Lüge des Kommunismus". Ein neues Werk des auch in Deutschland bekannten russischen Religionsphilosophen übertragen von J. Schor. Die drei Werke im Zusammenhange einer Besprechung zu behandeln, gewinnt nun nicht nur dadurch seine Berechtigung, daß sie aus einem Hause und möglicherweise aus einem Kreise stammen. Wesentlicher ist noch, daß sie untereinander in einer ergänzenden Beziehung stehen. Es wird mit ihnen eine gemeinsame, weit über den schweizerischen Raum ringsum hinausstrahlende Geistespolitik getrieben. Wir wollen absichtlich nicht sagen, „Kulturpolitik", um Mißverständnisse zu vermeiden. Nichts Grobes, Politisches wird in diesen Werken verfolgt, sie sind aber andererseits auch keine reine ortlose Wissenschaft, sondern Einstellungen, Erkenntnisse, Entscheidungen von verwandelnder Kraft. Die politische und geistige Situation Europas ist in den letzten Jahren wieder und wieder interpretiert worden und wird auch künftig wieder und wieder interpretiert werden müssen. Denn es kann im Bereiche der Tatsachen nichts

entstehen und Gestalt gewinnen, was im Bereiche des Geistes nicht vorbereitet, zerdacht, diskutiert worden ist. So wäre es daher auch töricht, die eine Deutung gegen die andere zu halten und die absolut wahre zu suchen, denn die Wirklichkeiten des kommenden Weltgeschehens weiß niemand; jede von Menschen vertretene und durchdachte Auffassung ist aber in ihrer Wirkung ein integrierender Bestandteil des kommenden Geschehens. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch das Werk Reynolds über „die Tragik Europas" aufgefaßt werden. Ein großes, sehr reifes Werk und auch ein faszinierend gut geschriebenes. Es verfolgt das Schicksalsgewebe unseres gegenwärtigen europäischen Zustandes genauer bis etwa zur französischen Revolution und deutet das ganze Drama der letzten hundertfünfzig Jahre in seinen tiefsten Gründen als Promethiade, als Loslösung des Menschen von Gott, und zwar von dem auch künftig gerade durch die Dialektik des gegenwärtigen Geschehens allein möglichen christlichen Gott. In das ungeheuer reiche, dabei aber nicht stikkend aufgespeicherte, sondern licht gelockerte Detail dieses Werkes einzugehen, müssen wir uns leider versagen. Ausgezeichnete Abschnitte finden sich in den Kapiteln über die französische und die russische Revolution, über die Romantik, den Liberalismus, die Vereinigten Staaten und die Wirtschaftskrise. Noch näher in unsere eigenen Bereiche greift aber dann der Absatz über die beiden großen Staatsversuche des Faschismus und Nationalsozialismus, von deren Ausgang das Schicksal Europas heute am entscheidendsten beeinflußt wird. Hier zeigt sich auch die eingangs skizzierte, überlegene Erkenntnisposition dieses fraglos bedeutenden Schweizer Denkers am deutlichsten. Es interessieren uns begreiflicherweise dabei seine Gedanken über Deutschland am meisten, die in zwei Kapiteln niedergelegt sind. Im ersten spricht er allgemein von Deutschland, deutscher Seele und Geschichte; im zweiten gibt er eine Deutung des Nationalsozialismus. De Reynold ist zu reif, zu weitblickend und persönlich zu fest in eine absolute Wertordnung eingewurzelt, als daß man ihn kurzweg unter die Gegner oder die Gönner Deutschlands im Allgemeinen, des Nationalsozialismus im Besonderen, einreihen könnte, d. h. er ist nicht Franzose, nicht Italiener, nicht Deutscher, sondern eben Schweizer in einer Weise, daß einem daran der Sinn einer schweizerischen geistigen Existenz aufgehen kann. In diesem Sinne muß man seine Auslassungen über uns auffassen, die nicht immer richtig, nicht immer erschöpfend, allemal aber rein, nur dem Geiste verpflichtet und ihm allein mit Leidenschaft verpflichtet sind. Die Stärken und auch die Gefahren des Deutschen im Geistigen wie im Politischen werden an der deutschen Geschichte wie an der Gegenwart ausführlich und mit ungemeinem psychologischem Blickvermögen aufgezeigt. Ebenso überraschen die tatsächlichen Kenntnisse des Verfassers sowie seine ganz persönliche und doch nur selten von dem Richtigen sehr weit abirrende Urteilskraft in bezug auf Personen, Ereignisse, Ideen innerhalb des deutschen Raumes. Die Haltung des Buches ist grundsätzlich christlich und aristokratisch; gegenrevolutionär also im umfänglichsten Sinne, was denn auch in den Schlußkapiteln über die Zukunftsgestaltung Europas zu gesteigertem Ausdruck kommt. Ohne Illusion, ohne Phrase über die ungeheuren realen Verwicklungen und Schwierigkeiten wirkt dies Buch doch im einzelnen wie im Ganzen für die Vorherrschaft des Geistes.

Ist das Reynoldsche Werk weitgehend auf die Sachbezirke des Politischen, Wirtschaftlichen, Sozialen bezogen, so leistet J. Schors Essai über „Deutschland auf dem Wege nach Damaskus" eine grundsätzlich verwandte Arbeit auf dem Felde der religiösen Problematik. Schors Buch ist nicht erschöpfend, es fehlt ihm jedoch nur die Breite, nicht die Tiefe und das Erfassen der wesentlichen Problempunkte. Es kreist um die Frage des deutschen Antichristentums, das sowohl in seinen peripherischen Auswirkungen in der Krise des Protestantismus und den bekannten Scheingestaltwerdungen der deutschen Religiosität (Deutsche Glaubensbewegung u. a.), wie auch in seinem zentralen

Kern, im Falle Nietzsche, auseinandergelegt wird. Das ist bisher auch im innerdeutschen Schrifttum noch nicht in ähnlich ergründender Weise geschehen. Wundervoll in der Form, doch ohne bewußte Stilistik erscheint das Buch vor allem als erster, ohne Rest gelungener Versuch einer christlichen Ausdeutung Nietzsches, deren Ideenlage richtig ist, wenn ihr auch gewiß noch für die kommende Christifizierung dieses entscheidenden Geistes die ausreichende Substanz fehlt. Eine derartige Umbrechung der Nietzscheschen „Reformation" läßt sich aber wohl auch nur im deutschen, genauer im norddeutschen Raume selber stehend bewerkstelligen; was jedoch die im besten Sinne symptomatische Leistung dieses kleinen, sehr wesentlichen Werkes nicht schmälert, sondern gerade erfüllt.

Wir schließen mit kurzen, zu kurzen Bemerkungen über das dritte Werk, Berdjajews "Wahrheit und Lüge des Kommunismus". Ein Buch, das uns zwar erst auf dem Umwege über die Tatsache „Sowjetrußland" angeht, durch diese aber auch stark in unsere Welt hineinwirken kann. Stil und Haltung dieses Buches sind den voraufgegangenen sehr verwandt, obwohl es von einem heimatlosen russischen Christen, der die Gefahr des Verwestlichens erkannt und überwunden hat, geschrieben ist. Es behandelt nicht nur, sondern löst die Frage Christentum-Kommunismus. Es ist klar in der Anerkenntnis kommunistischer Forderungen, aber unerbittlich in ihrer Unterordnung unter den Geist, in ihrer Loslösung von jeglicher, auch verschleierter marxistischer Ideologie. Insofern ist dieses Werk natürlich als Macht gegen das sowjetrussische Faktum ein Wind; aber gegen die spirituelle Macht des Marxismus außerhalb seiner realisierten Sphäre eine unschätzbare, weil wirklich den Kern treffende, positiv christliche Kraft. In diesem Punkte berührt sich denn dies Werk wieder mit den voraufgegangenen und kann dank seines zwischen und über den Völkern stehenden Blickpunktes gewissermaßen auch als „schweizerisch" angesehen werden.

Joachim Günther.

Vogesenkrieg

In der Reihe „Die unsterbliche Landschaft", dem Bildwerk, in dem die Fronten des Weltkrieges zum lebendigen Bewußtseinswert des deutschen Soldaten erneut werden, behandelt der Herausgeber Major a. D. Erich Otto Volkmann in der neuesten Schrift den „Vogesenkrieg" (Leipzig, Bibliographisches Institut). Auch hier beweist Volkmann sein tiefes Verständnis der grundlegenden Fragen, die neben, hinter und über dem Kriegsgeschehen gerade in diesem Abschnitt standen. Elsaß-Lothringen ist kein Hauptkriegsschauplatz gewesen, trotzdem die ersten Kämpfe bei Mülhausen und später in den Vogesen am Hartmannsweilerkopf Blut genug gekostet haben. Aber Entscheidungen sind hier nicht gefallen und nicht gesucht worden. Für den deutschen Soldaten, der an der Elsaß-Lothringischen Front stand, blieb trotzdem das lebendige Erleben gerade dieser Landschaft ein besonders tiefes, wenn es auch durch eine Zwiespältigkeit der Gefühle stark überschattet wird. Denn einmal war es bitter, daß hier an der einzigen Stelle der gesamten Riesenfront auf deutschem Reichsboden gekämpft wurde, und zum anderen hat niemand das schmerzliche Gefühl ganz verwunden, mit den deutschen Menschen dieses Landstrichs nicht so im Gleichklang der Herzen zu stehen wie mit denen aller anderen deutschen Landschaften. In knappen und eindringlichen Sätzen läßt Volkmann das Kriegserlebnis an dieser Front vor unseren Augen erstehen, und schmerzlich und tief zittert das zwiespältige Empfinden mit, das sich aus der seelisch unausgeglichenen Lage gegenüber dieser Bevölkerung ergab, die mit vollendetem volksdeutschem Takt dargelegt wird. Volkmann übt nicht Kritik, sondern er läßt die Tatsachen sprechen. In diesem Heft wirken die Bilder der schönen Landschaft besonders eindringlich, die mit feinstem Verständnis ausgewählt und glänzend wiedergegeben sind. Wie allen anderen Heften ist auch diesem eine Karte beigegeben, die eine ausgezeichnete Orientierung ermöglicht.

R. P.

Schicksal und Schaffen

Es liegen drei Bücher vor, in denen sich drei Männer vom besten Ruf mit ihrem Ich, mit ihrem Schicksal, Schaffen und ihrer Zeit auseinandersetzen. Das ist aber auch das einzige, was sie eint, sonst sind sie himmelweit voneinander getrennt, insbesondere in ihrer Auseinandersetzung mit dem Christentum.

Das wesentlichste dürfte Rudolf Kaßners Buch der Gleichnisse (Inselverlag, Leipzig) sein. Es ist zugleich das problematischste. Kaßner, der Grübler der Zahlen, der Forscher der Physiognomik, der Verehrer der Antike, stellt sich nicht ganz heraus, er nimmt Masken an, zum mindesten nennt er sich: „Einer". Er objektiviert sich. Das Ich ist ihm etwas Einmaliges, er betrachtet es mit einem Über-Ich und sucht auf diese Weise, Allgemeines zu entdecken. Zur Auseinandersetzung dient ihm das Gleichnis in Spruch und Bericht. Beides bleibt fragmentarisch. Er schlägt nur Saiten an, die fortklingen sollen. Das gelingt Kaßner in hohem Maße. Gedankenmächtige Gestaltungen, wie die Uhr, der Traum des Kambyses, der Feueranbeter, Sulla und der Faun, bleiben haften; man kehrt immer wieder zurück und müht sich aufs neue, durch Dämmerung und Nebel Gestalt zu erkennen. Kaßner stellt Fragen. Hier ist fragen mehr als antworten. In seiner wuchtigen Verzweiflung, durch den tapferen Kampf um die Synthese zwischen Antike (die Zahl) und dem Gottmenschen bleibt dies Werk unvergeßlich. Aber es ist wie ein Schmerz, wenn wir den Satz lesen müssen: „Statt der ‚ewigen Wiederkehr' zu sagen: Der Vorläufer dessen, der nicht kommen wird . . ." Darum aber ist es ein Buch unserer Zeit, Unmündigen nicht in die Hand zu geben. Selten vernimmt man das Nahen des neuen Weltenmonats so deutlich wie hier. Aber gerade darum glauben wir, daß dieser Vorläufer sich mit jenem Satze irrt.

Daneben Kaßners Landsmann Bahr, der sonst aber wenig gemein hat mit Kaßner. („Mensch, werde wesentlich." Gedanken aus seinen Werken, ausgewählt von Anna Bahr-Mildenburg, (Graz, Styria.) Ein treuer Diener seiner Zeit, ein leidenschaftlicher Ringer um ihren Sinn spricht hier, und wenn man zunächst eine große Angst nicht loswerden kann, daß vieles, besonders die Sätze aus den neunziger Jahren, schon nach dumpfer Historie schmecken möchten, so ist man erstaunt, wie lebendig das alles noch ist. Und wie wenig doch diese Menschheit sich gewandelt hat durch Katastrophen und den (scheinbar) rasenden Wechsel unsrer geistigen Entwicklung. Es hat sich alles nur verschoben, sonst bleibt es dasselbe. So sehr nun dieses Buch seinem Tage verhaftet ist, so klingt doch die letzte Periode Bahrs von allem Anfang an durch, er hat ja selbst des öfteren betont, daß er nur darum eine Zeitlang Atheist gewesen ist, weil er noch gar nichts von Gott wußte. Es hat etwas höchst Tröstliches, wie dann der Alternde, der in jungen Tagen trotz seines scharfen und lebendigen Blicks, viel umhergetrieben wurde, nun sich in die Gnade und die Gewißheit seines Gottes einhüllt. Auch in diesem Buch fehlt es nicht an Schmerzlichem, wenn wir lesen: „Bevor Aug' und Ohr erloschen sind, können wir die Geheimnisse weder sehen noch hören."

Auf der anderen Seite der einsame Dithmarscher oben in Holstein, der Geistliche, Gustav Frenssen (Grübeleien. Grote, Berlin). Man könnte das Buch auch Zwischen Hebel und Hebbel nennen. Es ähnelt dem „Hausfreund" durch seine Erzählungen und Anekdoten und den Tagebüchern des Wesselbureners. Frenssen steht Hebbel nicht sehr nahe, aber er ist ihm verwandt durch die Grübeleien über das eigene Ich, die Stellung zur Welt, den Kampf um Anerkennung und die Kommentare zum eigenen Schaffen. Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1890—1905. Sie sind, soweit sie die Zeit betreffen, freimütig und klug im Urteil. Sehr merkwürdig, ein Lieblingsausdruck Frenssens, über dessen häufige Anwendung er zu spotten weiß, sind die Prophezeiungen, so der Ausdruck national-sozial, so die Weissagung des Führertums, auch den Weltkrieg, gar mit einem Rückzug bis Magdeburg, sagt er voraus, um dann eine große deutsche Epoche anzukünden. Am besten gelungen

sind aber die ganz ausgezeichneten kleinen Beobachtungen aus dem Volksleben.

Und das Ergebnis so vergleichender Lektüre?

Nachdem man erkannt hat, daß die philosophischen Systeme der letzten hundertfünfzig Jahre nicht durchweg gültig sind und daß eben diese Systeme im Grunde nichts sind als gewichtige Monologe, scheint man jetzt mehr geneigt, dem Gesetz der einzelnen Persönlichkeit nachzugehen. Ob sich aus diesem ganz unübersehbaren Material ein Generalnenner herausrechnen läßt, ist zwar zweifelhaft, allein die Möglichkeit besteht. Die Bemühungen der kurzen Spanne Zeit, die wir Weltgeschichte nennen, das Gesetz, nach dem wir angetreten, zu entdecken, sind recht unergiebig gewesen. Ganze Armaden scheiterten, strandeten bestenfalls an wüsten Inseln, von neu entdeckten Erdteilen kann nur selten berichtet werden. So müssen wir gefaßt sein, daß auch die neuen Versuche mißglücken. Wir können nur feststellen, daß die allgemeine Teilnahme an den Einzelschicksalen und noch mehr an der Stellung des Einzelnen zu seinem Schicksal und seinem Selbst mehr und mehr wächst. Was macht den Reiz aus, einem wildfremden Menschen zu lauschen, der Gerichtstag über sich selbst hält? Das nachbarliche Gefühl, das sich erzeugt, das um so stärker wird, je bedeutender der Mann ist, d. h. je mehr er sich durch sein Werk unserer Gemeinschaft enthoben hat. Mit solcher Kritik an sich selbst, an der Zeit tritt er wieder in unsere Reihen zurück. Darüber hinaus aber sind diese Betrachtungen aufs beste geeignet, uns in unserem eigenen Labyrinth Wegweiser zu sein, wenn sie nicht gar, was leider zu befürchten ist, überhaupt die Zeitgenossen erinnern müssen, in das eigne Ich zu leuchten. *Wolfgang Goetz.*

Unterhaltung mit einem Ortslexikon

Auch ein Ortslexikon,*) dem doch der edlere Glanz seiner größeren, anders gearteten Brüder, der Konversationslexika, fehlt, verdient eine Würdigung. Denn es verfolgt ganz klar das Ziel, jedem gründlich und schnell, sicher und mit dem geringsten Aufwand an Zeit und Geld die notwendigen Auskünfte über den Schauplatz des Verkehrs zu erteilen, der dem engeren Boden des Reichsdeutschen entspricht. Zehn mehrfarbige, höchst exakte Stadtpläne sind die einzige illustrative Beigabe, sonst beherrschen einzig und allein die nüchternen Kolonnen der Ortsnamen, der Einwohnerziffern, der Entfernungsangaben, der Postanstalten und der Amtsgerichte das Feld.

Aber beim Durchblättern dieses in seiner Sorgfalt wie in seiner übersichtlichen Vollständigkeit gleich bedeutenden Werkes wird eine Stimmung ausgelöst, die an sich nicht in der Absicht des Buches liegt. Es geschieht auch hier, was mancher Leser der allgemeinen Lexika wohl oft genug zur eigenen Verwunderung feststellen mußte: man wird verführt, das nächste Stichwort zu lesen, dann noch ein weiteres und schließlich viele folgende, bis man sich dabei ertappt, statt weniger Sekunden fast eine geschlagene Stunde mit dem so spröde scheinenden Buch verbracht zu haben. Es ist, als ob das bloße Nachlesen in solchem rein zweckbestimmten Auskunftswälzer geradezu anregt, die scheinbar leblose, ganz einseitige Stoffülle aufzulösen. Der Leser trägt unwillkürlich in diesen eng begrenzten Auszug zeitlichen Geschehens das wirkliche Erleben hinein, das ihn wie die gewaltige Gegenwart bewegt. Gerade weil es nur ein ganz kleiner Auszug ist, den so ein Ortslexikon präsentiert, kommt die Vielfalt und der fast unübersehbare Wechsel der dargestellten Dinge zu klarem Bewußtsein. Bildhafte und ursächliche Erscheinungsreihen erstehen vor dem geistigen Auge, ganz ähnlich wie der Betrachter einer Landkarte bei einiger Phantasie nicht auf eine Papierfläche, sondern in Raumtiefen blickt.

Es ist zunächst ganz allgemein auffallend, wie viele Orte den Charakter einer selbständigen Gemeinde verloren haben. Ihre Namen werden in Zukunft

*) „Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs", 900 Seiten, Preis RM. 19,50; Leipzig, Bibliographisches Institut AG.

nur im engeren Heimatbezirk fortleben, wenn es nicht bekannte Badeorte oder historische Stätten sind. Sie alle sind in einem zweiten Teile des Ortslexikons, der sämtliche für das Verkehrsleben wichtigen Orte ohne Gemeindecharakter enthält, alphabetisch zusammengefaßt. Es gibt kein Kötzschenbroda mehr, es gibt nur noch ein Radebeul. Einschneidender wirkten sich die vereinfachenden Eingemeindungen in Gegenden aus, in denen die Wohnplätze verhältnismäßig verstreut liegen. So wurden im Oldenburgischen viele der kleinen, von Gärten und einzelnen Baumgruppen umgebenen Höfe und Dörfer zu größeren Gemeinden zusammengefaßt, z. B. zu der Gemeinde „Friesisch Wehde". Mancher alte Name verschwand also in den Gemeindeverzeichnissen. Es wäre aber ungerecht, über diese Notwendigkeiten in romantisches Ressentiment zu verfallen. Ist doch andererseits bei den Eingemeindungen bewußt das volksdeutsche Namengut bevorzugt worden, ja einige Orte erhielten auch ohne jeglichen Eingemeindungsvorgang neue, dem Zeitgeschehen entsprechende Bezeichnungen, so heißt bereits seit 1928 die Stadt Marggrabowa im Regierungsbezirk Gumbinnen Treuburg, die ostpreußische, im Kreis Ortelsburg gelegene Landgemeinde Willamoven seit Dezember 1932 Wilhelmshof, so der große oberschlesische Eisenbahnknoten Kandrzin heute Heydebreck.

Abgesehen von den Wandlungen der Ortsnamen, die ja im auslanddeutschen Gebiet eine bedeutend größere Rolle spielen — noch immer fehlt ein umfassendes deutsch-fremdsprachiges Ortsnamenverzeichnis, in dem sämtliche im Munde der Auslands- und Grenzlanddeutschen noch heute gebräuchlichen Namen vertreten sind — ist die Änderung der territorialen Abgrenzung in vielen Stichworten ebenso auffällig wie wichtig. Hier kündet sich die kommende Reichsreform vernehmlich an.

Aber auch die großzügige deutsche Bevölkerungspolitik findet hier ihren Niederschlag. „Je mehr das Geschlecht durch Geist und Kunst nach oben gerissen wird und verflüchtigt", sagt Ernst Moritz Arndt, „desto mehr muß es durch Leib und Natur unten befestigt und geschweret werden, gleichwie nach einem schönen Gleichnisse der Baum die Wurzeln tiefer in die Erde hinabtreibt, je mehr das Licht ihm Gipfel und Zweige nach oben hinaufzieht." In solchem Sinne möchte man fast bedauern, daß das neue Ortslexikon die Städte Bonn mit Beuel (117600), Zwickau mit Planitz (108800) Wesermünde mit Bremerhaven (103000) und Freiburg im Breisgau (100700) als neue Großstädte verzeichnen muß. Aber wenn auch im Vergleich zum Jahre 1930 ein Drittel der deutschen Großstädte eine Bevölkerungszunahme aufweist, so hat sich doch das Wachstum der deutschen Großstädte insgesamt sehr verlangsamt. Es beträgt heute 4,9%. Und es wird sich zweifellos noch stark verringern. Wohnten beispielsweise im Februar 1933 noch 4266300 Personen in Berlin, so waren es im Februar 1934 nur noch 4212100 gegenüber 4337800 im Jahre 1930. Wo aber heute statistisch eine deutliche Tendenz zur „Vergroßstädterung" wahrnehmbar ist, dort ist sehr auf die eigentümlichen, zwischen Land und Stadt ebenso wie zwischen Regelung und Willkür stehenden Siedlungsschöpfungen der großstädtischen Peripherie zu achten. Bis zu 50 km Entfernung vom Berliner Rathause und stellenweise noch darüber hinaus siedeln Menschen, die kaum noch als Großstädter anzusehen sind. Wie die Flecken eines Pantherfelles nehmen sich heute auf einer Karte die Stadtrandsiedlungen aus. Sie bezeichnen die Forts, von denen aus der Kampf um Befreiung aus den Steinmassen der Großstadt gekämpft wird.

Diese und mannigfache andere Vorgänge, die heute die Köpfe und Herzen bewegen, werden in dem Ortslexikon lediglich durch endlose Angaben im eintönigsten Telegrammstil ganz leise berührt. Aber das Material des Werkes selbst, das immer neue geographische oder bevölkerungspolitische Betrachtungen anregt, ist beredtes Zeugnis, weil es ein notwendiger Bestandteil der großen Verwandlung ist, in der wir begriffen sind. Die Daten des Ortslexikons sind stille, rein mechanische Zeiger, die die Reflexbewegungen des neuen deutschen

Menschentums in ganz kleinen Arealen aufzeigen. Der Arbeitsdienst ist dabei, neue Provinzen durch Urbarmachung der deutschen Ödländereien zu gewinnen, 22500 qkm Moore harren der Erschließung, 12000 qkm Sandheide der Aufforstung. Die Anbaufläche für Ölfrüchte konnte bereits von 4200 ha auf 22700 ha gesteigert werden, nachdem sie 1883 schon 133000 ha betragen hat. Das überwiegend agrarische Ostpreußen soll industrialisiert werden, Kanäle und Wasserstraßen sollen gebaut, das Frische Haff trocken gelegt werden. Die Bevölkerung Ostpreußens soll in acht Jahren auf 4 Millionen gesteigert werden. Württemberg mit seiner bodenverbundenen Industrie ist Vorbild. Eine spätere Auflage des Ortslexikons wird wohl ein stark verändertes Antlitz tragen müssen. Die Hoffnung, daß die Bevölkerungspolitik, frei von übersteigerter Dogmatik, mit aller Kraft und mit größtem Erfolg die biologische Entwicklung des deutschen Volkes im Sinne der Zahl und die geistige Entwicklung im Sinne einer Elite fördern möge, beschwingt — auch die Lektüre eines Ortslexikons.

Edgar Lehmann.

Ein Verkehrsflieger

Wenn ein Flieger anfängt, Bücher zu schreiben, bekommt man zunächst einen gelinden Schreck, denn Fliegenkönnen ist etwas anderes als Schreibenkönnen. Aber alle Sorge schwindet schon nach den ersten Seiten von Walter Ackermanns „Bordbuch eines Verkehrsfliegers" (Zürich, Fretz & Wasmuth). Daß dieser Schweizer hervorragend fliegen kann, wissen wir bei einem Manne, der eine Leistung von mehr als 600000 Flugkilometer aufzuweisen hat; daß er auch hervorragend schreiben kann, beweist dieses Buch. Hier spricht ein Mann nicht von Rekordleistungen, die sich vor den Augen der gesamten Weltöffentlichkeit abgespielt haben, sondern hier redet einer von den vielen, die in treuester Pflichterfüllung tagtäglich eine Achtung gebietende Leistung in der Beherrschung der Luft für ihre Mitmenschen vollbringen, ohne irgendwie Wesens von dieser Leistung, die ihm wie seinen Kameraden, den Verkehrsfliegern, eine Selbstverständlichkeit ist, zu machen. Aber es ist etwas sehr Feines, wenn, wie es hier der Fall ist, der Vertreter eines der männlichsten Berufe, die es gibt, sich selbst und denen, die ihm nahestehen, Rechenschaft ablegt von dem Wesen seines Berufes. Der fliegerischen Leistung fast gleichwertig ist die seelische Bewältigung und Durchdringung seines Berufs, ja bei aller gottgewollten gelegentlichen fliegerischen Schnoddrigkeit scheut er sich nicht, wie ein wahrer Mann es niemals getan hat, auch Seele und sogar Herz zu tragen. Und was so vom Führersitz des Flugzeuges aus an Naturbeobachtung, an innigem Verbundensein mit kleinster und größter Schönheit laut wird, das alles ist sehr hübsch. Man sieht den jungen Menschen zur Fliegerei gelangen, man erlebt mit ihm die Schulungszeit, den ersten Alleinflug — das entscheidende Erlebnis im Fliegerleben — und die strenge und ernste Arbeit des Berufes; ja man erlebt auch in lustiger Spiegelung die Fluggäste, von denen kaum einer sich klar macht, daß dieses Fleisch gewordene Stück Vertrauen und Zuverlässigkeit am Steuer auch ein Mensch ist, der dank der Beherrschung der Luft auch oft geistig in weitere Bereiche vorgestoßen ist als seine bequemen Gäste. Das Buch wird besonders lebendig durch die mit leichter Hand und feinen Einzelheiten hingeworfenen Federzeichnungen von Hugo Laubi. Das Ganze ist ein Buch, dem wir allerweiteste Verbreitung wünschen, denn jeder kann nur lernen, wenn ein männlicher Mann von seinem Tun und auch von seinem Herzen spricht. *R. P.*

China im Profil

Obwohl an neuer Literatur über China wirklich kein Mangel besteht, kann das knapp gehaltene Buch des bekannten Professors der Kolonial-Geographie Dr. Heinrich Schmitthenner „China im Profil" (Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig) keineswegs als überflüssig bezeichnet werden. Gerade weil China nach dem Zeugnis aller wirklicher

Chinakenner und auch Schmitthenners selbst für uns ein fast unauflösliches Rätsel bleibt, muß man es begrüßen, einmal ganz einfach und klar, ohne spekulative und schöngeistige Absichten gesagt zu erhalten, wie China auf einen klugen und wissenschaftlich geschulten Europäer wirkt. Schmitthenner stellt die verwickelte und reiche Materie so dar, daß der nach China reisende Deutsche einen „ersten Begriff“ erhält, der das Hineinfinden in die chinesischen und chinesisch-europäischen Verhältnisse sehr erleichtern wird. Hierfür sind die Werke der Sinologen oder die großen wissenschaftlichen und politischen Abhandlungen viel weniger geeignet. Für jeden Laien, der sich mit der Last der chinesischen Probleme nicht beschweren kann, der aber doch wichtige Tatsachen erfahren möchte, die zur Beurteilung Chinas im Rahmen einer politischen und wirtschaftlichen Weltbetrachtung notwendig sind, kann das Buch warm empfohlen werden. Es bringt auf knapp 130 Seiten viele Beobachtungen, fesselnde Schilderungen und klare Schlußfolgerungen. Genauen Kennern Chinas wird wohl wenig Neues gesagt. Für diese Leute ist das Buch nicht bestimmt, sondern für solche, welche die schlichten und zuweilen schönen Mitteilungen eines guten Kenners und Beobachters Chinas als praktisches neues Wissen aufzunehmen geneigt sind. *E. Diesel.*

Neue Bücher

Geschichte

Der Erkenntnis des neuerdings oft berufenen Geistes von Sparta, mit dem wohl nicht alle einen klaren Begriff verbinden, dient ein Buch von Karl Willing „Der Geist Spartas“ (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 2,70 RM.), in dem der Verfasser, gestützt auf ein gründliches Wissen, die völkischen und politischen Voraussetzungen des Spartanergeistes und die Geschichte, Verfassung und Sitten der Spartaner auf Grund der klassischen Zeugen schildert, wie Herodot, Thukydides, Xenophon, Aristophanes, Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero, aber auch der großen deutschen Kenner wie Ranke, Eduard Meyer, Werner Jäger und anderen. Zu den zusammengestellten Übersetzungen und ausgewählten Stellen wurde ein verbindender Text mit Erläuterungen beigegeben.

Nach der großen überragenden wissenschaftlichen Leistung von Karl Burckhardt hat Karl Bartz nun die Schicksale Richelieus unter dem Titel „Der große Kardinal“ (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff, 6,80 RM.) zu einem historischen Roman verarbeitet. Beide Leistungen sind nicht miteinander zu vergleichen, aber Bartz versteht es zweifellos, durch eine lebendige, von historischem Wissen und historischem Verantwortungsgefühl getragene Darstellungsweise die Gestalt dieses großen Franzosen in seinem an Erfolgen, aber auch an Abenteuern reichen Leben einer weiten Leserschaft nahezubringen.

Die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ begann zur Wiederkehr des 20. Jahrestages eine Reihe von Veröffentlichungen sachlicher und persönlicher Art über die Leistung der deutschen Ärzteschaft im Weltkriege. Diese Beiträge sind jetzt gesammelt unter dem Titel „Vor zwanzig Jahren. Deutsches Arzttum im Weltkrieg“ erschienen (Leipzig, Georg Thieme, 4,60 RM.). Sie geben in ihrer Mannigfaltigkeit ein überzeugendes Bild, in welch hervorragender Weise auch die deutschen Ärzte ihre Pflicht gegenüber der Volksgesamtheit erfüllt haben. Der Sanitätsdienst wird in seiner Organisation, in der Tätigkeit bei den ersten Schlachten, in Afrika bei Lettow-Vorbeck, im Feldlazarett, in der Sanitätskompagnie, in der Kriegsgefangenschaft, an Bord unserer Kriegsschiffe und wo sonst immer der deutsche Arzt seiner harten Pflicht nachging, lebendig und anschaulich und auch mit der Nutzanwendung der gewonnenen Erfahrung geschildert.

In den schweren Jahren nach dem Zusammenbruch war das gesamte deutsche Volk so mit seiner eigenen Not beschäftigt, daß es weder von den großen weltpolitischen Ereignissen, die dem Kriege nachfolgten, gebührend Notiz nahm, noch auch von den Leistungen der eigenen versprengten Haufen, die auf

verlorenem Posten fochten. Da ist das Buch von Major a. D. Josef Bischoff „Die letzte Front", Geschichte der Eisernen Division im Baltikum 1919 (Berlin, Buch- und Tiefdruckgesellschaft) sehr zu begrüßen. Der damalige Oberbefehlshaber Graf von der Goltz schrieb ein Geleitwort, Major Bischoff selber schildert den Aufbau, die Kämpfe und das Ende. Dokumente sind beigegeben, ebenso Karten, welche die gesamte Kriegslage wie die einzelnen Gefechte verdeutlichen.

Ein nicht uninteressanter Versuch sind die kulturgeschichtlichen Tabellen von Ludwig Hesse „Die letzten 1000 Jahre" (Potsdam, Müller u. Kiepenheuer, 3,80 RM.), die eine Übersicht über die kulturgeschichtlichen Ereignisse dieses wichtigen Zeitraumes für die Geschichte der Menschheit geben wollen. Einbezogen sind Staats-, Religions- und Wirtschaftsgeschichte, geographische, soziale und technische Vorgänge, Entdeckungen, Erfindungen, Theorien, Philosophie, Literatur, Musik, Malerei und bildende Kunst. Das Streben nach Vollständigkeit ist ersichtlich; ob es ganz geglückt ist, können erst wiederholte Proben entscheiden, aber schon eine erste Durchsicht ergibt überraschende Erkenntnismöglichkeiten über Gleichzeitigkeit, erstaunlich frühes Auftreten gewisser Erkenntnisse und zu gleicher Zeit erstaunlich spätes Durchstoßen.

Eine Musterleistung ist Richard Festers Untersuchung „Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und die Anfänge deutscher Staatsgesinnung." Sie trägt in hervorragendem Maße dazu bei, die Erkenntnis von der Bedeutung des Soldatenkönigs zu vertiefen und den unlösbaren Zusammenhang aufzuzeigen, in dem Friedrich der Große und sein Werk mit dem seines Vaters standen. Die Arbeit ist erschienen in den „Schriften zur völkischen Bildung" (Hermann Schaffstein, Köln), die Johannes Bühler herausgibt; der billige Preis von 0,40 RM für den gehefteten Band hilft mit, die Möglichkeit völkischer Bildung wirklich dem Gesamtvolke zugänglich zu machen. Aufnahme findet nur, was aus der Vergangenheit für die Zukunft von wirklicher Bedeutung ist.

Von den unsterblichen „Briefen der Liselotte von der Pfalz", die eine nie versiegende Quelle wahren Menschentums und unverfälschter Natur bleiben, liegt das 116. bis 120. Tausend vor in den „Büchern der Rose" (Ebenhausen, Langewiesche-Brandt, 3,60 RM.).

Musik

Es ist eine wirkliche Freude „Das Atlantis-Buch der Musik" anzuzeigen, das Fred Hamel und Martin Hürlimann gemeinsam herausgaben (Berlin, Atlantis-Verlag, 9,60 RM.). Es bietet praktische Hinweise und will nichts weiter sein als ein Lesebuch und Nachschlagewerk für alle, denen Musik etwas bedeutet, und will dies tun in dem Geist, den das verpflichtende Vermächtnis der großen Meister fordern darf. Es gliedert sich in zehn große Teile: Musiklehre, Geschichte der Musik im europäischen Kulturkreis, Instrumentalmusik, Zusammenspiel, Gesang, Musik und Theater, die mechanisch-elektrischen Musikverfahren, Musik und Gesellschaft, Musik der außereuropäischen Völker, Organisation des Musikbetriebes. Die Mitarbeiter sind für jeden Beitrag sachkundig und verständnisvoll ausgewählt, so daß wirklich kundigste Hände führen. Der geringe Preis für das 1100 Seiten starke Buch mit seinen vielen Notenbeispielen, Bildern und Faksimilies ist besonders zu begrüßen, da hier vielen die Möglichkeit gegeben wird, sich dieses ausgezeichneten Führers zu bedienen. Er wendet sich an den Gelehrten wie an den Laien, an den Künstler wie an die Musikschüler.

Der Kustos an den Sammlungen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Karl Geiringer, gibt eine neue Brahmsbiographie „Johannes Brahms. Leben und Schaffen eines deutschen Meisters" heraus (Wien, R. M. Rohrer, 6,75 RM.). Das Buch ist dadurch ausgezeichnet, daß Geiringer neben den bekannten Dokumenten aus Brahms Leben auch aus den weit über tausend Briefen schöpfen konnte, die Brahms von den verschiedensten Brief-

schreibern erhielt. Der Verschluß, unter dem sie so lange standen, ist nun gelöst, und jetzt sprudelt die reiche Quelle dieser Briefe, deren besonderen Wert die seiner Eltern und Geschwister bilden. Auch die Briefe von Clara Schumann und Josef Joachim konnten herangezogen werden, sowie der Briefwechsel zwischen Brahms und Billroth. Geiringer versteht es, aus der Fülle des Materials eine flüssige und gut lesbare Biographie zu machen, die in drei Teile gegliedert ist: das Leben, das Werk, die Persönlichkeit. Der wissenschaftliche Nachweis über das erstmalig verwandte Briefmaterial, eine Literaturübersicht und Personen-, Orts- und Sachverzeichnis sichern dem Buche, wie die 21 Bilder erhöhte Anschaulichkeit, wissenschaftlichen Rang.

Zum Händeljubiläum stellt Dr. Wilhelm Hitzig mit einer knappen Einleitung sein Leben in Bildern zusammen „Georg Friedrich Händel 1685 bis 1759" (Leipzig, Bibliographisches Institut). Das Format und die Ausstattung sind so gehalten wie bei „Meyers bunten Bändchen." Nach der Schilderung der Jugendjahre und der Reisestationen dieses reichen und großen Lebens wird der Kampf um die Oper und dann die Geburt des Oratoriums geschildert. Das ist wirklich eine hübsche und lebendige Gabe zum Jubiläum eines unserer Großen.

Katholisches

„Die katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart" wird in einem starken Bande von einer Reihe bedeutender Gelehrter und Schriftsteller katholischen Glaubens dargestellt (Freiburg, Herder & Co., 8,20 RM.). Der katholischen Prosa, Kunstprosa, Dramen und der Lyrik im deutschen Sprachgebiet gelten vier Aufsätze. Das katholische Schrifttum der Schweiz, der Niederlande, der Vlamen, der Skandinavier Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten, Belgiens, Italiens, der iberischen Staaten, Polens, der Tschechoslowakei, der Slowenen, der Kroaten, und Ungarns wird mit gründlicher Kenntnis gewürdigt. Eine ausführliche Bibliographie und ein Namen- und Sachregister ermöglichen einen genauen Überblick über die katholische Weltleistung. Der Eindruck bleibt ein starker. Zweifellos ist auf dem Boden der Katholizität in den letzten Jahren ein lebhafter Gestaltungswille fühlbar. Die katholische Leistung allein dargestellt aber ist ein Torso der gesamten menschlichen Leistung, man soll sie ohne Feindseligkeit gegen die Leistung des nicht katholischen Schrifttums absetzen, damit ein wirklich richtiges Bild entsteht. Es bleibt auch zu fragen, ob alle Werke katholisch getaufter Schriftsteller schlechthin als spezifisch katholische Leistung mitzuzählen sind.

Wichtig ist das Buch von Emil Ritter „Katholisch-konservatives Erbgut" (Freiburg, Herder & Co., 5,20 RM.), in dem mit vielen Mitarbeitern die katholischen Ansichten über die Grundlagen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens dargelegt werden. Hier ist eine Fülle von Möglichkeiten zusammengetragen, sich über die Grundlagen einer katholischen Politik Rechenschaft abzulegen, eine Kenntnis, die gerade heute niemand versäumen sollte. Von Adam Müller, Görres, Ketteler und vielen anderen werden mit kurzen biographischen Einleitungen eigene Beiträge zusammengestellt.

Horaz

In der ausgezeichneten Sammlung der Tusculum-Bücher sind „Die Satiren und Briefe des Horaz" übersetzt und bearbeitet von Dr. Wilhelm Schöne, erschienen (München, Verlag Ernst Heimeran). Die Tusculum-Bücher bringen bekanntlich zweiseitig den Originaltext und die Übersetzung. Schöne fußt auf der Übersetzung von Friedrich Schultheß und geht mit Fug den gleichen Weg wie dieser. Er überträgt diese Plaudereien, man könnte auch Essais sagen, in Prosa. Fast überall weicht er ab von Schultheß, aber immer sind es Verbesserungen, einzelne Satiren sind ganz neu übertragen. Wertvoll sind auch die knappen Inhaltsangaben der einzelnen Werke. Man kommt so leicht nicht von der Lektüre los, wenn man einmal zu lesen begonnen hat. Es ist sehr erfreulich, eine so mustergültige Eindeutschung wie die von Schöne jetzt zu besitzen. *D. R.*

Neues zur Geschichte des Altertums

Die Geschichte des Altertums ist unergründlich, und das liegt nicht nur an dem lückenhaften Quellenmaterial, welches wir von ihr besitzen, es liegt mehr noch daran, daß der in ihren Ereignissen, Personen und Institutionen verkörperte Geist allerwege sehr rasch in die Abgründe des Lebens hinunterweist. Wem es daher um das Geistige in der Geschichte geht, der wird immer wieder Bücher über das Altertum mit besonderer Vorliebe zur Hand nehmen, um zu sehen, wie dieser oder jener Autor mit den dort schlummernden Problemen fertig wird. Ernst Kornemann hat jüngst in der Schriftenreihe „Das Erbe der Alten" (Dietrichsche Verlagshandlung, Leipzig) aus Vorträgen ein Buch zusammengestellt und herausgegeben, das unter dem Titel „Staaten, Völker, Männer" solche Abrisse aus der Geschichte des Altertums gibt. Ein durch die kluge Darstellung, die zwischen Essay und Dissertation auf einer sympathischen Mitte steht, wie auch durch die Stoffgebiete sehr fesselndes Buch. Man erfährt Bekanntes, jedoch auch Neues, bisher wenig Behandeltes aus der Geschichte des Altertums. Erwähnenswert ist vor allem der Aufsatz über Alexander und die Makedonen, deren historische Bedeutsamkeit Kornemann mit Recht neben den übrigen Griechen und den Römern als dritte selbständige Gruppe unterstreicht. Die schöne Kurzdarstellung des Tiberius wird diesem düsteren, oft verkannten Manne manchen Freund unter allen selber Einsamen gewinnen. Schließlich wird die ausführliche Auseinandersetzung über die politischen und militärischen Hintergründe der Varusschlacht im Teutoburger Walde gerade heute dankbare Leser finden. Ein Buch, das für den Historiker wie auch vor allem für den Geschichtsverständnis suchenden Laien wichtig ist, wirft es doch reflektiertes Licht auch auf manche Frage der Gegenwart. *Günther.*

Wilhelm Tell auf Englisch

Es ist sehr erfreulich, wenn sich neue gute Übersetzungen für klassische Meisterwerke finden, und ein so tadellos ausgestatteter Band wie die Wilhelm-Tell-Übertragung von Joh. F. Graber*) wird gewiß manchen Leser veranlassen, noch mehr von dieser Kost zu suchen. In der Zeit der Zölle und Absperrungen bilden solche Neuerscheinungen Brücken zwischen den Völkern und erinnern an das Dichterwort, daß die Poesie sich frei durch alle Räume fortpflanzt. *L. v. B.*

*) Wilhelm Tell. By Friedrich Schiller, translated by John F. Graber. M. A. The Stratford Company, Publishers Boston Mans.

Politische Rundschau

Wir haben unsere letzte Betrachtung der weltpolitischen Lage mit einem Hinweis auf die Annäherungsversuche zwischen China und Japan geschlossen. Wir beginnen unsere heutige mit derselben Frage, weil sie, für uns und Europa gesehen, für eine nahe Zukunft uns bereits wichtiger erscheint als die Tages- oder sagen wir Monatspolitik auf dem europäischen Kratergelände. Es ist jetzt noch nicht deutlich feststellbar, in welcher Form die panasiatische Idee unter der Führung Japans zum konkreten Gebilde der politischen Praxis werden wird, ob es mehr eine wirtschaftliche Verzahnung zunächst sein wird mit politischer Untermauerung oder schon eine Art Interessengemeinschaft, deren aktive Wirkung gegen die europäischen Mächte und Amerika in China und gegen die Einflüsse der Sowjetunion im asiatischen Kontinent gerichtet sein dürfte. Manches spricht für die letztere Entwicklung in nicht zu ferner Zeit, da ein Abgesandter Chinas bereits in Japan verhandelt. England und Amerika bemühen sich, möglichst viel Geld nach China zu bringen; sie sind wohl der Meinung, wenn sie dem Land

eine große Anleihe gewähren, daß sie dann ihre wankende Stellung erneut sichern können. Japan hat nun seinerseits einen Anleihevorschlag gemacht, ein Novum auf dem Geldmarkt der Welt. Japan fühlt sich wirtschaftlich bereits so stark, daß es als Geldgeber im Wettbewerb mit den Angelsachsen steht, ein harter Schlag für die finanzielle Monopolstellung der Angelsachsen, die teils in London, teils in New York in der modernen Geschichte ihre Geldmacht so stark auszubauen wußten, daß sie als unerschütterlich galt. Da die Einflüsse des Geldes zu jeder Zeit der Geschichte eine besondere Rolle gespielt haben und immer spielen werden, kommt der Tatsache, daß Japan ein Finanzfaktor für den fernöstlichen Markt geworden ist, eine Bedeutung zu, die nicht übersehen werden darf. Sollte es auch diesmal noch den Angelsachsen gelingen, durch die größeren Mittel die China-Anleihe an sich zu bringen und damit einen taktischen Vorteil zu erringen, was im Augenblick noch nicht feststeht, so ist mit einem starken Anwachsen des japanischen Einflusses in China dennoch zu rechnen. Der Übergang der ostchinesischen Eisenbahn an Japan ist der Schlußstein für die Abrundung der ersten Entwicklungsstufe des Staates Mandschukuo, der von diesem Geschäft seinen entsprechenden Nutzen haben wird. Wirft man heute einen Blick in die Berichte der Völkerbundskommission, die den Streit um die Mandschurei schlichten sollte, so meint man, ein Dokument aus früheren Jahrzehnten vor sich zu sehen, so rasch hat sich dort alles entwickelt, so schnell hat Japan es verstanden, die Situation zu seinen Gunsten umzugestalten. Auch der Ferne Osten steht heute im Zeichen der raschlebigen Zeit. Diese Tatsache berechtigt zu dem Schluß, daß auf anderen Gebieten die Szenerie schneller wechseln wird. Die Sowjetunion wird damit rechnen müssen, daß sie den alten Leninschen Grundsatz „Haltet China in Bewegung", nicht mehr mit Dauerwirkung wird aufrechterhalten können. Sie sucht sich denn auch von den Ostproblemen zu lösen und ihre Machtmittel gegen Europa zusammenzufassen. Wir glauben nicht, daß ihm Japan eine Atempause gönnen wird, denn die fernöstliche Großmacht kann ihre Lage nur befestigen und erweitern, wenn das bolschewistische System zu Falle kommt. Die Sowjets sind Schritt für Schritt vor Japan zurückgewichen, sie verzichten auf alles im Osten, wenn sie die These der Weltrevolution aufrechterhalten können. Die Wendung nach Westen ist dabei von ausschlaggebender Bedeutung. Sie muß in Rechnung gestellt werden, sobald man die jüngste Entwicklung in Europa betrachtet und die möglichen Folgen überdenkt.

☼

Das Reich hat durch seine Erklärung vom 16. März die A b r ü s t u n g s f r a g e auf eine neue Grundlage gestellt. In dem denkwürdigen Aufruf wird mit Recht noch einmal darauf hingewiesen, was alles deutscherseits geschehen ist, um die Abrüstung durchzuführen und welche taktischen Winkelzüge die andern gemacht haben, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehen. Neben die früheren Feindbundmächte im Westen ist die Sowjetunion getreten, sie ist ein Machtfaktor, der eine ständige Bedrohung Europas darstellt. Angesichts dieser Konstellation im Osten von Deutschland weiter zu verlangen, daß es mit verschränkten Armen zusieht, wie seine näheren und ferneren Nachbarn die Arsenale füllen und immer wieder das Deutsche Reich als den angeblichen Schuldigen für die nicht erfolgte Abrüstung bezeichnen, hieße das deutsche Volk zum Selbstmord treiben. Wie denn, wenn aus den Freunden von heute, Frankreich und Sowjetrußland, morgen einmal aus ostasiatischen Notwendigkeiten heraus Feinde werden sollten? Kann jemand von uns verlangen, daß wir bereitwillig die Grenzen offen halten, damit wir das Reich als Schlachtfeld bereitstellen, wenn es den andern paßt, in Europa zu fechten? Im Augenblick, wo diese Zeilen in Druck gehen, läßt sich die Wirkung des deutschen Schrittes noch nicht übersehen. Es steht nur soviel fest, daß er im Ausland starke Ablehnung hervorgerufen hat, vor allem in Frankreich. E n g l a n d hat mit mehr Kaltblütigkeit eine Prüfung der Lage begonnen und wird den Besuch des Außen-

ministers Simon nicht verschieben, nachdem man in Berlin erklärt hat, daß man bereit sei, die Thesen der Londoner Verlautbarung vom 3. Februar zu diskutieren. Die englische Einstellung ist viel mehr von der weltpolitischen Gesamtlage abhängig als die Frankreichs, wo man die Bewegung im kleinen Raum noch nicht verlernt zu haben scheint. Wir werden, wenn die Ereignisse ihren zunächst vorgezeichneten Verlauf genommen haben, auf den ganzen Fragenkomplex nochmals zurückkommen und Stellung nehmen, zumal dann auch zu übersehen sein wird, was der englische Besuch für Folgen hat. Auf das englische Weißbuch heute noch näher einzugehen, dürfte sich erübrigen; es ist als taktische Maßnahme zu werten und hat als solche im englischen Sinne wohl den Zweck nicht verfehlt. Die englische Innenpolitik verlangt zur Zeit eine besondere Berücksichtigung. Wenn auch nicht anzunehmen sein dürfte, daß mit baldigen Änderungen zu rechnen sein wird, nach dem Regierungsjubiläum des Königs ist immerhin eine Umbildung des Kabinetts nicht ausgeschlossen.

Der Schritt Frankreichs beim Völkerbundsrat kann schwerere Folgen haben als die Proteste Englands, Frankreichs und Italiens. Angesichts der ausgesprochenen Feindseligkeit Rußlands und Italiens, die Frankreich antreiben, gilt es kaltes Blut und gute Nerven zu bewahren.

☼

Auch in **Frankreich** spielen die innerpolitischen Machtverlagerungen zur Zeit eine besondere Rolle. Die aggressive Rechte bedrängt die Regierung, die mehr aus taktischen Gründen zu dem Gesetz über die zweijährige Dienstzeit schreiten mußte, wenn auch jetzt durch die Außenpolitik andere Argumente in den Vordergrund geschoben werden. Wir dürfen nicht übersehen, daß in Frankreich außer der Kriegsindustrie keine große Industriegruppe mehr gut beschäftigt ist und die Landwirtschaft unter der Not der Zeit nicht nur im Mutterland, sondern auch in den Kolonien schwer zu leiden hat. Die Bauern sind unruhig geworden, in einem so konservativen Lande wie Frankreich ein besonders schlechtes Zeichen. Algier, das dem Mutterland sehr nahe steht, macht eine besonders große Krise durch, da sein Weinbau notleidend geworden ist. Hier waren recht bedenkliche Unruhen, deren Wiederholung die Regierung durch Zugeständnisse und Hilfsmaßnahmen zu verhindern versucht. Ob es ihr gelingen wird, steht noch nicht fest, denn der Einfluß bolschewistischer Agitation ist deutlich erkennbar. Es wäre aber unrichtig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß Frankreich geschwächt ist, das Gegenteil ist der Fall.

☼

Griechenland hat eine starke revolutionäre Erschütterung hinter sich, die mehr als nur örtliche Bedeutung hatte. Der alte Verschwörer Venizelos, der während des Weltkrieges die Monarchie beseitigt hatte und damit sein Land in die Kriegswirren hineinzog, hat diesmal seine Rechnung falsch aufgemacht. Der Bürgerkrieg hat viel Opfer gekostet; hätte er noch längere Zeit gedauert, so wären europäische Verwicklungen nicht ausgeschlossen gewesen. Die Türkei hat Truppen in Thrazien angesammelt, die offenbar gegen Bulgarien bereit gestellt werden sollten, falls dort der Versuch unternommen würde, sich in Mazedonien einzumischen. Der Völkerbund mußte eine bulgarische Note in Empfang nehmen, in der von der türkischen Bedrohung gesprochen wurde. Die Beherrscher des Genfer Orakels machten die bekannten taktischen Manöver, um eine Stellungnahme zu vermeiden. Alles hing wieder einmal an dem so gern zitierten Faden, der diesmal noch gehalten hat. Während in jetzt telephonischer Reichweite ganz neue wirtschaftliche und politische Machtzentren entstehen, hat Europa nichts Besseres zu tun, als sich an seinen Mauerecken herumzuschlagen, um Prinzipien der inneren Organisation auszufechten!

☼

Was in Griechenland auf blutigem Wege ausgetragen wurde, soll in **Ungarn** durch Verwaltungsmaßnahmen zur Entscheidung gebracht werden. Der Ministerpräsident Gömbös hat gegen die Oligarchie der Grafen Front gemacht und

versucht, durch die Einführung des geheimen Wahlrechts bei den von ihm ausgeschriebenen Wahlen die Macht des Grafen Bethlen und seiner feudalen Anhänger zu brechen. Es wird nicht so stürmisch gehen, wie der Reformator vielleicht glaubt, die Stellung der Großgrundbesitzer und der Hochfinanz ist nicht so leicht aufzurollen. Immerhin sind Überraschungen nicht ausgeschlossen, denn die kleinen Bauern sind jetzt ein wohlorganisierter Machtfaktor. Wir halten es für möglich, daß nach den Wahlen, die vermutlich zugunsten der Regierung ausfallen werden, eine allmähliche Verkleinerung der Latifundien einsetzt, da die wirtschaftliche Lage des Landes zu Maßnahmen zwingt, die früher unmöglich gewesen wären.

☼

Ein anderes Kleingebilde Europas, das an Großmannsucht leidet, scheint immer noch nicht erkannt zu haben, wie zweitklassig seine Rolle eigentlich ist. Wir meinen Litauen, das vor keiner Gewalttat gegen das Memeldeutschtum zurückschreckt. Der Kownoer Prozeß erinnert an die schlimmsten Zeiten der Inquisition. Die litauische Regierung hält wohl das Territorium dieses Zwischenstaates für so weit ausgedehnt, daß sie Volksrechte der Nachbarn mit Füßen tritt, ohne zu bedenken, wie rasch ein Wandel eintreten könnte. In den Hauptstädten Westeuropas hat man eingesehen, daß es endlich Zeit ist, wegen der Verletzungen des Memelstatuts in Kowno vorstellig zu werden. Wir sind auf die Wirkung dieses Schrittes gespannt.

☼

Der italienisch-abessinische Zwischenfall ist noch nicht beigelegt. Abessinien hat sich durch die Truppentransporte aus Italien nicht einschüchtern lassen, sondern den Völkerbund um Intervention ersucht. Wir vermuten hinter diesem Schritt die ausgleichende Hand Großbritanniens, das kein Interesse daran hat, einen Kolonialkrieg ablaufen zu sehen, während am Kontinent Fragen von weittragender Bedeutung zur Entscheidung stehen. Hinter den Kulissen einer Ratstagung wird sich langsamer und besser ein Weg finden lassen, als durch Vorstellungen in Rom.

☼

Der Völkerbund hatte wieder einmal Gelegenheit, seine Unfähigkeit, Streit zu schlichten, mit aller Deutlichkeit unter Beweis zu stellen. Paraguay hatte bekanntlich wegen des einseitigen Verbotes der Waffeneinfuhr den Entschluß gefaßt, den Völkerbund zu verlassen. Die Mächte konnten in Genf nicht erreichen, daß jetzt auch gegen Bolivien ein striktes Waffeneinfuhrverbot ergeht, es roch in den Couloirs zu stark nach Petroleum. Über den Ölkrieg im Chaco und seine Behandlung in Genf einen Sensationsroman zu schreiben, wäre reizvoll; vielleicht würde sich dadurch endlich auch ein Weg bieten, den Illusionisten der Welt zu zeigen, von wie dickflüssigen Materialien diesmal die Ratsarbeit abhängig gewesen ist. Der Krieg im Chaco geht, trotz aller Genfer Tagungen, weiter, er wird erst dann sein rasches Ende finden, wenn die Pipelines neben die Bohrtürme gelegt werden sollen, also in den Hochhäusern der Erdölinteressenten der Augenblick der Verständigung richtig gewählt worden ist. Dann wird es auch plötzlich möglich sein, die Waffenhändler zum Einstellen des Geschäftes zu zwingen. Die Freude am zu gewinnenden Geld wird durch das bis dahin reichlich vergossene Blut nicht getrübt werden.

Reinoldus.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Reichsarchivrat Major a. D. Erich Otto Volkmann, Potsdam. — Dr. Fritz Klein, Berlin. — Professor Dr. Robert Wilbrandt, Marquartstein i. B. — Dr. Rolf Bathe, Berlin. — Otto Doderer, Wiesbaden-Biebrich. — Dr. Leonhard Adam, Berlin. — Dipl.-Ing. Manuel v. Uslar, Wernigerode. — Professor Dr. Hermann Brunn, München. — Ministerialdirektor Dr. Rudolf Buttmann, Berlin. — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin. — Wolfgang Goetz, Gütergotz bei Stahnsdorf. — Dr. Edgar Lehmann, Leipzig.

Eugen Diesel

Europäische Wirklichkeit

Die anerkannte Wirklichkeit

Europa ist eine geographische und geschichtliche Wirklichkeit, insofern man überhaupt die Standpunkte der Geographie und Geschichte anerkennt. Überlieferung und Wissenschaft bezeichnen nun einmal die vielgliedrige Halbinsel am nordwestlichen Rande von Asien als Europa. Wenn auch die gleiche Wissenschaft zuweilen neue Blickrichtungen zu schaffen sucht und etwa von „Eurasien" spricht, so wird dadurch die seit Jahrtausenden anerkannte Wirklichkeit nicht erschüttert. Diese Wirklichkeit ist mehr als bloße Übereinkunft. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es ein Europa und eine europäische Menschheit gibt, die sich von der afrikanischen und asiatischen Menschheit deutlich unterscheidet, wenn es auch nicht an Übergängen fehlt.

Auch in der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, der Sitte usw. gibt es unverkennbare europäische Kennzeichen, die auf europäische Wirklichkeiten deuten. Europa weist, außer den unverkennbaren nationalen Kultureinheiten, eine geographisch und anthropologisch begründete, geschichtlich gewordene „europäische" Kultureinheit auf. In den nationalen Kulturen gibt es eine große Menge von Erscheinungen, die untereinander mehr oder weniger verwandt sind. Diese Erscheinungen nennt man eben europäisch. Sie sind viel eher gemeinsam europäisch, als die mancherlei als asiatisch bezeichneten Erscheinungen gemeinsam asiatisch sind. Bei jeder europäischen Nation findet sich somit, außer dem eigentlich nationalen, auch ein europäischer Besitz, der allen Völkern gemeinsam ist, etwa die Art und Weise zu musizieren, Wissenschaft zu treiben, zu organisieren, zu politisieren, Maschinen zu bauen, zu philosophieren, Gottesdienst abzuhalten, die Städte zu verwalten und ähnliches mehr. Dies abendländische Wesen könnte durch eine umfassende Analyse gleichsam chemisch ausgefällt und sehr deutlich von den afrikanischen und asiatischen Zuständen unterschieden werden. Der Schwerpunkt dieses Wesens liegt wohl vor allem in England, Deutschland und Frankreich.

Die Frage nach der politischen Wirklichkeit

Wenn auch niemand an der Tatsache eines europäischen Zustandes zweifelt, so wird doch oft ohne vorherige Klärung der Begriffe die Vorstellung von einer europäischen Gemeinsamkeit angefeindet oder geleugnet. Man bekämpft „Europa" als eine die Nation schädigende Vorstellung, und mit Vorliebe bezeichnet man Europa als eine Utopie. Diese Haltung richtet sich nicht gegen die anerkannte Wirklichkeit Europa, sondern gegen die Idee, Europa als Einheit politisch wirksam werden zu lassen. Aber die anerkannte Wirklichkeit ist die Voraussetzung dafür, daß Europa einmal politisch wirksam werden kann, und insofern hängt diese bereits bestehende

Wirklichkeit doch eng mit der politischen Idee Europa zusammen. Darum wird von Verächtern der Idee Europa auch die Wirklichkeit Europa unangenehm empfunden und verächtlich gemacht.

Uns interessiert vor allem die Frage: gibt es etwa auch schon eine politische Wirklichkeit „Europa"? Oder wenn nicht, birgt dann die bisher im wesentlichen unpolitische europäische Wirklichkeit politische Entwicklungskraft in sich? Stellt sie eine Idee dar, die früher oder später zu einer politischen Wirklichkeit und Wirksamkeit gelangen kann? Hiermit stehen wir vor einem Problem erster Ordnung, wahrscheinlich dem wichtigsten politischen Problem unserer Zeit.

Eine gesamtpolitische Vorstellung von unserem Erdteil beginnt sich herauszubilden, eine Gegensatzvorstellung hauptsächlich zu Asien. Die Gedanken des Politikers und des Philosophen, zum Teil auch bereits des Mannes im Volk beginnen ähnlich um eine politische Achse „Europa" zu kreisen, wie früher bei staatlich noch wirren Zuständen die Gedanken, Hoffnungen und Zielsetzungen sich um eine national-politische Achse bewegten. Der politische Teil jeder Zeitung und Zeitschrift läßt heute bereits erkennen, daß aus Not, aus dem Gesetz der Zeit heraus die nur-nationalen Gedanken und Gefühle abgelöst oder ergänzt werden von der Suche nach der politischen Wirklichkeit „Europa".

Von der Tatsache eines politisch wirksamen Europa, das wuchtig in unserem Geist und Gemüt dastünde wie der Nationalstaat, mögen uns je nachdem Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte trennen. Es ist sogar denkbar, wenn schon nicht wahrscheinlich, daß Europa oder große Teile Europas niemals eine gemeinsame politische Wirklichkeit erlangen werden. Vielleicht befinden wir uns aber in Europa in einem Zustande wie etwa in Deutschland vor hundert oder hundertfünfzig Jahren, als der Begriff Deutsch oder Deutschland eher eine Stimmung darstellte, eine Richtung auf ein Politisches hin, aber selbst noch keine politische, tatfähige Wirklichkeit war. Ist das, was damals als „Deutsches" eine politische Wirklichkeit erst werden wollte, vergleichbar mit dem, was heute als „Europa" unsere Gedanken beschäftigt? Sind Anzeichen dafür festzustellen, daß der Begriff Europa auf die eine oder andere Weise überhaupt politisch wirksam zu werden vermag? Welches sind die Voraussetzungen dafür, daß ein solches politisches Bild und Gefühl politisch wirksam wird? Stellt die Vorstellung Europa überhaupt eine Substanz dar, aus der ein politischer Wille hervorzuwachsen vermag, der zu Tatsachen und neuen politischen Gestaltungen führt? Oder ist allein die nationale Substanz befähigt, politische Wirklichkeit zu schaffen?

Die nationale und die polynationale Möglichkeit

Es gibt nicht wenige und auch gescheite Leute, die erklären, eine politische Ordnung auf Grund der europäischen Idee werde ewige Utopie bleiben. Die Vergangenheit lehre die Machtlosigkeit Europas, politische Wirklichkeit zu

werden. Nun, die Vergangenheit lehrt gewiß vieles, aber die Zukunft pflegt sie nicht zu enthüllen. Oft genug sind höchst überraschende politische Entwicklungen aufgetreten. Bündige Beweise gegen die Möglichkeit eines politisch wirksamen Europa gibt es nicht. Eine Verwirklichung europäischer Politik ist ebensowenig von vornherein zu verneinen, wie die deutschen Zustände von 1700 oder 1800 ein 1871 oder 1933 unmöglich machten. Freilich erfolgten in Europa politische Einigungen bisher vorwiegend nach nationalen Gesichtspunkten. Es war vor allem die nationale Substanz, welche die politische Willensbildung förderte und die Einigung oder gemeinsame Zielsetzung großer Volksgruppen erzwang. Doch haben auch anders geartete Mächte und Umstände mitgewirkt, und es fehlt nicht an Beispielen für staatspolitische Wirklichkeiten anderen als nationalen Ursprungs. Österreich-Ungarn, Sowjet-Rußland, die Schweiz und Belgien sind Belege dafür, daß die politische Wirklichkeit nicht unbedingt aus der nationalen Substanz hervorwachsen muß. Indessen wuchs aus der völkischen oder nationalen Substanz doch vorwiegend die politische Wirklichkeit unserer Zeit hervor. Trotzdem sind, wie gesagt, viele politische Wirklichkeiten anderen als nationalen und nationalstaatlichen Ursprungs. Niemand ist berechtigt, von vornherein zu leugnen, daß auch aus einer europäischen (polynationalen) Substanz eine politische Willensbildung und Wirklichkeit dereinst wird hervorgehen können.

Die Anfänge unserer europäischen Idee

Nicht erst im neunzehnten Jahrhundert oder in unserer Zeit hat man begonnen, sich große Gebiete Europas zukünftig vereinigt oder einheitlich politisch wirksam vorzustellen. Aber keineswegs ist die Vorstellung schon viele hundert Jahre alt. Die Idee des altrömischen Reiches oder des römischen Reiches deutscher Nation ging aus einer politisch-kulturellen Substanz hervor, die etwas ganz anderes war als das heute nachweisbare europäische Grundgefühl oder Ziel. Das politisch-europäische Denken oder Fühlen in unserem Sinne dürfte im Zeitalter des Humanismus begonnen haben und dann über Montesquieu, Rousseau und andere Denker während des 17. und 18. Jahrhunderts deutlicher hervorgetreten sein. Schon während des 18. Jahrhunderts ist viel von Europa in einem politischen Sinne die Rede. Freilich entspricht dieser Sinn nicht mehr völlig dem für uns heute geltenden oder sich allmählich einstellenden politischen Sinn. Dieser stammt aber gleichwohl von den Ideen des 18. Jahrhunderts ab, die durch die napoleonische Zeit und das 19. Jahrhundert bis zu uns hin deutlich zu verfolgen sind.

Beginn der politischen Wirklichkeit

Ist nun „Europa" schon eine sozial-sittliche Vorstellung mit politischer Stoßkraft geworden, eine politische Angelegenheit, welche ein dem nationalen Ethos entsprechendes Hochgefühl zu erzeugen vermag? Wir glauben allerdings aus vielen Anzeichen entnehmen zu können, daß Europa ein solcher

sozial-sittlicher und damit politischer Begriff, daß es eine Zielvorstellung geworden ist. Schon spielt bei fast allen diplomatischen und politischen Vorgängen zwischen den Völkern jenes dem Nur-Nationalen zugeordnete Bewußtsein von einem „Europäischen“ eine Rolle. Unaufhörlich schwingt das allen Völkern Gemeinsame mit, wird vor allem das Bewußtsein von einer europäischen Schicksalsgemeinschaft lebendig. Gerade die Sorge um das eigene Volk ist es ja, die zu einer Vorstellung von etwas Übergeordnetem hintreibt, für das jedes Volk die Verantwortung hat. Daß gleichzeitig eine in der Weltgeschichte noch nicht erlebte Überbetonung des Nationalen herrscht, wird den erfahrenen Psychologen nicht verwundern.

Schicksalsgemeinschaft zwischen mehreren Völkern vermag also ebensogut eine politische Wirklichkeit vorzubereiten wie die einzelne nationale Idee. Somit beginnt aus der europäischen Substanz eine erste politische Wirklichkeit zu keimen. Immer wieder dröhnt der Glockenschlag eines neuen Zeitalters gewaltig in die Wirrnis der Völker. Die Substanz Europa ist in furchtbare Gärung geraten. Man lächelt nicht mehr über Europa. Zum mindesten bekennt fast jeder, daß Europa wünschenswert, wenn auch schwer gestaltbar sei. Etwas Europäisches im politischen Sinn kündigt sich an. Aber es hat noch kein Forum, keine politische Macht gewonnen. Die bisherigen Kongresse, Vereine und Unterredungen verdienen wohl nicht den Namen eines Forums.

Der Völkerbund

Der Völkerbund ist durch die Einbeziehung von viel zu zahlreichen Völkern aller Erdteile der politischen Idee Europa abträglich. Zur Zeit seiner Entstehung herrschten Methoden und standen Probleme zur Erörterung, die inzwischen vor einer neuen Lage und neuen Problemen in den Hintergrund traten. Die Masse von Reibungsstoff hat sich auf kaum glaubliche Weise vermehrt. Eine wahre Sintflut von Feindseligkeiten und Gemeinsamkeiten wogt unaufhörlich über den Kontinent. Die Basen und Säuren sind in voller gegenseitiger Reaktion, und das Salz der politischen Weisheit Europa schlug sich noch nicht nieder. Die Idee und die politische Wirklichkeit des Völkerbundes erwiesen sich bisher als zu schwach, um die Idee und die politische Wirklichkeit der Nationen durch die europäische Wirklichkeit zu bereichern. Wenn sich dereinst die große europäische Substanz anschickt, politische Wirklichkeit auszustrahlen, dann muß zunächst aus dem Völkerbund ein europäischer Bund werden. Der Völkerbund wollte zuviel auf einmal, und auch diese zu hoch gesteckten Ziele wollte er eigentlich wieder nicht, da er einzelnen Zwecken der Staaten dienstbar war.

Europas politische Wirklichkeit ist ohne Analogie

Wenn man auf die billigen Programme verzichtet, die jeder halbwegs intelligente Mensch mit Hinblick auf politische und wirtschaftliche Zwecke

und Gruppierungen aufstellen kann, wenn man die Forderung nach internationalen Heeren und Polizeikörpern nicht ewig wiederholt, dann ist es schwierig, dem Durchschnittsmenschen etwas Befriedigendes über die europäische Zukunft sagen zu können. Das Programm ist für ihn ein Bild, eine Registratur; und eine registrierte Utopie findet er glaubwürdiger als eine nicht registrierbare Wirklichkeit höherer Art. Aber die schönen Programme sind nutzlos, wenn nicht eine europäische Substanz politische Wirklichkeit zu bilden beginnt. Erst dann erfüllen sich Programme, aber dann erfüllen sie sich fast von selbst. Und doch wird die Frage immer laut bleiben: auf welchem politischen und geschichtlichen Wege wird Europa dereinst Form und Gestalt annehmen? Denn ohne Gestalt und Form gibt es keine politische Wirklichkeit und Wirksamkeit.

Aber die Antwort auf diese Frage ist darum so schwierig, weil in Europa eine ganz neuartige Wirklichkeit politisch werden möchte, zu der wir keine Analogie kennen. Weder das alte Griechenland noch das Imperium Romanum noch das Abendland des Mittelalters geben zutreffende Vorbilder ab. Selbst das moderne Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika kann insofern für Europa keine Anwendung finden, als die Entstehung der Vereinigten Staaten durch einen vorwiegend nord- und westeuropäischen Einwandererstrom zu einer Zeit, als bereits Maschinen zur Erschließung weiter Landräume zur Verfügung standen, auch heute noch das Wesen der Vereinigten Staaten bestimmt. Die einzelnen Staaten der Union sind ja keine selbständigen Staaten im europäischen Sinne, es sind andersartige Gebilde, und im Grunde handelt es sich gar nicht um „Vereinigte Staaten". In Europa liegen reife, selbständige und sehr verschiedenartige Nationen in engem Raum nebeneinander. Selbständigkeit innerhalb dieser Vielfalt gehört zum Wesen Europas. Die europäische Wirklichkeit kann außer aus jener bereits bestehenden europäischen Substanz nur hervorgehen aus der unbedingten Notwendigkeit, diese nationalen Hochspannungen nicht zur gegenseitigen Zerstörung, sondern zur gegenseitigen Erhaltung und Förderung der einzelnen nationalen Gestalt zu verwenden, und das innerhalb einer heute noch schwer zu kennzeichnenden, allgemeinen europäischen Ordnung. Die Größe der Gefahr ist es, die zunächst den greifbaren Anlaß geben wird, aus Europa eine dieser Gefahr begegnende politische Wirklichkeit zu machen. Es wird sich um einen Schutzbund handeln gegen die Gefahrenlage der auf engem Raum sich bedrängenden selbständigen Nationen.

Große politisch-religiöse Strömungen mögen in Zukunft eine Rolle spielen, aber wir wissen es nicht. Ferner könnte sich ein Eroberungszug nach Art der napoleonischen Epoche wiederholen; aber das ist höchst unwahrscheinlich, da jedes einzelne Volk zu mächtig organisiert, mit zu großen Kräften geladen, mit zuviel Technik durchsetzt ist, als daß die Bändigung dieser Gewalten in einer europäischen Ordnung auf dem Wege von Eroberungszügen wahrscheinlich wäre. Solche Analogien also helfen uns wenig. In

diesen Jahren ist zunächst einfach festzustellen, daß eine Menge von europäischen Kräften und Elementen unklar in einem weltgeschichtlichen Prozeß zusammenspielen, der wahrscheinlich der größte Prozeß der Geschichte ist.

Die Heftigkeit des europäischen Prozesses

Die Aufgaben stehen fest: die europäische Substanz muß politische Wirklichkeit werden. Der heutige europäische Prozeß beginnt trotz aller gegenteiligen Anzeichen in dieser Richtung zu laufen, aber damit ist nicht gesagt, daß er zu einem glücklichen Ende gebracht wird. Zahllose Verträge werden geschlossen, über die man spotten mag. Aber diese Pakte und Verträge entsprechen einem einheitlichen Gesamtvorgang. Man nehme den einzelnen Pakt nicht wichtig, aber um so mehr den Zwang, der ein wahres Netz von Pakten zu spinnen vorschreibt. Dieses Provisorium, um von den verschiedensten Richtungen her politische Teilwirklichkeiten zu gestalten, wird einmal durch ein besseres Verfahren ersetzt werden. Viel Unsinn und Widersinn ereignet sich bei alledem. Auch der Unsinn wird sich abnutzen. Die Methoden werden sich wandeln, und das kann nur durch Abnutzung der alten Methoden geschehen. Europa tastet um verborgene Vorgänge herum, die in Erscheinung treten möchten. Man beachte den reißenden, fast hilflosen Wechsel der Mächtegruppierung von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat. Wir erleben somit ein Spiel in lauter unbekannten, unwertbaren Beziehungen zwischen Hunderten von Millionen national organisierter Menschen im engsten politischen Kräftefeld der Erde. Darin sind die technischen Mittel der Kriegführung, des Nachrichtenwesens, des Verkehrs usw. mit einer beispiellosen Eindringlichkeit am Werke. Man muß die Gefahren eines solchen Zustandes weder übersehen, noch darf man sie überschätzen. Es ist klar, daß wir alle in höchster Todesgefahr schweben, wie es in dem großartigsten Entwicklungsprozeß der Weltgeschichte nun einmal nicht anders sein kann. Aber es leuchtet ferner ein, daß dies Geschehen nicht mehr mit altgewohnten diplomatischen Maßen gemessen werden kann.

Während dieses ungeheuren Vorganges werden die Akzente des Geschehens noch jahrelang wild über Europa hin und her tanzen. Es wird sehr vieles bis zur Erschöpfung durchgeprobt werden müssen. Wir sehen Ultimaten voraus, endlose Zuflucht zu Kongressen und Verhandlungen, wir glauben an Revolutionen, ja an Krieg und Terror und Attentate. Das Spiel wird immer erbarmungsloser werden. Man kann vom Untergang Europas ebensogut reden, wie von seiner schmerzvollen Geburt. Wir zweifeln nicht daran, daß dieser Prozeß, der eigentlich schon ein gewaltiger innereuropäischer Krieg mit neuen, zum Teil unblutigen Mitteln ist, die Bereitschaft für ein politisches Europa von Jahr zu Jahr steigern wird, mögen auch die einzelnen Anzeichen zunächst anders gedeutet werden.

Europäische Führer

Viel weiter als zu einer Erkenntnis des gewaltigen Prozesses und zur Annahme, daß er fruchtbar ist, können wir in diesen Monaten und Jahren nicht kommen. Es wird ein Zeitpunkt eintreten, in welchem der nächste Entwicklungsabschnitt deutlicher beschreibbar wird. Am wichtigsten ist heute die Feststellung, daß eine Auslese von sehr modernen europäischen Führern stattfinden muß. Eine Gruppe von Menschen wird in allen Nationen gleichzeitig sowohl von der europäischen Substanz wie durch die heraufziehende politische Wirklichkeit als politischer Typ geformt werden. Eines Tages wird in bestimmten Augenblicken der politischen Reife diese Schicht von Führern dastehen und in fast magischem Zusammenspiel mit der geschichtlichen Lage die europäische Wirklichkeit zu formen beginnen.

Edgar Lehmann

Europa in Brasilien

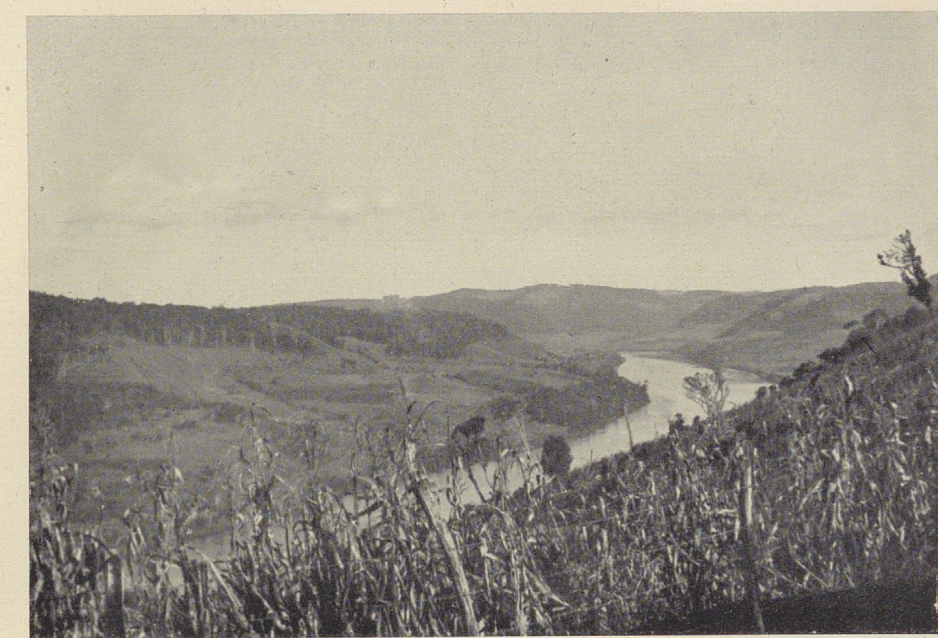
Die europäischen Menschen unserer Zeit leben, so scheint es, in eine Epoche der Besinnung hinein. Der gewaltigen Ausbreitung über die Erde, der planmäßigen Erforschung und oft planlosen, überstürzten, ausbeuterischen Bewirtschaftung großer Land- und Völkerräume folgt innere Einkehr. Vielleicht sind es die Deutschen, die, am tiefsten um eine neue Lebensgestaltung bemüht, Europa zu ungeahnter seelischer Bereitschaft, zu neuer Blüte führen. Das sind die gleichen Deutschen, die zwar einen ungeheuren Anteil an der Erforschung der Erde und ihrer Besiedlung haben, die aber niemals aus reinen Machtgefühlen kolonialen Erwerb erstrebten oder Sklavenstaaten und bloße Warenkolonien gründeten. Das Wort, daß die Welt so groß sei, damit wir uns in ihr zerstreuen, spürt einem typischen Zug deutscher Geschichtstragik nach. Der Sohn des kleinen märkischen Dienstadels, Alexander von Humbold, rafft sein Vermögen zusammen, um eine Expedition in das südamerikanische Tropengebiet auszuführen — und schenkt der Welt das neue Wissenschaftsgebäude der modernen Naturwissenschaften. 40 Millionen Deutsche geben sich heute, ohne einen Zoll eigenen Kolonialbodens, in fremden Staatsgebieten zufrieden und leisten selten gedankte, hohe Kulturarbeit. Allein 600000 von ihnen siedeln in den südlichen Landschaften des großen brasilianischen Staates.

Sie leben dort in buntem Wechsel neben Italienern und Polen, neben Holländern, Russen, Amerikanern und Franzosen. Ganze Landstriche nennen die Söhne der einzelnen Völker ihr eigen. Die Nationalitätenkarte spiegelt fast alle Farben der europäischen Landkarte wider. Nur sind die Glieder der einzelnen Nationen viel versprengter. Die portugiesisch-brasilianische Grundfarbe wird in den Urwaldgebieten fast vollständig von dem Kolorit des deutschen und des italienischen Elementes überdeckt. Volkstumsinsel

grenzt an Volkstumsinsel. Und in den stark durchmischten Gebieten, namentlich in den Städten, macht man leicht schlechte Geschäfte, wenn man der deutschen Sprache nicht mächtig ist.

Ein kleines Europa, ganz auf die Nationalität gestellt, lebt hier ohne die Spannung staatspolitischer Interessen friedlich miteinander. Jedes der kolonisierenden Völker ist, das eine mehr und das andere weniger, durch starke Bande des Geistes oder des Blutes mit der alten Heimat verbunden. Ein eigenes Gefühl der seelischen Geborgenheit durchströmt uns, wenn das „Grüß Gott" eines vorbeireitenden Landsmannes die fremde Erde so oft zur trauten Stätte wandelt. Denn die Landschaft erinnert wohl dann und wann durch eine gewisse Sanftheit der Formen etwa an unsere deutschen Mittelgebirge. Aber die Verhältnisse der Natur sind viel größer, die Kulturlandschaft trägt andere, fremde Züge. Es tritt wohl einmal ein Kirchlein oder Dörfchen vor das Auge, das so recht innig in die Umgebung hineingestellt ist und den deutschen Charakter zur Schau trägt. Und doch lösen Farbe und Linie dieser Landschaft eine Stimmung aus, die wenig an die Heimat erinnert. Der oft an die jungen Siedlungen angrenzende Urwald zieht uns in den Bann majestätischer Ruhe und Stille. Wo die menschliche Kultur, beispielsweise die deutsche Rodeaxt, offene Landflächen schuf, da lugen die uns wenig bekannten Maisfelder hervor, da dehnen sich Bohnen- oder Mandiokfelder aus, da beschatten in den niedriger gelegenen Strichen Bananen und Palmen die Wege und Häuser. Die koloniale Tünche ist in den jungen Siedlungen viel stärker, als man erwartet, die architektonische Bauweise gleicht sich in späteren Stadien zuweilen dem eigentümlichen, romanisch-brasilianischen Stil an. Vor allem, die großzügige Schönheit der meist in bläulichem Schimmer die Berge verkleidenden Waldmassen läßt die Lust zum Vergleich mit dem deutschen Waldgebirge, mit den wohlgepflegten Gärten, mit dem märchenhaft scheinenden Wechsel der Jahreszeiten, der hier viel weniger fühlbar wird, fast völlig schwinden. Es ist das geistige Band, das mit der Heimat verbindet. Es ist nicht die Natur.

Ganz Südbrasilien ist, grob gesagt, Land, in dem sich heute der vorwiegende Teil der Bevölkerung aus bodenständigen Bauern europäischer Abkunft zusammensetzt. Nur im Norden, in Sao Paulo, und in den Pampagebieten des südlichen Rio Grande do Sul sind die meisten Einwanderer landlos geblieben. Wie die Portugiesen aus Europa das Barock in das neue Land brachten, diese ganz aus europäischem Geist geborene Baukunst, und es ohne Einfühlung in die anders geartete Natur Brasiliens verpflanzten, so wurde manches europäische Kulturgut, manche Sitte und manche Geisteshaltung in die neue Heimat ohne organischen Zusammenhang übertragen. Im nördlichen Brasilien hat sich im Laufe der inzwischen vergangenen vier Jahrhunderte eine gewisse harmonische Anpassung vollzogen; auf dem Lande wie in den Städten. Wenigstens schafft zum Beispiel in Bahia der alte portugiesische Kolonialstil reizvolle, durchaus eigenständige Straßen-



Von deutschen Bauern geschaffene Kulturlandschaft bei Marcellinus Ramos am oberen Uruguay.

Das starke deutsche Züge aufweisende Dorf Pommerode in der Serra des nördlichen Santa Catharina.



Umgebung des alten deutschen Städtchens Joinville mit der Serra do Mar im Hintergrund.



Straßenzug der weit verstreuten Siedlung Joinville: besonders charakteristisch die Königspalmen und der krasse Wechsel deutsch bestimmter Hausbauten mit Gebäuden stark romanischen Einschlags.



Teil des sogenannten Stadtplatzes der von Dr. Herrmann Meyer gegründeten Kolonie Neu-Württemberg im nordwestlichen Rio Grande do Sul.





Links: Der freistehende Glockenturm, eines der auffallendsten Kennzeichen italienischer Siedlungen.
Rechts: Neu errichtetes Bauernhaus, das die Trautheit deutschen Wohnstils auch in der fremden Landschaft gut zum Ausdruck bringt.



Der vornehmlich von Italienern bewohnte Ort Castro in Paraná mit typisch romanischem Gepräge.

Die erste Arbeit: ein Weg, die sogenannte Picade, wird in den Urwald geschlagen.



Während der Zeit der beginnenden Rodung wohnen die Siedler in primitiven Holzverschlägen, sog. Ranchos. Das Bild zeigt das Innere: über dem Feuer ein ehemaliger Benzinbehälter, in dem die tägliche Kost, schwarze Bohnen mit Reis, gekocht wird.

Selbst im fortgeschrittenen Stadium der Entwicklung bleibt die innere Ausstattung der Häuser sehr einfach: Inneres eines deutschen Kolonistenhauses.



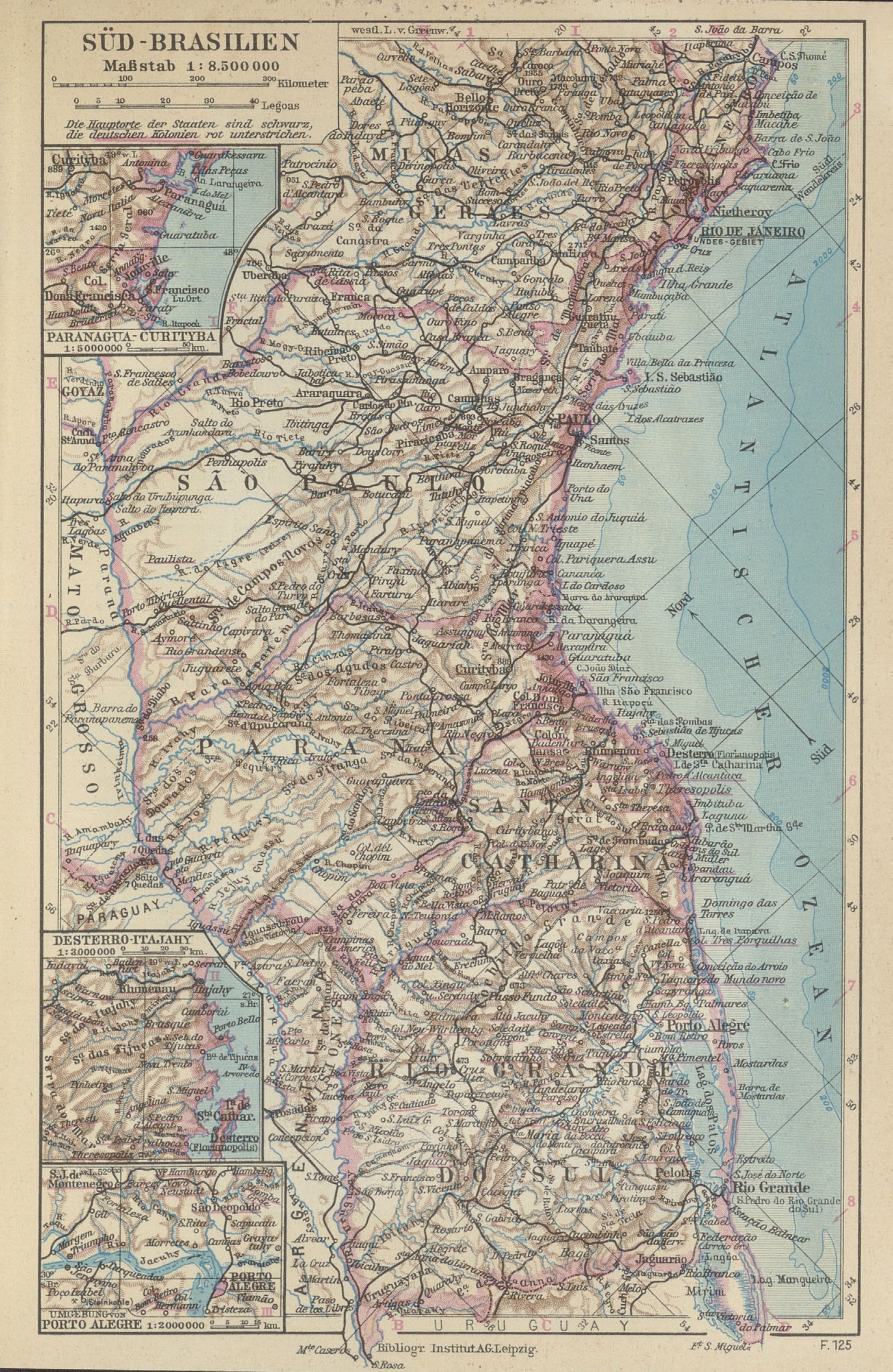
Der Stadtplatz entsteht, d. h. um ein größeres Geviert, das durchaus der spanischen u. portugiesischen Städten eigenen Plaça entspricht, werden die einzelnen kleinen Holzhäuschen errichtet. Die Holzhäuser werden in wohlhabenden Kolonien später durch Steingebäude ersetzt, wie auch der Platz in der Mitte, der zunächst noch zum Anbau ausgenutzt wird, für öffentliche Anlagen hergerichtet wird.

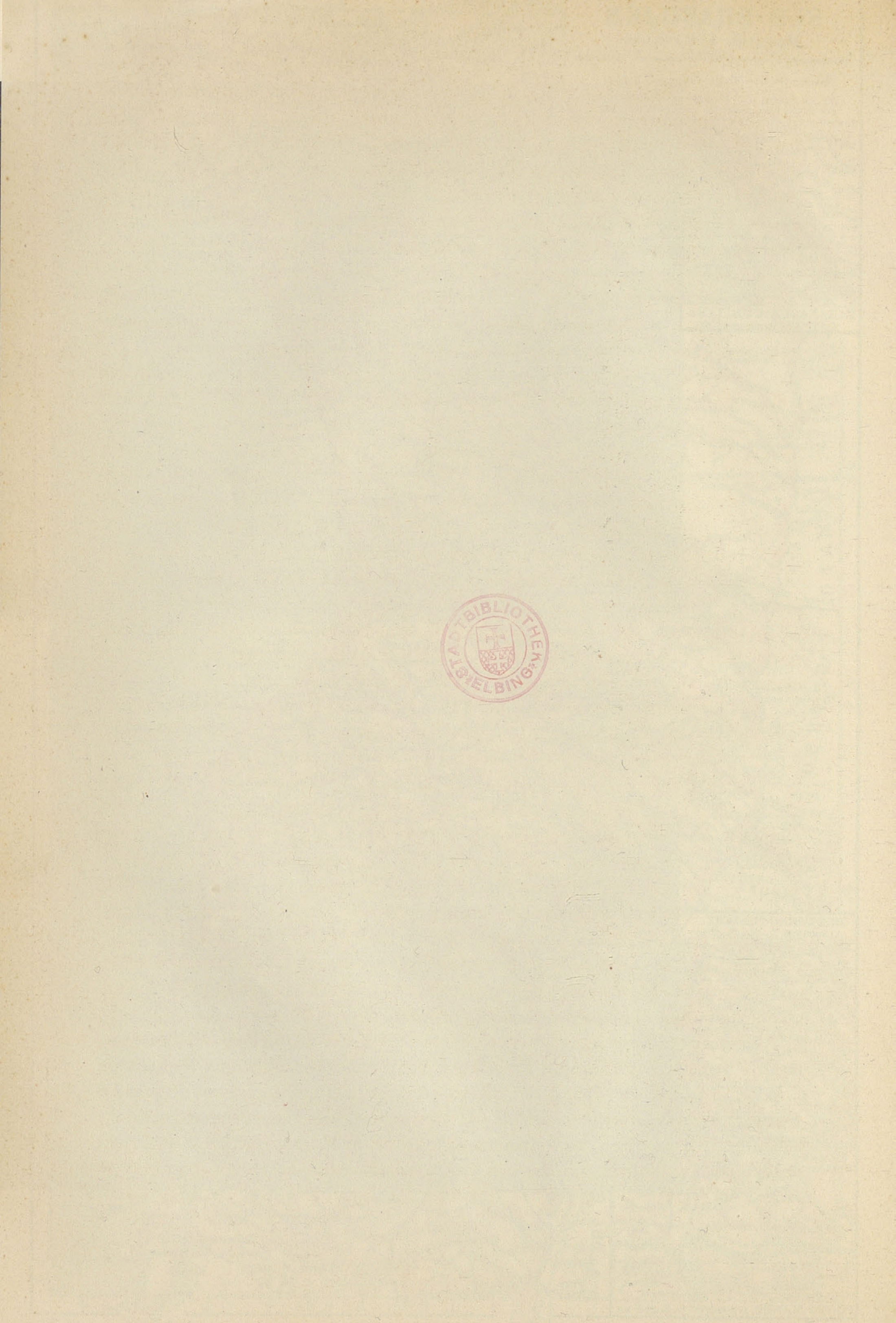
Zöglinge einer japanischen Schule im südöstlich. Sao Paulo, die von einem deutschen Pater geleitet wird.



Straße des rein brasilianischen Städtchens Lages; nur das auf der Höhe stehende, von deutschen Franziskanern bewohnte Haus zeigt mitteleuropäischen Stil.

Photos: Bibliographisches Institut AG., Leipzig; aufgenommen von Dr. Edgar Lehmann


SÜD-BRASILIEN
Maßstab 1: 8.500 000
Kilometer
Legoas
Die Hauptorte der Staaten sind schwarz, die deutschen Kolonien rot unterstrichen.
PARANAGUA - CURITYBA 1: 5000000
DESTERRO-ITAJAHY 1: 3.000 000
UMGEBUNG VON PORTO ALEGRE 1: 2000000
westl. L. v. Greenw.
MINAS GERAES
SÃO PAULO
PARANA
SANTA CATHARINA
RIO GRANDE DO SUL
MATO GROSSO
GOYAZ
PARAGUAY
URUGUAY
ARGENTINIEN
ATLANTISCHER OZEAN
RIO DE JANEIRO
BUNDES-GEBIET
Nietheroy
Petropolis
Campos
S. Paulo
Santos
Curityba
Paranaguá
Desterro (Florianopolis)
Blumenau
Joinville
Porto Alegre
Rio Grande
Pelotas
Nord
Süd
Bibliogr. Institut AG. Leipzig.
F. 125


STADTBIBLIOTHEK
ELBING

bilder. Im Süden aber ist das Leben europäisiert, das Menschenwerk hatte dort nur wenig Zeit, sich in die Landschaft zu fügen. Die große Wandlung, die durch die neuen europäischen Menschen germanischer und romanischer Nation ins Land kam, wirkte sich auf alles aus, auch auf die Natur. Aber die Natur änderte sich nicht, sie wurde nur beeinflußt, genau wie sich die einwandernden Menschen nicht änderten, sondern nur in ihren Lebensgewohnheiten beeinflußt werden. Es gibt wohl eine fest umrissene Kulturlandschaft Südbrasilien, aber das Antlitz dieser Landschaft ist durch einen im vollen Gange befindlichen Prozeß der Landumgestaltung bestimmt. Natur und Kultur stehen in noch unentschiedenem Kampf. Die feinste und differenzierteste Form der gegenseitigen Anpassungen ist noch nicht gefunden.

Vielleicht wirkt aus diesem Grunde die Natur Südbrasiliens nach der ersten überwältigenden Bekanntschaft verhältnismäßig eintönig. Schillernde Farben und gebrochene Linien sind selten, in den Urwäldern wie auf den weiten grünen Flächen der Weidgebiete. Und wenn auch der Mensch die Rodeaxt an den Wald gelegt hat, so bleibt sein Werk vorläufig doch Stückwerk. Immer noch verbinden breite, bei Regenwetter fast nicht befahrbare Wege die Siedlungen untereinander. Noch sind große Landstriche überhaupt nicht urbar gemacht. Noch nehmen sich die Steinhäuser der früher kolonisierten Gebiete als etwas Besonderes gegenüber den einfachen Holzhütten der jüngeren Siedlungsgebiete aus. Der koloniale Zug ist bestimmend, der Gegensatz dessen, was Menschenwerk ist, und dessen, was die Natur schuf. Welch Unterschied zwischen den Gauen Mittel- und Westeuropas und der unausgeglichenen Erscheinung der südbrasilianischen Fluren.

Es ist merkwürdig: die nationalen Unterschiede treten in den jungen Urwaldkolonien verschiedener europäischer Wurzel stark zurück. Man ist erstaunt, in dem ursprünglichen Wirtschaftsstadium, welchem sich jede junge Kolonie einfügen muß, das gleiche Bild zu finden. Ob man deutsche, polnische oder italienische Kolonien berührt, stets sind es die gleichen Produkte des Anbaus, die gleichen Formen der Bewirtschaftung, die gleichen Durchmischungen der Kultur, die das von der Rodung ergriffene Stück Land zunächst beeinflussen. Man baut ja nicht an, was unter den gegebenen natürlichen Bedingungen vielleicht den größten Nutzen bringen würde wie in den organisch in Jahrhunderten „gewordenen" Gauen Europas. Man zieht vielmehr in diesen durchweg von staatlichen oder privaten Gesellschaften gegründeten Kolonien jene Pflanzen, die die eigene Ernährung sicherstellen. Jede der neuen Kolonien ist nahezu autark. Die Feldfluren aber sind entsprechend bunt. Da wechselt immer wieder ein gutes Stückchen Maiskultur, dieser echt amerikanischen und für den Kolonisten überaus wichtigen Nahrungspflanze, mit den in Brasilien fast zu jeder Mahlzeit gereichten schwarzen Bohnen, mit Aipim oder mit Süßkartoffeln. Selbst die Wohnbauten — neben den Wegen stets die ersten Ansatzpunkte im Kampfe gegen die Naturlandschaft — gleichen sich bei den verschiedenen europäischen Kolonisten zunächst so stark wie die ersten Formen der Bewirtschaftung. Aus höchst

einfachen Holzhütten, von denen sich eine um die andere an eine in den Urwald geschlagene Schneise, die sogenannte Linie, reiht, tritt der Siedler auf seinen Acker, den er, ganz wie die Indianer, in der niedersten Form des Feldbaus, im Hackbau, bearbeitet. Man schlägt ein Stück Urwald nieder, brennt die gestürzten Baumriesen bis zur Verkohlung, gräbt dann mit einem zugespitzten Stock Löcher in den noch warmen Boden und setzt in sie die Maiskörner, die in der fruchtbaren Erde sehr schnell zu keimen und Frucht zu tragen pflegen. In allen Bergkolonien Südbrasiliens, in der Serra do Mar und in der Serra Geral, wird die Ackerbestellung mit der urtümlichen Hacke vorgenommen. Nur oben, auf den Hochflächen, findet man den Pflug, das wichtigste Werkzeug europäischer Landwirtschaft.

Erst nach längerem Zusammensein des europäischen Menschen mit seiner andersartigen Umgebung wird das Verhältnis zu dem neuen Boden inniger. Der Mensch verwurzelt, er gewinnt die Kraft, der fremden Erde Herr zu werden. Die eigene nationale Art wird mit der fortschreitenden Entwicklung in Sitten und Gebräuchen, in gewissen mit Vorliebe angebauten Kulturgewächsen und selbst in der Art des Hausbaus verhalten oder betont, bewußt oder unbewußt sichtbar. Die bekannte passive Rolle, die die Wälder in allen geschichtlichen Bewegungen spielen, wirkt sich hier volklich und kulturell zum Guten aus. Die Beziehungen der weit in den Urwald vorgedrungenen Siedlergruppen sind untereinander sehr gering. Der Kaufmann am sogenannten „Stadtplatz", dem Mittelpunkt der weit versprengten Kolonielose, stellt fast die einzige Verbindung zur Außenwelt durch einen aufs Notwendigste beschränkten Handel her. Damit ist der geistige Gesichtskreis beengt, was bei schlechten Schulverhältnissen zur Gefahr werden kann. Damit ist aber zugleich der natürliche Schutz zur Sicherung des Volkstums gegeben. Viele der bereits in mehreren Generationen im Land ansässigen deutschen Bauern sind, im Gegensatz zum Deutschtum der Städte, des Portugiesischen nicht mächtig.

Die deutschen Landsleute nehmen sich recht fremdartig aus, wenn sie mit ihren riesigen Strohhüten unter der heißen Sonne ihrer schweren Arbeit nachgehen. Aber ein einziger Blick unter die großen Hutkrempen, ja überhaupt auf die Haltung der Leute genügt oft, den deutschen Mann zu erkennen, bevor er im unverfälschten Schwäbisch, Niederdeutsch oder Hunsrückisch Rede und Antwort steht. Nicht allein in der Sprache, im geselligen und wirtschaftlichen Leben, in Haus und Hof haben sich Züge erhalten, die schon rein optisch einen Unterschied zu den anderen fremdbürtigen Kolonien bedeuten. Die Deutschen haben die Wohnkultur dort drüben am höchsten entwickelt. Sie suchen so weit wie möglich die Trautheit des deutschen Heims in die warmen Urwaldgebiete hinüberzuretten. Dessen wird man besonders im Vergleich mit den brasilianischen Wohnlichkeiten gewahr. Der Brasilianer bewohnt eigentlich das Land nicht, er kampiert nur auf ihm. Nicht selten beschränkt sich sein Besitz auf eine dürftige Palmitenhütte, auf ein Stückchen wenig gepflegte Kulturfläche und etwas Brachland. Der Hausrat ist

äußerst dürftig. Ein Tisch, ein paar einfache Stühle — das ist alles! Je länger die Deutschen im Lande sind, je stärker passen sie sich allerdings dieser äußersten Einfachheit an. Selbst wohlhabende Bauern bringen dem Klima diesen Tribut, wenn sie sich auch von den etwas reichlich warmen Federbetten ebenso ungern trennen wie von den Hapagbildern an den Wänden. Die inneren Hausfronten tragen bewußtere deutsche Züge, zumal wenn sie im Fachwerkbau ausgeführt sind oder wenn sie in der liebevollen Verstrebung der hölzernen Vorbauten gewisse Eigenheiten zur Schau tragen. Aber solche national bestimmten, architektonischen Reize finden sich nur in den älteren, wohlhabenden Kolonien und sind auch dort durchaus nicht die Regel. Denn mit dem höheren Alter der Kolonien wächst auch der fremde Einfluß, der, namentlich in den Städten, leider zuweilen mit einem Wandel der deutschen Lebensgewohnheiten parallel läuft. Da erblickt man dann neben Bauten im deutschen Stil dürftige Miniaturpaläste romanischer Prägung. Ja, in den villenartigen Vorstädten von Santos, Sao Paulo oder Rio de Janeiro oder in Curityba wohnt mitunter ein biederer Deutscher in einem Haus mit maurischen Bogen und Türmchen, fast wie ein Haremshälter. An anderen Orten sind es die Zierpflanzen, die einen fremden Zug in die deutschen Siedlungen tragen. Da sie jedoch meist der brasilianischen Pflanzenwelt entstammen, wirken sie nicht disharmonisch. Die vielfach als Alleebäume verwendeten hohen Königspalmen sind im Gegenteil recht feierlich. Sie vermochten wohl am allerwenigsten zu beeinflussen, was an volkskundlichem Gut in der neuen Heimat weiterlebte, allem voran das ungemein ausgebildete Vereinsleben.

Ein Blick auf die Feldfluren erinnert, wie bereits angedeutet, viel weniger an die Verhältnisse der deutschen Heimat. Sie spiegeln jedoch eine höchst interessante Erscheinung wider, nämlich die innerhalb der verschiedenen europäischen Siedlergruppen in untergeordneten Zügen zu beobachtende Unterschiedlichkeit der Erzeugung und des Verbrauchs. Man kann etwas überspitzt von einer sich anbahnenden Arbeitsteilung je nach der Abstammung sprechen. Die Italiener zum Beispiel widmen sich mit Vorliebe dem Weinbau, sie bevorzugen nach heimatlicher Eigenart die Kultur von Reis und Obst, wie sie sich auch besonders gern als Steinarbeiter, ganz wie in Europa, verdingen. Im allgemeinen sind sie dem Boden viel weniger innig verhaftet als die Deutschen, trotzdem sie ihrer romanischen Herkunft entsprechend leichter zur Assimilierung neigen sollten. Sie sind mehr Landarbeiter als Bauern. Oft gehen die Söhne außer Hause um Geld zu verdienen, das sie der Familie zum Lebensunterhalt schicken. Ein einziger italienischer Haushalt umfaßt häufig drei Generationen.

Anders die Polen, die sich durch eine viel größere räumliche Ausdehnungskraft auszeichnen. Der Sohn, der heiratet, kauft oder pachtet sich, wenn es irgend möglich ist, ein neues Kolonielos. Sehnlich erwartet er den Augenblick, in dem er im eigenen Hause auf eigener Scholle leben kann. Der

Lebensstandard ist freilich meist niedriger als bei den Deutschen, hinter denen auch die italienischen Kolonisationsleistungen zuweilen zurückstehen. Die Wälder der Italiener sind nicht so sauber gerodet wie bei den Deutschen, ihre Häuser sind nicht so gepflegt. Es fehlt die blinde Liebe zum Boden bei gleichem Fleiß und gleicher Fähigkeit zu harter Arbeit. Die Italiener sind bezeichnenderweise die einzigen Europäer, die sich der Kultur des Zuckerrohrs widmen. Am Fuße der Serra, bei Morretes unweit von Paranaguá, besteht im nahezu tropischen Gebiet eine italienische Kolonie, deren Nachwuchs es jedoch vorzog, trotz guter Überschüsse aus dem Zuckerrohrbau, auf die Hochfläche in die Umgebung von Curityba abzuwandern. Dort bilden sie mit Polen und Deutschen zusammen den Hauptteil der Bevölkerung. Aber noch etwa fünfzehn andere kleinere Gruppen europäischer Menschen wohnen in oder um Curityba. Und wieder ist ein Unterschied im Anbau festzustellen wie in fast allen Teilen Südbrasiliens, sei es in Paraná, Santa Catharina oder in Rio Grande do Sul: die Polen bauen mit Vorliebe Roggen oder Gemüse an, die Italiener Früchte und Wein, die Deutschen Kartoffeln, Roggen und Weizen. Des Deutschen Sache ist überdies die Fabrikation von Konserven aller Art, besonders aber von Schmalz als Folge der in Brasilien fast zur deutschen Eigenart gewordenen Schweinezucht. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nur um untergeordnete Züge im Wirtschaftsbild, etwa wie der freistehende Glockenturm der Kirchen als unverkennbares Zeichen der italienischen Kolonien gewertet werden kann. Der dem Klima viel besser entsprechende Anbau von Mais, Bataten und anderen vorzüglich mediterranen Pflanzen herrscht bei weitem physiognomisch vor, wie sich auch bei allen europäischen Siedlern die Siedlung in Einzelhöfen durchgesetzt hat. Eine einzige Ausnahme bilden die Wolgadeutschen, die 1877 nach Paraná kamen. Sie haben die in Rußland altgewohnte kollektive Dorfgemeinschaft, das sogenannte Mir, nach Brasilien übernommen und siedeln in geschlossener Dorfform. Ihre wirtschaftliche Betätigung erhält eine besondere Note dadurch, daß sie im weiten Hochlande von Paraná als eine Art Monopolberuf Fuhrmannsdienste leisten. Es ist ein merkwürdiger Anblick, auf breiten, ausgefahrenen Landstraßen einem der unförmigen, meist von acht bis zehn Maultieren gezogenen Planwagen zu begegnen.

Die Durchdringung der Wälder mit europäischen Kultureinflüssen ging von den Deutschen aus. 1824 fassen sie am Abfall der Serra Geral zur Pampa Fuß. Sao Leopoldo ist die erste deutsche moderne Kolonie. Und wenn auch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kaum mehr als 7500 Deutsche, meist Glieder der ärmsten Bevölkerungsteile des Reiches, einwanderten, so war doch die Eigenvermehrung außerordentlich stark. Auch heute sind zehn Kinder je Familie eine häufige Erscheinung. Jeder Helfer ist ein Kapital. Die Kinder selbst aber, geborene Urwaldpioniere, gründen später wieder weiter im Innern neue Kolonien, deren Boden die Eltern meist vorsorglich erwarben. Die mustergültige, von Dr. Herrmann Meyer, dem verstorbenen Direktor des Bibliographischen Instituts, gegründete Kolonie Neu-Württem-

berg wurde zum Beispiel in erster Linie von den Söhnen bereits landsässiger Deutscher aufgebaut. Oft werden auch die ursprünglichen Kolonien infolge Erschöpfung der Böden wieder verlassen. Das ist gewiß auf die Kostspieligkeit der Düngung zurückzuführen, die sich die Kolonisten einfach nicht leisten können. Aber zuweilen schlägt auch das unruhige Blut des einstigen Auswanderers durch. Ein Schuß Abenteurerdrang steckt wohl insgeheim in jedem Pionier des Urwaldes. Wenigstens ist die Schollenfestigkeit dieser Bauernsöhne verhältnismäßig gering. Oder ist es so, daß sich immer wieder derselbe Soldat nach vorn meldet, wenn es den höchsten Einsatz gilt? Als vom grünen Tisch aus in Unkenntnis der Landesverhältnisse das bekannte von der Heydtsche Verbot der Auswanderung Deutscher nach Brasilien erlassen wurde (1858), führten die Einwanderer anderer europäischer Länder die Kolonisationsarbeit fort. Bald übertrafen Italiener und Polen die altansässige deutsche Bevölkerung. Heute stehen den ungefähr 600000 Deutschen fast doppelt soviel Italiener gegenüber, die zusammen mit den etwa 170000 Polen und den in neuester Zeit wieder stärker zugewanderten Deutschen die Kulturgrenze weiter nach Westen und Nordwesten vorschoben. Die brasilianische Regierung stand dem Deutschtum nicht immer wohlwollend gegenüber. Chauvinistische Politiker sprachen von einer „deutschen Gefahr" und begünstigten schließlich amtliche Maßnahmen, die die Auflösung des in geschlossenen Gruppen siedelnden Deutschtums zur Folge hatten. Man setzte Kolonisten verschiedener europäischer Herkunft auf verhältnismäßig engem Raum an und erwartete, daß aus dem babylonischen Sprachgewirr so etwas wie ein neuer brasilianischer Volksteil mit Portugiesisch als einziger maßgebender Sprache hervorginge. Die Rechnung war aber ohne Rücksicht auf die gesunde Kraft des Volkstums gemacht. Die einzelnen gleichsprachigen Gruppen fanden sich häufig durch Tausch oder Verkauf ihrer Parzellen wieder zusammen oder wanderten in andere Kolonien zu den eigenen Volksgenossen ab.

Es ist nicht möglich, die Betrachtung des eigenständigen europäischen Volkslebens im südlichen Brasilien zu schließen, ohne die in aller Stille begonnene Kolonisationsarbeit der etwa 140000 Japaner zu streifen*). Die Söhne des Fernen Osten siedeln vor allem im südöstlichen Sao Paulo, im Flußgebiet des Iquapé. Hier, wo sich Asien und Europa auf brasilianischer Erde begegnen, ist mit dem neuen Volk wiederum ein neuer Lebensstil in das Landschaftsbild eingezogen. Wohl keines der kolonisierenden europäischen Völker gewann einen derartigen Einfluß auf den Kulturanbau ihrer Auswanderer wie die Japaner. Das warme Klima und die große Luftfeuchtigkeit ihrer tiefgelegenen Siedlungsgebiete erlaubten den Anbau der drei japanischen Charakterpflanzen Tee, Reis und Bambus. Sorgfältigste, echt japanische

*) Vgl. Edgar Lehmann „Zur Kulturgeographie der japanischen Siedlungen in Brasilien" mit 8 Bildern und 3 mehrfarbigen Karten in „Veröffentlichungen des Museums für Länderkunde zu Leipzig", Neue Folge, 1935.

Pflege der Fluren verleiht den Kolonien ein merkwürdig zartes, oft gartenähnliches Aussehen. Und wenn auch die meisten bäuerlichen Anwesen durchaus kolonialen Typ zeigen, so berührt man doch zuweilen ein Gehöft, das sich mit nichts vergleichen läßt als eben mit dem bekannten, leicht und zierlich gebauten Haus der Menschen aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Es wäre wohl irrig, in den Niederlassungen der Japaner den Ausdruck ihrer heutigen imperialistischen Machtpolitik zu erblicken. Das trifft für Indien und China, vielleicht auch für die anderen lateinamerikanischen Länder zu. Bezeichnenderweise ist dort der imperialistische Charakter durch eine starke Rückwanderung charakterisiert. In Brasilien aber ist die Rückreise verboten. Nicht irgendwelche Japanisierungsziele sind die Triebfeder der Einwanderung, sondern der einfache Glaubenssatz, daß die Heimat übervölkert sei. Brasilien ist groß genug, auch etliche Zehntausende japanischer Menschen in geschlossener Siedlung aufzunehmen. Brasilien selbst hat überdies den größten Vorteil davon, wenn die einzelnen Volksgruppen in bewußter völkischer Trennung an ihren typischen Tugenden festhalten. Beweis sind gerade die bedeutenden Leistungen des Deutschtums, die immer dort am größten waren, wo es seinen Charakter und seine Persönlichkeitswerte am besten bewahren konnte.

Wir wissen es heute: in Europa ist eine neue Welt zu erobern. Der Blick auf die national geschiedenen Volksgruppen Südbrasiliens gibt manchen klaren strategischen Wink. Als Europa in den Tagen Montesquieus und Rousseaus aufzuwachen schien, hatten die europäischen Utopisten das verlorene Paradies im unverdorbenen Wilden und auf seinen fernen Inseln gesucht. Heute bestimmt nicht Weltflucht oder Kulturmüdigkeit die europäischen Menschen. Im Gegenteil, man rüstet im weitesten Sinne des Wortes, man baut auf, man liebt tiefer die Welt, in die man hineingeboren wurde — und man wünscht im tiefsten Herzen, gerade wegen der allgemeinen Steigerung militärischer Schutzmaßnahmen, ein natürliches Gemeinschaftsleben liebefähiger europäischer Nationen. Heute ist es Utopie und Torheit, eine bloße mechanische „Vereinigung" der europäischen Völker zu wollen. Heute ist es schwere Pflicht, das kommende Europa zu sehen und die Voraussetzungen zu erkennen, auf denen es entstehen kann. Südbrasilien ist nur ein Gleichnis. Moeller van den Bruck sagte: „Nur die jungen Völker haben Probleme und nur wo Probleme sind, dort sind auch Leistungen. Ideen weisen nach rückwärts, Probleme weisen nach vorwärts."

Paul Fechter

Die Stadt der Überschneidungen

Deutschland nannte sich schon vor dem Krieg gern das Land der Mitte, das Land zwischen Westen und Osten. Mit seinem Wesen und seinen Interessen aber war es durchaus Land des Westens, vor allem seit sich mit der wachsenden Industrialisierung das innere Schwergewicht mehr und mehr nach dem Westen verlagerte. Den Osten, vor allem den Osten jenseits der Grenze, kannten höchstens die Männer der beruflichen Politik und die internationalen Familien: bei Bismarck, bei Moltke findet man auf wirklicher Kenntnis beruhende Anmerkungen über Polen und Rußland, Kurland und Litauen – und Chlodwig Hohenlohe war sogar Besitzer des Schlosses Werki an der Wilja, in dem später Arthur Moeller van den Bruck seine Lazarettwochen als Landsturmmann verbrachte. Das Volk aber wußte nichts von dem Land jenseits seiner Ostgrenzen; eine Reise nach Rußland unternahm kaum einer, schon weil man dazu einen Paß und ein Visum brauchte. Da fuhr man lieber nach Frankreich oder Italien oder England, wo niemand solche Formalitäten verlangte. Die illustrierten Blätter brachten vielleicht einmal Moskauer Bilder, Ansichten von Petersburg oder höchstens aus Warschau; um das übrige war Dunkel. Man kannte kaum die Namen östlicher Städte, zumal der Geschichtsunterricht in der Schule ebenfalls durchaus westlich orientiert war, selbst bei uns im östlichen Preußen.

Dann kam der Krieg und mit ihm die große Überraschung und das große Erlebnis Osten. Städte, deren Namen man kaum gehört hatte, Ströme, die nie über leere geographische Begriffe hinausgekommen waren, wurden auf einmal Wirklichkeit, und zwar völlig ungeahnte, in solcher Besonderheit nie geträumte Wirklichkeit – und um sie stiegen neue Wirklichkeiten des Lebens auf, neue Räume voll von Menschen und Problemen, die zurückwirkten auf das bisher Gekannte und auf die Heimat und ihnen ein gänzlich neues, verändertes, viel problematischeres Ansehen gaben. Man begriff auf einmal, daß die Beschäftigung mit dem Westen, seiner Kunst, seiner Kultur und seiner durch gute Hotels verschönten Landschaft ja eine sehr angenehme Unterhaltung bedeutete, daß aber das Leben, das nach Form suchende Dasein, das noch zu keinen Ergebnissen von Dauer und Endgültigkeit gekommen war, sich nur im Osten finden ließ, wo immer noch die großen Aufgaben und dahinter die seltsamen Dokumente der Lösungsversuche alter Zeiten lagen, um die sich selbst im saeculum historicum bei uns kein Mensch gekümmert hatte.

Die schönste und zugleich seltsamste, die lehrreichste und phantastischste Stadt, die wir in diesem Osten entdeckten, war W i l n a. Da und dort war der Name einmal aufgetaucht, in Jugenderzählungen von den Kriegen des

Ordens, in irgendeiner litauischen Geschichte, die wir als Kinder im Memelland von den Mädchen im Pfarrhaus gehört hatten. Eine reale Vorstellung hatte sich nicht ergeben, nicht einmal aus Tolstojs „Krieg und Frieden", dessen dritter Teil in Wilna beginnt, in Bennigsens Landhaus in Sakret, um dann den Aufenthalt Napoleons in der Stadt an der Wilia zu schildern. Da erstand wohl ein Stückchen Geschichte, das aber sehr unanschaulich blieb, gemessen etwa an den prachtvoll lebendigen Berichten des polnischen Bernhardinermönchs, der in seinem reizenden kleinen Tagebuch seine Begegnung mit Napoleon geradezu aufregend visuell geschildert hat. Die Stadt blieb im Hintergrund, und so konnte ihre Wirklichkeit, als wir auf sie stießen, ganz unmittelbar durch keine falsche oder richtige Vorstellung getrübt wirken und Kunde geben von dem, was sich an Leben und Taten der Völker in ihrem Bilde und Wesen niedergeschlagen hatte.

Der Eindruck schon des äußern Bildes von Wilna ist völlig überraschend. Man hat eine Stadt des Ostens erwartet und trifft eine südlich wirkende: man denkt an die Hauptstadt eines Landes, das der gefährlichste Gegner des Ordens war – und betritt eine Stadt des Barock. Wilnas große Zeit sind die Jahrhunderte der Gotik; das Bild der Stadt aber bestimmen italienische Kuppeln und Doppeltürme, weiß und rosa und gelb und braun; weite Höfe mit vielgeschossigen Bogenumgängen tun sich auf, mächtige Säulenvorhallen und klassische Tempelgiebel: ein völlig anderes Gebilde breitet sich vor den erstaunten Augen. Gewiß: neben ragenden Barockgiebeln stehen unmittelbar windschiefe Holzhäuschen, und der Plankenzaun läßt sich durch die Nachbarschaft des schönsten Renaissanceportals nicht stören: bestimmend bleibt der südliche Grundzug, in den all die andern, die östlichen und die westlichen, die christlichen aller Bekenntnisse und die nichtchristlichen seltsam verwirrend und klärend zugleich hineinschneiden.

Wilna ist die Stadt der Überschneidungen – in sehr vielen Beziehungen. Bis Wilna stieß Winrich von Kniprode vor, und die entzückende spätgotische Fassade des Annenkirchleins, das Napoleon gern auf seine Hand gesetzt und nach Paris mitgenommen hätte, ist nach der Legende von einem Ordensbaumeister aus Marienburg errichtet worden. Aber von dem benachbarten Hügel winkt der goldene Obelisk vom Turm des Heiligen-Geist-Klosters, in dem 1615 die erste slawische Grammatik gedruckt wurde. Dem andringenden Westen stellt sich der Osten entgegen: das Christentum ist nach Wilna in beiden Formen, der westlichen wie der östlichen, gedrungen – zu einer Zeit, da in Deutschland bereits die Gotik Geschichte geworden war, während in Wilna neben der heutigen Stanislauskathedrale noch der Altar des Perkunos aufragte, zu dem die Litauer ebenso beteten wie die heidnischen Pruzzen im Land des Ordens. Wilna ist eine alte Heidenstadt, gegründet von litauischen Großfürsten, deren Reich sich von Polangen bis Odessa, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckte; noch heute heißt einer der schön geschwungenen Hügel jenseits der Wileika das Grab des Gedymin, den die Sage den Begründer der Burg auf dem Schloßberg nennt, von dessen Höhe man den



In der Kasimirkapelle der Stanislauskathedrale zu Wilna

Die Michaeliskirche mit ihrer edel gegliederten Schauseite ist eine der schönsten Spätrenaissancebauten in Polen.

Unten: Vor der klassizistischen Tempelfassade der Stanislauskathedrale steht ihr wuchtiger Glockenturm, dessen unterer Teil – wie der Kernbau der Kathedrale – aus dem 14. Jahrhundert stammt.



In der schmalen Straße zum Tor mit der Ostrabama-Kapelle staut sich der Zug der Andächtigen, wenn das wundertätige Muttergottesbild am Fenster über dem Tor gezeigt wird.

Die kleine Annenkirche mit ihren schlanken Pfeilern und zierlichen Fialen ist ein Kleinod spätgotischer Backsteinbaukunst.

Unten: Die Universität, das alte Jesuitenkolleg, verrät in der Weiträumigkeit ihrer Anlage die repräsentative Großzügigkeit ihrer Bauherren.

(Alle Aufnahmen von Jan Bulhak, Wilna)

wunderbaren Blick über Stadt und Strom genießt. Aber die Amtssprache dieses Großfürstentums Litauen, das Männer wie Kynstut und Olgerd, wie Witold und Jagiello hervorbrachte, war bis ins siebzehnte Jahrhundert weißrussisch, weil das Litauische sich überhaupt nicht bis zu einer Schriftsprache entwickelt hatte. Seine Christianisierung vollzog sich trotzdem nicht vom Osten her, sondern vom Westen, von Polen aus, das mit der Heirat Jagiellos unter die Oberhoheit der litauischen Fürsten kam – und am Ende so sehr Sieger über das Land der Jagellonen wurde, daß es ihm heute sogar seine einstige Hauptstadt abgenommen hat. Mit Polen kam der Strom von Südwesten her, für den heute die Turmpaare des Barock über den Hügeln der Wiliastadt zeugen: die christliche Einwirkung vom Nordwesten, die der Orden brachte und für die St. Anna in Wilna Zeugnis ablegt, wurde überschnitten von der italienisch südwestlichen, die 1570 mit den Jesuiten nach Litauen kam und bis heute den Sieg davongetragen hat – obwohl sie damals auf einen ganz stark protestantisch bearbeiteten Boden trifft. Man darf nicht vergessen, daß Preußen, zu jener Zeit in engen politischen Beziehungen zu Polen, 1525 die Reformation annimmt, und daß schon unter Sigismund I., der ein Oheim des Preußenherzogs Albrecht war, 1533 in Wilna protestantisch gepredigt wurde, daß unter Sigismund August der Korfiote Lismanini, der Böhme Johann Kozminski und der Sozinianer Wawrzyniec dort dauernd für die Reformation wirkten und, als das Domkapitel protestierte, vom König die Antwort kam: „Warum verbietet Ihr *unsern* Predigern das Predigen?" Um das Jahr 1550 heißt es, Wilna sei von Protestanten überschwemmt gewesen, deren größter Teil aus Polen bestand; das erste polnische, in Wilna gedruckte Werk war ein protestantisches Buch: „Der Seele Fahrt nach jener Welt", eine Agende in polnischer, litauischer, lateinischer und deutscher Sprache. Die Jesuiten und das mit ihnen kommende Barock der Gegenreformation fanden in Wilna allerhand Arbeit vor – und das Bild der Stadt zeigt noch heute, mit welchem Eifer sie an ihr Werk gingen. Es war wie ein Sinnbild, daß damals manch eine der alten Kirchen ihre gotische deutsche Struktur dem bewegten Barock der Italiener, dem betont katholischen Stil, opfern mußte.

Diese Überschneidungen waren Vorgänge in der Zeit, geschichtliche Prozesse, die einander ablösten oder aufhoben. Wesentlicher noch als sie sind die Kreuzungen der Völker, die sich in dieser Gegend und in dieser Stadt vollzogen haben – und bis heute geblieben sind. Als die Brigade Pfeil im September 1915 Wilna eroberte, erließ ihr Führer eine berühmt gewordene Proklamation, die etwa folgendermaßen begann: „Wilna, dem polnischen Herzen ebenso teuer wie Warschau ..." Wenige Tage später wurde sie überall entfernt und durfte während des Krieges nicht mehr erwähnt werden: man hatte Wilna als die Hauptstadt Litauens festgestellt. Der unlösbare Widerspruch im völkischen Wesen der Stadt war damit sichtbar geworden: sie war in der Tat dem polnischen Herzen mindestens so teuer wie Warschau, aber sie war zugleich wirklich die Hauptstadt Litauens. Die Geschichte Wilnas

war die Geschichte Litauens – aber in der Kathedrale funkelte der silberne Sarkophag des Heiligen Kasimir, standen die silbernen Statuen polnischer Könige, die hier residiert hatten: die Jagellonen waren Polens Könige, wenn sie auch aus Wilna gekommen waren. Die Polen hingen an dieser Stadt, in der ihr größter Lyriker, Adam Mickiewicz, gelebt, studiert und gewirkt hatte, bevor er fliehen mußte, in der die Stammschlösser der Sapiehas und der Radziwills, der Pac und Tyczkiewicz, der geschichtlichen Familien Polens, standen, hingen an ihr mit der leidenschaftlichen Liebe, die das Land um die Wilia in seinen Söhnen – der Marschall Pilsudski beweist es ebenso wie Mickiewicz – in gleicher Weise weckt, wie der deutsche Osten zwischen Weichsel und Memel in den Menschen, die dort geboren sind. Die Litauer aber lieben in Wilna ebenso das Herz ihres Landes – obwohl sie weder in der Stadt noch in dem alten russischen Gouvernement Wilna je eine Mehrheit hatten. Die Mehrheit im Landbezirk Wilna besaßen weder die Litauer noch die Polen, sondern die Weißrussen, die, teils uniert, teils orthodox, mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachten; in der Stadt Wilna aber herrschten weder Polen, noch Weißrussen, noch Litauer, sondern die Juden, die dort den größten Bevölkerungsanteil stellten, neben Russen und Deutschen und Tataren, die es auch noch gab. Mit den Überschneidungen der geschichtlichen Strömungen konnte man fertig werden: die Überschneidungen der Völker und ihrer Forderungen löst kein guter Wille und keine Überlegung, sondern nur die Entscheidung der jeweils stärksten Macht. Das Nationalitätenprinzip des Westens, das berühmte Selbstbestimmungsrecht der Völker, wird vor den realen Überschneidungen der Nationen in diesem Grenzland zwischen Osten und Westen absolute Illusion. Dieser Raum ist Raum der Probleme, nicht der Lösungen, und Wilna ist sein Überschneidungszentrum.

Aus dieser Uneinheitlichkeit und Problematik aber wächst der Reiz dieser seltsamen Stadt. Sie ist neben und vor Krakau die schönste Stadt Polens und eine der schönsten Städte des östlichen Europa überhaupt. Eingebettet in eine Talmulde, die sich zur Wilia öffnet, rings umgeben von leichten, schwingenden Hügeln, an deren Hängen sie zum Teil hinaufgeklettert ist, überragt von Türmen und Kuppeln und dunkeln Waldhöhen, schmutzig und farbig zugleich, elegant und primitiv, arm wie keine westliche Stadt und reich, wie bis zum Krieg nur östliche Städte mit der noch unmittelbaren Beziehung zum Land vor ihren Toren es waren, erfüllt von kleinster, simpelster Gegenwart und alter, märchenhafter Geschichte, hat sie noch im Winter, wenn der Schnee barmherzig ihr wildes Pflaster meterhoch deckt, etwas von einer orientalischen Märchenstadt. Wenn der rasche Frühling des Ostens über Nacht aufgegangen ist, die Hänge hinter der Wileika, dem schmalen Nebenfluß der Wilia, im Schmuck der blühenden Kirschbäume weiß verschweben, wenn der Flieder über die Mauern hängt, die wie in Florenz die Gärten in der Stadt gegen die Straße sichern, und in den Gärten der Landhäuser wiljaaufwärts auf Antokol und Werki zu Hunderte von Sprossern

die Nächte hindurch singen; wenn das sehr schön bildhaft sich schichtende und gliedernde Hügelland um den Strom mit hellen, weiten Feldern sich um die winkligen Bauernhäuser mit den silbrigen Holztönen der Wände und den schweren Strohdächern breitet – dann begreift man als Mensch des deutschen Ostens die Verbundenheit der Menschen, die hier aufwuchsen, mit diesem Land, begreift Mickiewicz, der die sehnsüchtigen Verse an die Memel schrieb und den Pan Taddeus, begreift den alten Marschall, der diesem Land entstammt, und versteht das zähe Festhalten der Polen an dieser Stadt. Unter diesem Boden ist auch die bindende Kraft östlicher Erde, die dieses ganze phantastische Gebilde der gegensätzlichsten Überschneidungen von Menschen und Mächten doch zu einer Einheit zusammengezwungen hat.

Wilna ist eine Stadt des Barock, eine Stadt des italienischen Jesuitenstils. Gewiß: aber das Kollegium, das die frommen Brüder zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts im schönsten Stil der Renaissance hier errichteten, wurde zweihundert Jahre später, nach der dritten Teilung Polens, die nationalste Universität des Landes, von der der Aufstand von 1830 begeistert aufgenommen wurde, so daß die Russen 1832 die hohe Schule (bis auf die medizinische Fakultät) schlossen. Ein großer Teil der Wilnaer Kirchen ist von Italienern errichtet; der eine Strom der wandernden italienischen Handwerker ging von Warschau über Wilna auf Petersburg, während der andere über Kiew nach Moskau zog. Aber diese Italiener mußten hier ihre barocke Pracht statt in Marmor und edlen Steinen in Lehm und anderm Material des Ostens ausführen, und so bekam das Barock trotz allem einen deutlich östlichen Zug, der sich mehr und mehr auch in den Formen durchsetzte. St. Peter und Paul in Antokol, die Kirche, die der Hetman Michael Pac errichten ließ, worauf er sich unter ihrer Eingangsschwelle – Hic jacet peccator lautet die Inschrift – sein Grab suchte, ist von einem verwirrenden Reichtum der Dekoration; aber die Maßlosigkeit ist deutlich mehr östlich als barock gestimmt. In der Theresienkirche, dicht bei Ostrabrama, dem einzigen erhaltenen Stadttor, die auch ein Pac errichtete, herrscht ein strengerer Geist, und über dem Giebel schwebt deutlich sichtbar der Name Vignola. Aber draußen auf der Straße knien sommers und winters neben den vorübergleitenden Wagen und Schlitten die Gläubigen und beten hinauf zu dem wundertätigen Muttergottesbild, das da in der kleinen Kapelle über der engen Tordurchfahrt funkelt. Durch diese Durchfahrt drängte 1812 bei der wilden Novemberkälte das von der Beresina zurückflutende Heer Napoleons in die schützende Stadt, so rücksichtslos, daß manch einer, überfahren und zerquetscht, noch an diesen Torwänden sein Leben ließ. Über der Kirche schwebt der Geist des westlichen Katholizismus: draußen vor Ostrabrama herrscht der östliche in seiner reinsten Form. Östlich ist der bunte Giebel der Kasimirkathedrale am Markt, östlich das Portalbarock des Basilianerklosters, das unmittelbar neben Ostrabrama byzantinische Reste mit zierlich veröstlichtem Rokoko vermählt. Selbst der Klassizismus, der mit den Russen einbrach und die einst gotische Kathedrale eisig überzog, hat östliche Züge bekommen: auf dem griechischen Giebel der

Kirche stehen drei Heiligengestalten im Steinton des Baus, die, wenn man sie sich näher besieht, aus Holz bestehen, das man mit Zinkblech überkleidet und dann mit Ölfarbe angestrichen hat. Der Boden ist immer stärker als die Menschen.

Man erlebt das am stärksten da, wo die Einheitlichkeit scheinbar zerbricht, vor der jüdischen Stadt Wilna. Um den großen steinernen Bau der „alten Schule", der zwölf Stufen in die Erde hinab gebaut ist und oben am Giebel mit seinem zierlichen, zweietagigen, hölzernen Säulenvorbau eine bescheidene Verbeugung vor dem Klassizismus macht, liegt das Ghetto, ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, Höfen und Plätzen, die keine Plätze, sondern Winkel sind. Es ist eine Welt für sich, mit den steinernen Schwibbögen über den Straßen, mit den winzigen Läden und Lädchen, eine Welt, die ihre eigene Zeit hat, am Freitagabend sich schließt, am Samstagabend wieder auftut, die am Sonntag ihre Geschäfte treibt, wenn die christliche Stadt feiert und wenn die Fronleichnamsprozession feierlich durch das polnisch-litauische Wilna mit seinen geschlossenen Geschäften zieht, stumm vor den geöffneten Läden steht und die fremde Welt betrachtet. Das jüdische Volkstum lebt hier für sich, seinem Handel und seinem geistigen Leben: hier in Wilna wurde die große Rommsche Talmudausgabe in sechsunddreißig Bänden gedruckt, deren Platten im Krieg der Graf Yorck vor der Vernichtung bewahrte. Es gibt kaum Brücken zwischen der Judenstadt und dem christlichen Wilna; aber die Geschichte vom Ger Zedek berichtet von einer tragischen Überschneidung auch dieser beiden Machtbereiche im achtzehnten Jahrhundert. Ein Graf Potocki hatte im Verlauf seiner Studien immer größeres Interesse an der jüdischen Geisteswelt gefunden; er ging nach Amsterdam, um seine Kenntnisse zu vertiefen, und dort trat er heimlich zum Judentum über. Nach Wilna heimgekehrt, kam er vor das Inquisitionsgericht: er weigerte sich, abzuschwören, und wurde 1749 bei der Kathedrale verbrannt. Die Juden begruben seine Reste auf ihrem alten malerischen Friedhof drüben jenseits der Wilia, gegenüber dem Schloßberg, wo das Grab des Ger Zedek, des gerechten Fremden, heute noch gezeigt wird.

Das heutige Wilna ist nur noch ein Rest des alten, wie es sich bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erhalten hatte. Der Wilnaer Maler Smuglewicz hat in einer Reihe von schönen Aquarellen den Zustand der Stadt um 1800 festgehalten: sie besaß ihr Stadtschloß, ihre gesamte Befestigung mit Mauern und Toren, große Ruinenreste des Bergschlosses und vieles andere mehr. Sie gab das Bild einer gewachsenen Stadt, die sich um ihren geschichtlichen Kern gegliedert und sich eine geschlossene Peripherie gegeben hatte. Die Russen haben den Ruhm, dieses Wilna vernichtet, aus politischen Gründen bewußt zerstört zu haben. Sie wollten die litauische, die polnische Vergangenheit ausrotten und besorgten das an ihren Baudenkmälern. Sie brachten das Land zum Verstummen; aber selbst nach 1863, als der General Murawiew, der Henker Litauens, der die Führer des damaligen

Aufstands zu Dutzenden auf dem Lukischkiplatz hatte hinrichten lassen, sein Denkmal in den Anlagen unter dem Schloßberg bekam, mußte ständig ein Posten mit geladenem Gewehr neben dem ehernen General Wache halten. Das Land lebte trotz allem Druck stumm sein Leben weiter – und dieses Leben erfüllt trotz allen Zerstörungen auch durch Neubauten das heutige Wilna, das nicht nur immer noch eine der schönsten, sondern auch eine der lehrreichsten, vor allem für Politiker lehrreichsten Städte Europas ist. Um die europäische Welt aus der Westperspektive zu sehen, ist es gut, einmal zur See zu fahren, bis Europa versunken ist; um etwas von der Ostperspektive und ihren Problemen zu erfassen, sollte man einmal nach Wilna reisen. Es lohnt sich.

Maximilian Claar

Die afrikanischen Probleme in den Beziehungen der Großmächte

In dem hinter uns liegenden Vierteljahrhundert schien es zweimal, als sei in den afrikanischen Problemen und ihrer Auswirkung auf die Beziehungen der Großmächte ein Abschluß erreicht worden, der Stetigkeit verhieß. Das erstemal im Jahre 1912. Italien hatte mit Zustimmung aller Großmächte der Türkei ihren letzten afrikanischen Besitz Libyen abgenommen. Gleichzeitig hatten sich Deutschland und Frankreich endlich über das Marokkoproblem in dem Abkommen Kiderlen-Cambon geeinigt. Der Weltkrieg warf auch hier alles über den Haufen. So entstand die zweite Regelung mit dem Anspruch auf Dauer in den Friedensverträgen. Aber dieser Anspruch hat sich als noch viel unberechtigter erwiesen. Wie in den europäischen Fragen enthielten die Verträge von 1919 nur den Keim zu neuen und unübersehbaren Wirrungen, denn sie waren eben ohne jede Berücksichtigung eines uralten Spruches gezimmert worden: „Justitia fundamentum regnorum."

Die Hauptursachen einer 1919 nicht vorhergesehenen, aber dennoch unausbleiblichen Wirkung der afrikanischen Probleme auf die internationalen Beziehungen waren zwei: die restlose Beraubung des Deutschen Reiches unter moralisierenden Vorwänden, für die heute wohl auch in Paris und London niemand mehr wagen würde einzustehen. Ferner bei dieser Beraubung die Begaunerung (es gibt kein anderes Wort) des zeitweilig in Versailles abwesenden italienischen Verbündeten, den man völlig leer ausgehen ließ. Diese beiden Hauptmomente in der Kolonialpolitik der Friedensverträge hatten im Grunde genommen die gleiche psychologische Grundlage. Man war ebenso überzeugt von der dauernden Schwäche des

durch die Revolution mehr als durch den Kriegsausgang niedergeworfenen Reiches wie von der Kraftlosigkeit des sich in den schlimmsten Wirren parlamentaristisch-revolutionärer Art windenden Italien.

Das faschistische Italien befindet sich den afrikanischen Problemen gegenüber in einer ganz anderen Lage als das alte Italien, und zwar aus einer ganzen Reihe von Gründen. Italien wird heute als weltpolitischer Partner gebraucht und gesucht von denselben Großmächten, die ihm 1919 das schwerste kolonialpolitische Unrecht zugefügt haben. Italien hat den Londoner Vertrag vom 26. April 1915 in der Hand, der von England und Frankreich entweder mit großer Verspätung oder auch zum Teil gar nicht ausgeführt worden ist, obwohl seine staatsrechtliche Voraussetzung die Verteilung der deutschen Kolonien an die anderen eben 1919 eingetreten ist. Italien ist Partner der Westmächte in den beiden 1908 und 1925 abgeschlossenen Abkommen mit Abessinien, das als einziger unabhängiger Staat in Afrika naturgemäß berufen ist, in den Vordergrund zu treten. Endlich hat Italien im März 1934 durch Mussolini jene Notwendigkeit proklamiert, Afrika und Asien wirtschaftlich und kulturell zu durchdringen, die zwar bis jetzt praktisch toter Buchstabe geblieben ist, aber doch für internationale Kolonialverhandlungen mit Italien immer eine Rolle spielen kann. Aus allen diesen Gründen erklärt es sich, daß das Italien Mussolinis gerade 1935 sich berufen erachtet, auf dem Plan der internationalen Verhandlungen im Vordergrund zu stehen, die anscheinend afrikanische Probleme betreffen, in Wirklichkeit aber im Wege dieser Probleme tief in die Beziehungen der Großmächte eingreifen. Es handelt sich dabei in erster Linie um zwei große Komplexe. Der eine steht im Zusammenhang mit der betonten Behandlung Italiens in den Friedensverträgen und ist in den römischen Verhandlungen, die im Protokoll vom 7. Januar 1935 gipfeln, einer sogenannten formalen Erledigung zugeführt worden. Wir werden sehen, daß diese Erledigung von Italien nur als eine vorläufige und unvollständige betrachtet werden kann, und gerade deshalb wird dieser Fragenkomplex in die Zukunft der europäischen Beziehungen eingreifen, sei es als Verhandlungsgegenstand, sei es als Konfliktsstoff. Der zweite Komplex dreht sich um Abessinien. Hier drängen bekanntlich, beim Abschluß dieses Aufsatzes (März-April 1935), die Dinge einer Entscheidung zu, die sich international nicht nur durch die vertraglichen und grenznachbarlichen Interessen Frankreichs und Englands kompliziert, sondern auch durch jene neuen Beziehungen zwischen Abessinien und Japan, die ich als einer der ersten in der europäischen Publizistik vor einem Jahre an dieser Stelle geschildert habe*).

Es ist selbstverständlich, daß die beiden großen afrikanischen Fragenkomplexe der Gegenwart hier nicht noch einmal in allen Einzelheiten dargestellt werden können. Jedes der beiden Themen würde allein einen Raum in solchem Falle erfordern, der mehr an die Dimensionen eines kleinen

*) Vgl. „Deutsche Rundschau", Februar 1934.

Buches als an die eines Zeitschriftenaufsatzes heranreichen würde. Vieles muß daher bei dem Leser der politischen Tageszeitungen als bekannt vorausgesetzt werden. Hier kommt es mir darauf an, die Fäden einer Entwicklung bloßzulegen, die von den afrikanischen Fragen zur Gestaltung der internationalen Beziehungen der Großmächte führt, und daraus Klarheit für die Erkenntnis der Rolle zu gewinnen, die Afrika in der nächsten Zukunft für die internationale Politik spielen wird. Die hier hineinspielende erstmalige politische Beziehung zwischen Afrika, Japan und Arabien schafft einen Zusammenhang größten Ausmaßes. Die panasiatische Bewegung ist für die europäischen Kolonialmächte die denkbar schwerste Belastung. An dem Tage aber, an der es dieser Bewegung gelingt, eine Brücke zum schwarzen Erdteil zu schlagen, käme wohl zum erstenmale dem Europäer wirklich zum Bewußtsein, wie klein im Weltrahmen die weiße Minderheit ist, die sich seit Jahrtausenden anmaßt, den Erdball allein zu besitzen und zu beherrschen.

Die umfassende Bereinigung der nord- und zentralafrikanischen Kolonialfragen zwischen Frankreich und Italien bedarf einer sehr klaren und rückhaltlosen Darstellung, denn es ist nach dem Abschluß der römischen Protokolle am 7. Januar 1935 an offiziöser journalistischer Vernebelung auf beiden Seiten das Möglichste geleistet worden. Italien bezweckte damit den Nachweis, daß es möglichst viel erreicht habe, um in den Hintergrund die unerwünschte Tatsache zu schieben, daß man das eine Hauptziel, den Weg zum Tschadsee, nicht zu erreichen vermochte. Der französische Außenminister Laval wollte wiederum den französischen Politikern, die aus grundsätzlichem Festhalten an jedem Stückchen französischen Kolonialbodens oder aus grundsätzlicher Abneigung gegen das faschistische Italien Zugeständnissen wenig geneigt waren, zeigen, daß er so wenig wie möglich abgetreten hatte.

Man muß die in Rom verhandelten Kolonialfragen von dem formalen Ausgangspunkt scheiden, da sich in zwanzig Jahren die Verhältnisse wesentlich verschoben hatten. Dieser Ausgangspunkt war der Londoner Vertrag vom 26. April 1915*). Italien hatte sich darin verpflichtet, binnen einem Monat an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten. Zu den ihm dafür in Aussicht gestellten Zugeständnissen gehörten auch Entschädigungen auf kolonialem Gebiet, wenn sich die Verbündeten an deutschen Kolonien im Friedensschluß bereicherten. Natürlich war dabei italienischerseits auch an Erwerb deutscher Kolonien gedacht. Der Außenminister Sonnino, der aber 1915 die Niederlage des Reiches als sehr unsicher ansah, dachte schon damals als wirkliche Entschädigung an eine Abrundung Libyens. Und nachdem 1919 tatsächlich Italien bei der Verteilung der deutschen Kolonien leer ausgegangen war, konzentrierten sich die Wünsche Italiens auf Nordafrika. Das vorfaschistische Italien erreichte dabei gar nichts.

*) Diesem wichtigen diplomatischen Dokument des ersten Kriegsjahres gilt das neue und sehr gute Buch von Mario Toscano „Il Patto di Londra" (Bologna, Verlag Zanichelli 1934).

Von dem faschistischen Mussolinis aber konnte man bald sagen: es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken!

Im Jahre 1924 erzielte Mussolini den ersten Erfolg. England führte den Londoner Vertrag für sein Teil aus durch Abtretung einer Reihe ägyptischer und sudanesischer Oasen an der Südostgrenze der Cyrenaika. Aber Frankreich sollte noch ein volles Jahrzehnt taub bleiben. Im allgemeinen nahm man in Paris an, daß es sich dabei nur um eine Vereinigung der libysch-tunesischen Grenze handelte, durch Abtretung von Oasen wie im Osten. Inzwischen reiften aber im faschistischen Rom ganz andere Pläne. Diese knüpften einerseits an die Hoffnung auf eine nicht ferne Neuverteilung der Kolonialmandate, andererseits an hochfliegende Absichten des Luftministers Marschall Balbo hinsichtlich einer Verbindung Italien—Südamerika über nur italienisches Gebiet in Afrika.

Von den Südgrenzen der libyschen Kolonie (Landschaft Fezzan) bis zum Tschadsee erstrecken sich die Sultanate Tibesti und Borku, die bis 1912 wie Libyen selber der türkischen Souveränität unterstanden, im italienisch-türkischen Friedensvertrag von Ouchy (Oktober 1912) aber nicht erwähnt sind. Bei der sinkenden Macht der aus Afrika ausgeschlossenen Türkei und namentlich bei der rein asiatischen Einstellung, die Mustafa Kemal nach dem Weltkrieg der neuen Republik gab, waren Ansprüche auf diese Gebiete natürlich ausgeschlossen. Für diese Res nullius konnten nur zwei Mächte in Betracht kommen, Italien als Besitzer von Libyen und Frankreich mit seinem zentralafrikanischen Kolonialreich, das seit 1919 dank dem Mandat über das deutsche Kamerun südlich bis zum Tschadsee und dem Golf von Guinea ging. Und da Italien 1920 erst mühsam beginnen mußte, von der Mittelmeerküste her das im Weltkrieg tatsächlich verlorengegangene Libyen wieder zu erobern und daher südlich nicht darüber hinausgreifen konnte, so besetzte Frankreich die beiden Sultanate für sich selber ohne Vereinbarung mit irgend jemand und wohl im Hochgefühl seiner damals hegemonischen Stellung.

Mussolini sah nur anscheinend zu und wartete seine Zeit ab. Frankreich begann das Bedürfnis nach einer Verständigung mit Italien zu fühlen. Diese mußte in Afrika beginnen, schon weil Paris nie den Londoner Vertrag hatte erfüllen wollen. Es ist aber bekannt, wie die europäische Politik immer wieder eine Verständigung hinausschob. Die auf den Viererpakt vom Juni 1933 in dieser Richtung gesetzten Hoffnungen erfüllten sich ganz und gar nicht. Erst die unglückselige Entfremdung zwischen dem nationalsozialistischen Reich und dem faschistischen Italien nach der Ermordung von Dollfuß im Juli 1934 brachte die Sache in Fluß. Man erinnert sich, wie Barthous Tod am 9. Oktober 1934 sie nochmals verzögerte, bis dann Laval im Januar 1935 nach Rom kam und dort die Protokolle mit Mussolini unterzeichnete.

Italien hatte ursprünglich für Afrika ein Maximalprogramm. Dieses umfaßte die Abtretung eines großen und breiten Streifens durch die



Sultanate Borku und Tibesti bis zum Tschadsee und darüber hinaus die Zusicherung, daß bei einer künftigen Neueinteilung der Kolonialmandate Italien Kamerun erhalten sollte. Die Idee Balbos war eine Flugverbindung Italien—Mittelmeer—Libyen—Tibesti—Borku—Tschadsee—Kamerun — Golf von Guinea—Südamerika. Die afrikanischen Strecken und Stützpunkte von Tripolis bis Duala wären dann ausschließlich italienisch gewesen.

Aber dieses Maximalprogramm war nicht nur Zukunftsmusik. Es war, wenn man ganz offen sein will, für Frankreich wirklich unannehmbar. Man hätte vielleicht in gewissen Zwangslagen der europäischen Politik über Kamerun mit sich reden lassen, aber diese Zwangslagen bestanden nicht. Die Abtretung eines Gebiets aber, das von der Südgrenze Libyens bis zum Tschadsee durchging, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Zerreißung der mühsam geschaffenen territorialen Einheit von

Äquatorialafrika. Mussolini ist zu sehr Realpolitiker, um sich an Unmögliches zu klammern, noch dazu bei Verhandlungen, die rasch geführt und abgeschlossen werden sollten, weil sie nicht Selbstzweck waren, sondern auch hier die afrikanischen Probleme nur eine Auswirkung auf die Beziehungen der beiden Großmächte in der europäischen Politik gewinnen sollten.

In Rom ist also von Kamerun überhaupt nicht die Rede gewesen. Um so energischer ist Mussolini für das italienische Territorialprogramm „bis zum Tschadsee" eingetreten und hat dabei einen völligen Mißerfolg erlitten. Frankreich hatte seine Zugeständnisse von vornherein festgelegt, und Laval ist nicht um einen Kilometer darüber hinausgegangen. Die Kartenskizze 1 zeigt, wie sich die Dinge in den römischen Protokollen gestaltet haben. Italien hat einen Teil des früheren Sultanats Tibesti erhalten von der Südgrenze Libyens bis zum Kamm des Tibestimassivs. Der südlichste Punkt des nunmehr italienischen Gebiets liegt vom Tschadsee noch 850 Kilometer entfernt, und die Zerreißung von Äquatorialafrika französischen Besitzes ist damit vermieden. Laval hatte also durchaus recht, wenn er den Kolonialextremisten, die der Abtretung von 114000 Quadratkilometern nachweinten, vor Augen führte, daß man das Ergebnis nicht nach dem Umfang der Abtretung beurteilen dürfe, sondern nach dem wirtschaftlich negativen Wert des Gebiets und vor allen Dingen nach der Bedeutung des Teils des afrikanischen Programms Mussolinis, den in Zentralafrika abzuweisen gelungen war.

Allerdings hat Laval als kluger Unterhändler und bei der Wichtigkeit der von Frankreich erstrebten politischen Freundschaft Mussolinis diesem an einem anderen Punkt eine Entschädigung geboten. Vielleicht wäre diese Entschädigung von 800 Quadratkilometern im französischen Somaliland einschließlich einer kleinen Insel in der Meerenge von Bab el Mandeb unter anderen Verhältnissen sehr unbedeutend erschienen. Heute ist dem nicht so, denn diese Erweiterung der kleinen italienischen Somalküstenkolonie, zu der Frankreich dann noch ein Aktienpaket der Bahn Dschibuti–Adis Abeba gefügt hat, verknüpft die Komplexe der italienischen Kolonialpolitik, in deren Mittelpunkt einerseits das Problem Libyen–Tschadsee, andererseits das Problem Abessinien steht. Die römischen Protokolle wurden gerade einen Monat nach dem Zwischenfall von Ual Ual (5.–6. Dezember 1934) abgeschlossen, dem Ausgangspunkte eines Konfliktes, dessen Umfang und Ende sich zur Zeit noch nicht absehen lassen. Eines steht aber fest: in diesem Konflikt spielt nicht nur Afrika eine Rolle, sondern auch Europa und Asien.

Wenn man heute in Italien daran erinnern will, daß schon Cavour vor 1861 an eine italienische Kolonie Erythräa gedacht hat, so schließt das nicht aus, daß eine italienische Kolonialpolitik in Afrika erst 1884–85 mit der Landung in Erythräa eingesetzt hat. Sie war – so paradox das klingen mag – in letzter Linie von Bismarck inspiriert, der Italien seit 1879 auf Afrika hingewiesen hatte, um es im Interesse des Bündnisses mit der habs-

burgischen Monarchie von seinem irredentistischen Programm „Trento e Trieste“ abzulenken. Zunächst war das aber nicht gelungen. Tunis hatte sich Italien 1881 von den Franzosen wegschnappen lassen. Von der ihm auch von England 1882 angebotenen Teilnahme an der Besetzung Ägyptens hatte Rom nichts wissen wollen. Nur etwas unendlich viel Bescheideneres kam zustande. Die Genueser Rhederfirma Rubattino hatte seit 1869 herrenloses Land in der Bucht von Assab am Roten Meer erworben. Im Anschluß daran konnte nun Italien die mit dem Festland verbundene Insel Massaua erwerben. Den Dank dafür verdiente eigentlich der Mahdi. Er hatte im Januar 1885 Khartum erstürmt, England, Ägypten, die Türkei hatten weder Lust noch Möglichkeit, sich Italien in den Weg zu stellen, und auch der abessinische Grenznachbar Negus Johannes witterte eher einen Bundesgenossen. So kam Italien vor gerade fünfzig Jahren zur Kolonie Erythräa.

Als der Mahdi 1889 den Negus Johannes von Abessinien besiegt und getötet hatte, mischte sich Italien in die Thronwirren. Es begünstigte den König Menelik von Schoa. Das war eine gesunde Vergeltungspolitik gegenüber seinem Mitbewerber Ras Alula, der 1887 im Verlauf von Grenzzwischenfällen ein italienisches Bataillon von fünfhundert Mann unter Oberst De Cristoforis bei Dogali vernichtet hatte. Menelik versprach goldene Berge. Im Vertrag von Ucialli ließ er sogar Bestimmungen durchgehen, die zu einem Protektorat Italiens über Abessinien führen mußten, wenn Menelik nicht von vornherein entschlossen gewesen wäre, den Vertrag zu brechen. Das führte dann auch 1894 zum Kriege und nach anfänglichen Erfolgen der Italiener am 1. März 1896 zur Katastrophe von Adua. Im heldenmütigsten Kampf erlag als Opfer einer Reihe von Fehlern des eigenen Kommandos ein italienisches Heer von 14500 Gewehren der Übermacht von 115000 Abessiniern. Und wiederum beging der auf Crispi gefolgte Ministerpräsident Di Rudini den Fehler, einen demütigenden Frieden ohne Wiederherstellung der Waffenehre zu schließen. Der Protektoratstraum von Ucialli war ausgeträumt, das heroische Zeitalter der jungen italienischen Kolonialpolitik schien vorbei. Abessinien gegenüber traten seit dem Dreierabkommen von 1908 England und Frankreich mit Italien in eine Linie.

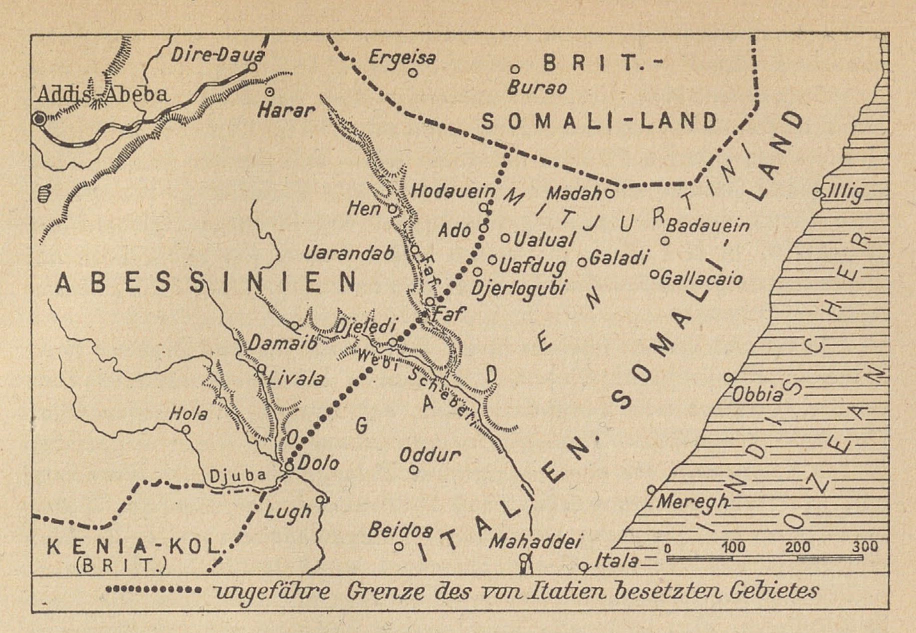
Nach dem Weltkrieg stand Italien in Afrika nicht nur als Besitzer von Erythräa, sondern hatte Libyen und ein Stück der Somalkolonie erworben. Hier war es zum zweitenmal Grenznachbar Abessiniens. Als nun Mussolini in dem gestärkten faschistischen Italien die kolonialpolitischen Ideale wieder auf die Tagesordnung setzte, waren die beiden Ziele gegeben: das zentralafrikanische im Anschluß an den Londoner Vertrag und das abessinische. Aber jeder Schritt in Afrika hat die stärksten Rückschläge in Europa.

Zunächst war das Italien Mussolinis nicht stark genug, sich international zur Geltung zu bringen. Es mußte sich im sogenannten Zonenabkommen von 1925 neuerdings mit Frankreich und England in Abessinien

in eine Linie stellen. Das Abkommen war offiziell wirtschaftlich aufgezogen, aber es roch meilenweit nach künftigem Protektorat, wenn nicht gar nach Teilung. Das konnte aber dem Mussolinischen Kolonialprogramm nicht passen. Italien suchte daher auf andere Weise sich zur exklusiven Geltung zu bringen, und zwar durch eine Parallelaktion in Europa und Afrika.

In Abessinien benutzte Rom die Thronwirren, so wie es das schon einmal 1889 getan hatte. Um nach dem Tode der Kaiserin Zauditu, der Tochter Meneliks, den Italien nicht freundlichen früheren Negus Ligg Jassu auszuschalten, stimmte man wider besseres Wissen der aus dem Weltkrieg stammenden Ententebehauptung zu, daß Ligg Jassu ein „Deutschenfreund" sei, und verhalf dem Neffen der Zauditu Ras Tafari zum Thron, den er unter dem Namen Heilé Selassié einnimmt. Man glaubte, damit Italien in Adis Abeba die Stellung verschafft zu haben, deren es bedurfte. Daher die große äußere Aufmachung mit der Entsendung eines königlichen Prinzen zur Kaiserkrönung. Man muß sich aber in Europa weder von der Erinnerung an Menelik noch von dem täuschenden Begriff des „einigen und unabhängigen Kaiserreichs Abessinien" irreführen lassen. Die Verhältnisse sind heute verworren bis zur Anarchie. Der Negus und seine Zentralverwaltung sowie die meist in England ausgebildeten Diplomaten sind eine unendlich dünne Oberschicht, deren Anschauungen europäisch beeinflußt sind. Daher die Anerkennung der Überlegenheit Europas, das Bestreben guter Beziehungen zu den Mächten, der Eintritt in den Völkerbund und wohl auch heute der Wunsch, den Frieden Italien gegenüber nicht zu brechen. Aber der Einfluß dieser Anschauungen reicht heute nicht wesentlich über die Grenzen der Hauptstadt hinaus. Die Ras in den Provinzen denken gar nicht daran, diesem Negus unbedingten Gehorsam zu leisten. Einmal haben sie dazu einem schwachen Regiment gegenüber niemals Neigung, und dann besitzen sie den dynastischen Vorwand, daß die Herrschaft des Ras Tafari eine Art Usurpation darstellt: er ist ein Neffe von Meneliks Schwiegersohn, also ein Verwandter der Kaiserin Zauditu, aber es fließt nicht Meneliks Blut in seinen Adern.

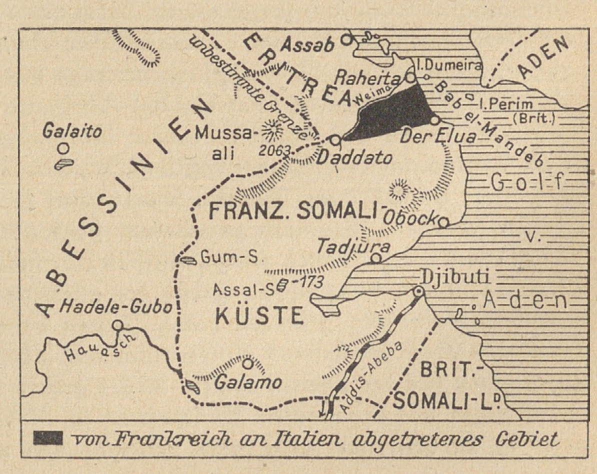
Sind aber schon die Untertanen dieser feudalen Provinzchefs des Gehorsams gegen die Zentralgewalt entwöhnt, so kann man sich ohne weiteres vorstellen, was es für einen Wert hat, wenn man in Adis Abeba Erklärungen abgibt für das Verhalten wilder, nomadisierender Grenzstämme, die selbst ein Menelik nur mit unerhörter grausamer Gewalt niederzuhalten vermochte. Und da die Zwischenfälle von Gondar, Ual Ual, Gherlubi und Afdub (ebenso wie der französisch-abessinische Zwischenfall von Lac Abbé) sich ausschließlich auf Initiative solcher Nomaden hin abspielten, so liegt der ganze Kern des Problems in der schiefen Lage des Negus gegenüber seinem eigenen Land. Den natürlichen Weg kann er nicht gehen: die Grenzgebiete mit Waffengewalt befrieden und dann auch von den Mächten die Respektierung der Grenzen verlangen, die man endlich im Sinne der nie erfüllten Abmachungen von 1908 festsetzen mußte. Um aber die eigene



ungefähre Grenze des von Italien besetzten Gebietes

Machtlosigkeit nicht einzugestehen, dreht man in Adis Abeba den Spieß um und klagt in Rom und Genf Italien einer Wiederaufnahme der alten Protektoratspolitik an.

Wenn also auf abessinischer Seite eine herausfordernde Stimmung besteht, die aber, in Adis Abeba am wenigsten ausgeprägt, sich verstärkt, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernt, was will andererseits Italien? Es ist schon ein Jahrzehnt vergangen, seit auch seine Feinde aufgehört haben, Mussolini für einen abenteuerlustigen Friedensstörer auszugeben. Seine staatsmännische Realpolitik ist heute über allen Zweifel erhaben. Niemand kann auch vermuten, daß sich Italien nicht der enormen Schwierigkeiten und Opfer eines wirklichen Kolonialkrieges bewußt sei. Die Armee zählt von Libyen her heute genug „alte Afrikaner". Endlich kennt man in Rom die Gefahren der unsicheren europäischen Lage genügend, um nicht der



von Frankreich an Italien abgetretenes Gebiet

Versuchung einer Afrikapolitik zu verfallen, die Italien dort auf Jahre mit sehr großen Opfern an Menschen, Material und Geld festlegen könnte.

Italien will heute zweierlei: unbedingt Ruhe haben an seinen Grenzen in Erythräa und Somaliland. Darüber hinaus aber im Kreis der an Afrikas Zukunft interessierten Mächte anerkannt sehen, daß für alle solche zukünftigen Fälle Italien ein Recht hat, Abessiniens Schicksal zu beeinflussen. Hier ist es nun ein seltsames Schauspiel, daß in einem diplomatischen Augenblick, in dem Rom so ziemlich hoffen konnte, sich mit London und Paris befriedigend zu verständigen, auf dem leeren Stuhl der Geist Banquos erscheint: Japan!

Paris und London scheinen in der Tat bereit, sich mit Italiens freier Hand in Abessinien abzufinden. Sie machen dabei natürlich ihre Vorbehalte. England will Bürgschaft dafür, daß Italien im weitesten Sinn die anglo-sudanesischen Interessen respektiert und mit keinen Ansprüchen in das Wespennest der anglo-ägyptischen Belange hineingreift. Frankreich will wiederum anerkannt sehen, daß Italien nach den römischen Protokollen, nach der Abtretung der 114000 Quadratkilometer an der libyschen Südgrenze und der 800 Quadratkilometer im Somaliland auf kolonialpolitischem Gebiet nichts anderes mehr verlangt als eben diese freie Hand in Abessinien. Das heißt also Abschied vom Tschadsee und von Kamerun.

Was will aber nun Japan, das hier zum erstenmal in Afrika erscheint? Die japanische Politik ist bisher sehr undurchsichtig, wenn man sie nicht als allzu durchsichtig empfinden will. Ich habe vor einem Jahre hier auf die Zusammenhänge zwischen dieser Anknüpfung Japans mit Abessinien und einer großzügigen panasiatischen Politik hingewiesen. Seitdem haben sich die Anzeichen einer solchen Politik ständig vermehrt. Es handelt sich hier nicht mehr nur um abessinische Baumwollkonzessionen im Hochland. Es sind ganz andere Dinge im Spiel. Die Verlobung einer japanischen Prinzessin mit dem präsumptiven Thronfolger ist erwiesenermaßen nur an dem diplomatischen Einspruch Englands in Tokio und Italiens in Addis Abeba gescheitert. Abessinien hat unter ausdrücklicher Vermittlung Japans Freundschafts-, Handels- und Niederlassungsverträge mit den arabischen Staaten geschlossen. Es hat Kriegsmaterial an Abessinien geliefert und ganz unzweifelhaft in all den letzten Monaten Abessinien moralisch gestützt. Es ist ein Unglück für den Negus, daß ihm Japans Austritt aus dem Völkerbund dieser Unterstützung beraubt, soweit Genf in Betracht kommt.

In schroffem Gegensatz zu alledem steht aber die Tatsache, daß es Japan heute für gut findet, seine Politik in Abessinien offiziell zu verleugnen. Während in der europäischen Presse die allerdings tatsächlich falsche Behauptung Aufnahme gefunden hatte, Japan habe sich in einer an Rom gerichteten Note wenigstens diplomatisch mit Abessinien solidarisch erklärt, liegen schon seit der zweiten Hälfte März gerade entgegengesetzte amtliche Erklärungen des japanischen Botschafters in Rom, Marquis Sugimura, vor. Japan bestreitet darin jedes politische und militärische Interesse an

Abessinien. Der Boykott der japanischen Waren in China habe zur Eröffnung neuer Absatzgebiete auch in Afrika geführt. Das sei alles. – Hätte sich die Note mit diesen Behauptungen begnügt, so hätte man ihr sagen können, das sei vielleicht nicht die ganze Wahrheit, aber immerhin ein Kern von Wahrheit. Wenn aber Tokio dem auch noch hinzufügt, auch die abessinischen Baumwollkonzessionen seien ohne Vorwissen der Regierung von Tokio nur an „private japanische Abenteurer" gegeben worden, so ist das einfach unwahr.

Was veranlaßt aber Tokio zu einem solchen anscheinenden diplomatischen Rückzug? Die Erwägung dürfte außenpolitisch unterbaut sein. Japan braucht freie Hand in Ostasien für seine mandschurisch-chinesische Politik. Es sieht dabei immer die Möglichkeit eines vielleicht sogar nahen Zusammenstoßes mit Sowjetrußland voraus. Dafür wiederum ist erforderlich, daß Rußland so wenig Unterstützung wie möglich von Europa erhält. Daher die Betonung der japanischen Sympathien für den deutschen Wehrschritt vom 16. März, Sympathien, die auf der gleichzeitigen Gegnerschaft der beiden Mächte zu Rußland beruhen. Daher andererseits die Sorge, Italien, Frankreich und England gerade heute nicht vor den Kopf zu stoßen, besonders auch angesichts des französischen Bündnishungers und der italienischen Freundschaft gegenüber Rußland. Das Hemd ist auch in der Politik näher als der Rock. Und das fernerliegende ist hier die panasiatische Politik auf weite Sicht in ihrer Verbindung mit Afrika. Man darf überhaupt in dieser Frage weder zu schwarz, noch zu gelb sehen. Wir haben gesehen an der Hand der aktuellsten beiden afrikanischen Gegenwartsprobleme, daß diese auf das engste verflochten sind mit den Beziehungen der europäischen Großmächte zueinander. Der Raum gestattet heute nicht, das Thema noch weiter auszuführen in der Richtung etwa der englischen Wünsche, nach einer „Verwaltungsannexion" der deutschen Mandatsgebiete oder der spanisch-französischen Sorgen in Marokko, der 1945 wieder akut werdenden Stellung der Italiener in Tunis oder jenes Problems eines Verkaufs der portugiesischen Kolonien, das nicht leben und nicht sterben kann.

Jedenfalls darf der immer brennender werdende Charakter dieser europäisch-afrikanischen Verflechtungen nicht zu der Annahme verführen, daß sich in absehbarer Zeit etwas an der Überlegenheit Europas und der weißen Rasse ändern wird. Auch die Verbindung japanischer Vorposten mit afrikanischen Belangen wird daran zunächst nichts ändern. Die gelbe und schwarze Gefahr reichen noch lange nicht aus für den Untergang des Abendlandes.

Kurt Kluge

Der Nonnenstein / Novelle

Der Schnee fiel in schweren, wäßrigen Flocken. Elendes Winterwetter – naß, nicht kalt und nicht warm. Der Porzellanfabrikant Gottlob Schwanemann, so hager er war, atmete mühsam auf dem steilen Hügelpfad, der sich zwischen den beiden jäh in die Tiefe fallenden Kaolingruben hinaufwindet. Er blieb stehen und putzte die schneeverklebten Brillengläser.

„Da ist er ja schon, mein Herr Bruder", sagte Gottlob verdrießlich, als ihm die blanke Brille wieder auf der Nase saß und ein deutlicheres Bild der flockenverhängten Welt zur Verfügung stellte: die runde Hügelkuppe lag wenige Schritte vor ihm, und zuoberst auf ihr erhob sich, dunkel im wehenden Grauweiß der Winterluft, die mächtige Silhouette eines wohlbeleibten Mannes.

„Da steht er und lacht" – Gottlob nickte zornig mit dem Kopfe – „natürlich: ich bin im Recht und er – lacht."

Ein derart gesättigtes, breites Lachen konnte einen verärgerten Fabrikanten von der windigen Statur Gottlobs wirklich kränken: es dröhnte durch die Totenstille dieser Schneewelt.

Rasch ging er die letzten Schritte zur Höhe und sagte trocken: „'n Tag, Eduard." Die Hand hatte er zum Gruß leider nicht frei, weil er gleich seinen Zollstock aufklappen mußte. Eduard sah seinen Bruder aus zusammengekniffenen Augen an und lachte lautlos weiter. Dann zeigte er den Grubenabhang hinunter, an dem sich ein Arbeiter mit einer Meßschnur plagte.

„Sieh ihn dir an, Gottlob – weißt du, was Hackepfiffel eben gesagt hat?"

„Ich denke, wir fangen gleich an –"

„Im Augenblick, Gottlob – er hat gesagt: ich binde 's Maß immer an das Frauenzimmer – und da wundern wir uns, wenn er sich vermißt!"

Hackepfiffel hatte wirklich ein Weib zum Meßpunkt genommen: der Grenzstein auf dem Taubenbacher Hügel heißt der Nonnenstein, weil in seine Vorderseite das Relief einer Nonne eingemeißelt ist. Genau dort, wo sich der Gürtelknoten des steinernen Nönnchens schürzt, saß Hackepfiffels Nullpunkt der Meßschnur. Die Nonne schien das aber so wenig wie Eduard zu stören – lustig lächelte sie unter ihrer gotischen Haube in Schlackerwetter und Bruderstreit hinein. Die Jahreszahl unter dem Bild war ausgebrochen. Auf der Rückseite des Steines sollte noch ein Spruch stehen. Eduard hätte ihn gerne gewußt. Aber grade dort fiel die Kaolingrube so jäh in die Tiefe, daß er die Umgehung des Grenzsteines nie gewagt hatte. Die Dorfbewohner konnten die uralte Schrift nicht entziffern, und für Gottlob war nur wichtig, daß der Nonnenstein die Grenze zwischen der Eduardschen und seiner eigenen Kaolingrube bezeichnete.

„Willst du nicht mal versuchen, die Rückseite dieser lächelnden Dame zu entziffern, Gottlob?"

„Ich denke, wir fangen nun wirklich an."

„Hast recht, Gottlob. Mach' schneller, Hackepfiffel! Wir wollen endlich wissen, ob die Firma Gottlob widerrechtlich der Firma Eduard Porzellanerde abgrub – oder umgekehrt. Das muß im alten Jahr noch ins reine kommen. Haha, dann kann heute nacht, Punkt zwölf Uhr, deine Frau die Silvesterfriedensrede halten, alter Justiziarius. Ich erwarte dich mit Eva wie immer um neun Uhr."

Gottlob zog die Stirnfalten noch finsterer zusammen: „Eva hält keine Reden."

„Mensch! Gottlob! Ich gratuliere! Du bist der erste Adam, der das behaupten kann!"

Gottlob schwieg und schrieb die Meßzahlen, die ihm Hackepfiffel zurief. Er wußte, daß es gar keinen Sinn hatte, sich mit seinem Bruder einzulassen. Die sonnenklarste Richtigkeit wußte dieser lachende dicke Mensch so lange zu mißhandeln, bis er die Lacher auf seiner Seite hatte – und wenn bloß eine steinerne gotische Nonne lachte oder gar Eduards Vorarbeiter, der dickfellige Hackepfiffel. Daß sich dieser Herr Eduard aber besser um sich selbst zu kümmern und einer etwas weniger junggesellenhaften Lebensweise zu befleißigen habe – der Schlaganfall voriges Jahr war gar nicht so leicht gewesen – zu dieser Einsicht schien es bei ihm nicht zu langen . . .

Zornig las Gottlob die Zahlen. Natürlich ergab die Messung, daß die bekannte Taubenbacher Firma Eduard Schwanemann, Luxusporzellan, tatsächlich vier und einen halben Meter in die Kaolinerde der bekannten Taubenbacher Firma Gottlob Schwanemann, Gebrauchsgeschirre aller Art, hineingegraben hatte.

Hackepfiffel kratzte sich hinter den Ohren: „Mr versieht sich zu leicht beim Messen. 's is alles so abschiss'g hier. Unten nur'n bißchen den Zollstock schief – un gleich sins om vier Meter."

„Vier und ein halber Meter", berichtigte Gottlob scharf.

„Pfui, Hackepfiffel!" rief Eduard, „willst du aus meinem Bruder einen Kain machen?! Und aus mir einen – hm, ich als Abel – nee, Gottlob, Abel steht mir nicht. Nichts für ungut. Übermorgen hast du die irrtümlich gegrabene Erde auf deinem Hof."

Gottlob nickte und wandte sich zum Gehen: „Ich habe es eilig. Ultimo, du weißt. Wiedersehen."

„Also Punkt neun Uhr heut abend. Grüß Eva!" rief ihm Eduard nach und schüttelte den Kopf: „Der Tüchtge", sagte er vor sich hin. „Der Tüchtge."

Mit diesem Wort bezeichnete Eduard seinen Bruder immer dann, wenn dieser im Rechte war, und da Gottlob stets recht hatte, hieß er bei Eduard schlechthin der Tüchtge.

Aber Gottlob verdiente dieses Lob auch. Kein porzellanener Gegenstand des täglichen Lebens, den man nicht dutzend-, gros-, waggonweise

zu den günstigsten Bedingungen von Gottlob Schwanemann beziehen konnte.

Eduard mangelte solchen Ruhmes. Er stellte keine gebrauchsfähigen Gegenstände her. Immerhin waren die hübschen Figuren mit dem Monogramm ES auf der Leipziger Messe wohlbekannt und gesucht. Eduard hatte Sinn für Kunst und entdeckte darum immer wieder begabte Modelleure und gute Maler. Nur die Ideen zu den Porzellanfiguren holte Eduard aus sich selbst. „Wahrscheinlich nach der zweiten Flasche", knurrte Gottlob, wenn ihm sein Prokurist erzählte, daß der Umsatz nebenan wieder merkwürdig gut gewesen sei. „Wir dienen mit unserer Arbeit dem Leben, Brotewind. Hinter dem Zeug da drüben" – den Rest sprach er für sich – „steht . . . was denn: der Schlaganfall steht da . . ."

In der Tat hatten die Eduardschen Statuetten etwas Heiteres, Beschwingtes – mindestens „beschwingt": „frivol" nannte Gottlob die weniger Geld, „zynisch" die viel Geld einbringenden Figuren. Hackepfiffel würde sie wahrscheinlich einfach als „abschiff'g" bezeichnet haben, wenn die Sujets nicht nur Lagernummern für ihn gewesen wären. Er sah sie eigentlich gar nicht. Obgleich Hackepfiffel meist als Sortierer in der Fabrik tätig war, bedeuteten ihm Statuetten verpackt ungefähr dasselbe wie unverpackt: Hackepfiffel war auf dem Standpunkt des Arbeitens, des Reinproduktiven als solchem stehengeblieben. Ihm fehlte die für einen Porzellansortierer eigentlich unerläßliche kritische Begabung. Dieser Mangel seiner Natur ließ ihn auch nie den tieferen Grund des dauernden Streites zwischen den Häusern Eduard und Gottlob erfassen. Nichts tat er zum Ausgleich. Im Gegenteil: der treue Knecht grub versehentlich Gottlob das Kaolin ab – sofern der anstehende Erdgang besonders weiß und fett war. Er entwurzelte die Gottlobschen Zäune, indem er die Eduardschen Trockenplanken kräftig dagegenlehnte. Er pfiff auf dem Hof, wenn Gottlob drüben addierte – er war ein äußerst brauchbarer, unkritischer Knecht.

Eduard aber – der war viel zu gescheit und hatte viel zu lange in London gelebt – „und wie!" sagte sein Bruder – um unkritisch zu sein. Aber er war auch zu weise und zu tief von der Kürze des menschlichen Lebens überzeugt, um an der falschen Stelle kritisch zu werden. Wenn zum Beispiel sein Modelleur Fabian zu ihm kam und das neue Modell für eine Porzellanstatuette auf den Tisch stellte, ließ es Eduard nur zu oft an der Spreu und Weizen sondernden Kritik fehlen, die ein Fabrikant von wenig oder gar nicht bekleideten Figuren zu haben hat.

Fabian hatte ihm auf seinen Wunsch das „Nönnchen" modelliert – so, wie es oben auf dem einsamen Grenzstein in die Welt hineinlächelte. Die Statuette Fabians war von derselben bewegt abwehrenden Haltung wie die gotische Nonne, die sich halb erschreckend, halb lachend zurückbiegt, als wenn eine Maus, eine Kröte oder, theologisch ausgedrückt, als wenn der Satan vor ihr auftaucht. Die Finger waren ähnlich gespreizt, die Figur hatte auch eine ähnliche Haube auf dem Kopf. Sonst freilich war keinerlei

Kleidung angedeutet. Sie war nackt, und Fabian hatte zu seiner Entschuldigung „Eva" in den Sockel geschrieben.

Eduard besah sich sorgfältig die ausgezeichnete Modellierung, biß in Gedanken die Spitze einer neuen Zigarre ab und sagte dann: „Hebe dich weg von mir, Fabian – nee: bloß du. Die Figur laß mir mal da, mein Sohn."

Diese „Eva" wurde nun in Porzellan ausgeführt, fand größten Beifall, wurde das glänzendste Geschäft der Firma Eduard Schwanemann – und von ihrem rosigen Schimmer flog der zündende Schein in den seit alters glimmenden Bruderstreit, dessen Kosten an Ärger allerdings ausschließlich wieder Gottlob tragen mußte, weil er im Rechte war.

Gottlob nämlich hatte vorm Jahre einen gewichtigen Schritt mitten in seine lorbeerbekränzte Lebensjahrzahl Fünfzig hineingetan und die Tochter eines wohlhabenden Konkurrenten geehelicht, welcher ebenfalls mit großem Erfolg Gebrauchsgeschirre aller Art herstellte. Ob die Liebe an sein sehniges Herz gerührt, ob die Bilanz des konkurrierenden Tochtervaters zu blendend in die Kontore Gottlobs hineingestrahlt hatte: sie hieß jedenfalls Eva und war ein rundliches, entzückendes, strahlendes Mädchen vom Lande, das in einer jener städtisch kultivierten Villeggiaturen aufgewachsen war, wie sie nur die großen Thüringer Fabrikbesitzer fast italienisch reich und heiter zwischen die waldigen Hügelwellen dieses Landes hinzustellen verstehen, weil ihnen die Gebräuche von London bis Istanbul vertraut sind und angenehm dünken.

Diese Eva hätte nun besser in den glänzenden Haushalt des unverheirateten Eduard hineingepaßt, aber Eduard war viel älter als sein Bruder und bereits dort angelangt, wo der Mann öfter mit dem schräg gehaltenen Weinglas zwischen Tisch und Mund stillehält und lächelnd, aus halbgeschlossenen Augen, so ein zwitscherndes Lebewesen betrachtet: „Kann das sein? Fromm, brav, nett – und undurchdringlich wie eine Tropennacht ... na prost, Gottlob", fügte er unvermittelt laut hinzu.

Nach längerer Beobachtung hatte Eduard auch herausbekommen, wo das geheimnisvoll Lebendige dieses noch erlebnislosen Frauengesichtes herkam: Evas Mund war bei allem Liebreiz durchaus asymmetrisch. Wiederum unvermittelt hatte Eduard gemurmelt: „Lobe Gott, Gottlob" und dann schweigend den Duft seines Markobrunners eingesogen. Er war in solchen seelisch-plastischen Feststellungen Laie. Oder doch Amateur war er: der Bildhauer Fabian jedoch war Fachmann. Vielleicht hatte Eduard seine Ergründung der Evaschönheit unbewußt ausgestrahlt, vielleicht war dieses Phänomen dem Fabian aus eigner Kraft aufgegangen – Tatsache blieb, daß die Nachbildung des Nönnchens, die „Eva mit der Schlange", ein so entzückend schiefes Mäulchen besaß, daß dies keinem Beschauer als schief zum Bewußtsein kam, aber jedem Beschauer eine irgendwie vorhandene Ähnlichkeit zwischen der porzellanenen und der lebendigen Eva aufdrängte.

Nun war diese Ähnlichkeit lediglich künstlerisch wirklich, jedoch keineswegs juristisch existent. Gottlob konnte gelb vor Wut werden: sachlich zu

begründen vermochte er seine Wut nicht. Er fraß also die ihm völlig dunkle Schönheit in sich hinein. Nur bei Gelegenheiten quoll ihm der Zorn durchs Leder: wenn Hackepfiffel Kaolin stahl. Oder wenn Gottlob im Geiste seinen Bruder sah, wie er sich – schon im schwarzen Rock und etwas eingezwängt vom Kragen – ächzend bückte, um eine Flasche Cliquot von den kühlen Fliesen des Wintergartens hochzuheben: wie er mit ihr liebäugelte und den Neujahrsspruch überlegte, den er Eva – nicht ihm, dem Gottlob, ih wo – den er ihr darbringen wollte. Oh – Gottlob kannte diese verdammten Eduardschen Trinksprüche. Ein wenig altmodisch gingen sie los, beinahe großvaterhaft, und urplötzlich kam eine überraschende geistvolle Wendung, über die dann Gottlob eine halbe Stunde nachdenken mußte, ob nicht doch eine Niedertracht dahintersteckte ...

„Der Teufel soll ihn und seinen Cliquot samt Spruch und Augenzwinkern holen!"

Der Tisch war in Ordnung. Eduard rückte noch ein wenig an den Gläsern, stellte die Zigarren zurecht: „Sind die Herrschaften schon da?", fragte er den eintretenden Diener. Aber Karl hatte nur einen schmalen Brief abzugeben. Evas Hand? Eduard öffnete.

Sie könnten leider nicht kommen, schrieb seine Schwägerin. Ein wenig Fieber habe sie, nicht schlimm, aber das Zimmer möchte sie doch nicht verlassen. Eduard sah lange auf das Kartenblatt. Dann senkte er den Kopf. Er fischte aus dem Weinkühler ein Stück Eis, drehte das Kristall in Gedanken hin und her. Es schmolz zwischen seinen Fingern. In dem türkischen Teppichrot breitete sich ein dunkler Wasserfleck aus. Karl blickte seinen Herrn an. „Schade", murmelte Eduard und drehte die dicke Flasche in das Eiswasser. „Er hätte ihr geschmeckt. Ja. Der Tüchtge ... nimm zwei Gedecke ab, Karl. Die gnädige Frau ist krank. Und nun trag auf."

Nach den ersten Bissen, den ersten Schlucken wurde ihm langsam wieder wohl zu Sinn. Er speiste, wie er es gewohnt war, einsam und sehr geruhsam. Als die Zigarre brannte, erhob er sich, holte die Porzellanstatuette der „Eva" vom Wandtisch, stellte sie zwischen die Blumen: Das Nönnchen. Weiß Gott: eine Nonne. Und scheint lebendiger als eine ganze Straße voll Großmäuler. Scheint? Wenn man dahinterkäme, was sie in sich so denken ... ah was – wahrscheinlich denken solche Evas gar nichts. Sie sind bloß da. Aber halt – wenn sie einen manchmal blitzschnell aus den Augenwinkeln ansehen ... abgrundtief: natürlich denken sie sich was beim Leben. Ja früher, als die Menschen noch keine Briefe schrieben – Eduard knickte Evas Briefkarte gedankenvoll zu einem kleinen Fächer – früher, da kam man leichter dahinter – früher? Bei einer Eva von einst? Ich habe ja eine! In Stein gemeißelt! Und sogar mit dem unbekannten Spruch hinter sich!

Eduard nahm die Porzellanfigur in die Hand. Aber er sah sie nicht. Eine graue, uralte Figur wuchs über das rosig schimmernde Ding – verwittert geheimnisvoll und dennoch strahlend lächelnd ... ihr Spruch? Schnee-

flocken wirbelten, eine Dohle saß über ihr und schrie in die Nacht vor Hunger . . .

Eduard klingelte.

„Karl, schicke mir mal den Hackepfiffel her.“

Der Diener warf einen erstaunten Blick auf die Standuhr: eine halbe Stunde vor zehn.

„Aber gleich. Es eilt mir.“

Einfach war das nicht, in der Silvesternacht einen Hackepfiffel aufzutreiben. Endlich fand ihn Karl im „Bären“, ganz hinten am runden Tisch. Hackepfiffel brauchte Zeit. Er mußte sich erst wundern, dann austrinken, schließlich das Wolltuch um den Hals binden. Jetzt stand er vor Eduard.

„Mein Freund“ – Eduard drückte ihm einen so bedeutenden Geldschein in die Hand, daß Hackepfiffel langsam seinen Mund öffnete und während des Folgenden zunächst auch nicht wieder zuklappte – „das gehört dir. Du suchst dir jetzt einen Spaten und drei stämmige Gehilfen. Ihr geht auf den Taubenbacher Hügel – wir haben Vollmond, es schneit kaum noch – und oben auf dem Hügel grabt ihr mir den Stein aus –“

„Hö?“

„Ja, den Nonnenstein. Den bringt ihr mir her. Hier herein. Ich warte so lange.“

„Nähm Ses nich übel, aber –“

„An dem Schein in deiner Hand siehst du, daß ich nur eins übelnehme, Hackepfiffel: wenn ihr mir meinen letzten Wunsch im alten Jahre nicht erfüllt.“

„In der Silvesternacht, 'n alten Schteen“ – der Knecht wendete den Geldschein nach allen Seiten – „verdammig, aber viel Geld.“ Er ging.

Eduard schenkte sich lächelnd ein: „Wir kommen doch vielleicht noch hinter dich, mein liebes Nönnchen.“

Die Abendzeitung in Gottlobs Hand zitterte. Seine liebenswürdige junge Frau hatte ihm soeben erklärt, er möchte in Zukunft die Lügenbriefe selber schreiben, wenn er sich mit seinem Bruder verzankt hätte. Er habe vielleicht Fieber. Sie nicht! Er finde vielleicht Genuß am Zeitunglesen. Aber sie nicht! Ihr lagen die Eduardschen Abende im Sinn: die Heiterkeit – ohne daß Eduard eigentlich lustig war oder spaßhafte Geschichtchen erzählte. Sie wußte selbst nicht, woran es lag, aber dort drüben wehte ein Luftzug aus großer, weiter Welt um sie, ein duftender, fremder Wind. Sie blähte die zierlichen Nasenflügel, um ihn einzuatmen. Eduard konnte mit einer Handbewegung, mit einem Summen beim Einschenken, mit zehn Worten machen, daß ihr plötzlich die palmenbeschattete Terrasse am Perapalast gehörte, Wellen schimmerten . . .

Einen Punsch möchte sie ansetzen, sagte Gottlob.

„Ich?!“

„Ich etwa?!“

Aus dieser beiderseitigen Frage entsprang nun endlich der eheliche Krach, der seit dem Nachmittag in der dicken Schneeluft lag. Gottlob geriet sehr bald in die Minderheit. Mit Zahlen war hier nicht durchzukommen. Und Gottlob faltete plötzlich die zerknitterte Zeitung zusammen, erhob sich und sagte: „Gute Nacht."

„Du — —?"

„Wie? Ja. Die paar Stunden Schlaf brauche ich. Der Nachtzug nach München" — Eva sah ihren Gatten groß an, hier war nun wieder mit Sprachgewandtheit nicht durchzukommen — „ah, hätte ich etwa vergessen, dir zu sagen —? Ja? Übermorgen ist die Porzellansitzung in München. Oder soll ich etwa eine wichtige Sache versäumen, bloß weil morgen Neujahr ist?"

Eva nahm eine Handarbeit. Sie war den Tränen nahe. Was sie alles noch zu sagen gehabt hätte! Daß Geschäft angeblich „Geschäft" sei, wußte sie aus ihrem Vaterhaus. Aber dieses rücksichtslose Verreisen, wenn's ihm paßt ...

Ach, es paßte Gottlob gar nicht. Aufregungen jedoch legten sich ihm auf die Leber, beeinflußten seine Nierentätigkeit: lieber verreisen. Man kommt in drei, vier Tagen wieder. Man ist frisch. Man hat dies und jenes Geschäftliche erledigt: „Ich muß mich meiner Firma erhalten", sprach Gottlob, nahm ein wenig Brom zu sich und schlief ein.

Während Gottlob schlummerte, Eduard trank und Eva an ihrer Handarbeit stichelte, gruben oben auf dem Taubenbacher Hügel vier Männer den Nonnenstein aus. Mühselig genug: mit Hacken mußten sie das hartgefrorene Erdreich aufbrechen. Es war kalt geworden. Vom Mühlberg her wehte ein scharfer Nord. „Aber nobel is'r. Wenn mer das Aas raus ham, setz mern Grog an, un was for een'n." Endlich lag der schwere Steinblock auf dem Weg, ächzend luden sie ihn auf eine Tragbahre, die sie mitgebracht hatten, und traten den Heimweg an. Ein seltsamer Zug — als ob vor dem großen Zwölfuhrgeläut noch eilig ein Toter über die Höhe getragen werden müßte. Aber auf der Bahre lag eine steinerne Eva, lächelte und ließ vier Männer unter ihrer Last stöhnen und fluchen. An der Sandgrube ging es noch einmal steil aufwärts. Kaum waren sie schweißgebadet mit ihrer Bürde auf der freien Hochebene, packte sie der eisige Nordwind. „Grauslich", knurrte sogar Hackepfiffel. Die Männer keuchten. Schmerzend drückten sich ihnen die Holzgriffe der Bahre in die Schultern. „Jetzt kann ich nich mehr. Wart't mal."

„Halt doche!" — plötzlich begann hohl wie aus dem Erdinnern und doch scheinbar dicht unter ihnen die Neujahrsglocke durch das Schneetreiben zu hämmern. Die Männer zuckten zusammen. „Weiter!" wollte Hackepfiffel schreien, wandte sich um — da kam die Bahre schief zu liegen, dumpf krachte der Nonnenstein in den Schnee, überschlug sich und rollte in die weißverwehte Sandgrube hinunter.

„'s soll nich sin. Laßt'n liegen. Kommt schnell."

„Schnell", sagte auch Gottlob zum Kutscher, als er in den Schlitten stieg. Der Ort lag im Schlaf. Aber als sie um die Ecke der Waldstraße klingelten, scheuten die Pferde: aus den Fenstern des Eduardschen Hauses fiel strahlend gelbes Licht auf den Schnee. Gottlob schüttelte den Kopf: „Unverwüstlich ist er."

„Wirklich unverwüstlich", sagte Gottlob eine halbe Stunde später noch einmal, als der Zug über den Viadukt fuhr. Von dort oben hat man einen Blick auf die Taubenbacher Dächer: Eduards Fenster strahlten noch immer in die Nacht. Hätte der Zug aber Verspätung gehabt, so würde sich dem Reisenden ein doppelt bedenklicher Anblick geboten haben. Gottlobs eigene Fenster wurden nämlich auch hell. Ein breiter Lichtkegel fiel aus der weitoffenen Haustür auf die Straße und Eva, Gottlobs Eva eilte, flüchtig einen Pelz um die Schultern gehängt, dem Eduardschen Hause zu, neben ihr mit einer Laterne, jammernd, weinend, die alte Haushälterin: „Schnell! Diesmal is es schlimm. Der Doktor sagt's auch. Reden kann'r nich mehr. Aber den Nam von gnä Frau habch verstehn könn'."

Kranksein und Sterben hatte sich bis zu dieser Nacht in weiter Ferne von Eva vollzogen. Das Vergehen war für sie die Sache der anderen gewesen. Noch unterwegs wehrte sie sich gegen die dunklen Fledermausflügel, die unheimlich streichelnd um sie huschten. Als aber die Tür vor ihr aufging, als sie den Wehrlosen daliegen sah, schlug sich die Ewigkeit vor ihr auf — entsetzlich unbeteiligt, gelassen. Eduard bewegte sich nicht. Aber er mußte wohl die weibliche Wärme empfinden, als sie bei ihm war. Er tastete mit der Hand, fand Evas Hals, fand ihr Gesicht —

„Kann ich dir helfen, Eduard?"

Er machte eine Bewegung mit den Mundwinkeln. Eva beugte sich über ihn, nahm mütterlich sein mächtiges, weißhaariges Haupt in ihre Hände.

„Der Stein — — der Spruch —" — das Haupt wurde mit einemmal schwerer als alles Gewicht, das Eva je in ihren Händen gefühlt hatte. Durch den wehenden Schneesturm hallten abgerissen einzelne Glockenschläge vom Neujahrsgeläut.

Sie läuteten heute lange. Eine ganze Nacht? Oder ein ganzes Jahr? dachte Eva. Eine Minute holt manchmal aus und heraus, woran das ordentlich trottelnde Leben zehn Jahre lang vergebens zerren kann — und kriegt es doch nicht frei. Solche Minuten dehnen sich freilich maßlos aus — vielleicht ist aber nur unsere mechanische Zeitmessung ein Spott auf den Menschen. Als Eva die Treppe hinunterging, schlug irgendwo im Hause Eduards eine Uhr die erste Morgenstunde des neuen Jahres: „Unsere Uhren gehen falsch", sagte sie. „Wo bin ich hin in der einen Stunde?" Nach allen Seiten sproßte jetzt ein Gerüst des Todes in ihrer eben noch so kleinen und weichen Seele. Sie erschrak nicht einmal, als sie im zugigen Torweg eine Erscheinung hatte. Nur die Hand legte sie aufs Herz: wirklich, sie irrte nicht — da traten aus dem Schneegestöber in Eduards Tor vier Vermummte, die eine Totenbahre trugen, kamen auf sie zu, blieben stehen —

„Nanu", hörte sie eine bekannte Stimme sagen.

„Hackepfiffel – Ihr, in der Nacht –"

„Mr ham verlorn."

Jetzt wollte Eva doch aufschreien. Der Knecht sah ihre entsetzten Augen: „Den Schteen doch bloß."

„Mein Gott – Stein hat Eduard gesagt."

„Richtg. Den Nonnenschteen."

Der Wind blies Schneewolken in den Torweg. Ein Träger ließ den Bahrengriff los und schloß das Tor. Es war plötzlich eine Kirchenstille in dem gewölbten Gang – tief genug für solche Nachrichten, wie sie die Gattin Gottlob Schwanemanns und der Knecht Eduards zu tauschen hatten.

Die Depeschen waren bei Gottlob verspätet eingetroffen. Bei wichtigen Geschäftsreisen kann man seinen Aufenthalt nicht immer genau vorherbestimmen. Für Gottlobs Gesundheit war die Ortsveränderung recht zuträglich gewesen. Und wie der Herr der vereinigten Häuser Schwanemann jetzt alle seine Kräfte brauchte! Er strich sich langsam über das Kinn. Ja, je tüchtiger einer ist, desto mehr wird im Leben von ihm verlangt. Es gab ungeheuer zu rechnen, zu überlegen: Gottlob schaukelte auf einem Meer von Zahlen. Eva sah ihn an.

„Hm" – er fühlte den Blick – „nimm deinen Mantel, Eva. Wir wollen erst mal auf den Friedhof gehen."

Sie könne leider nicht mitkommen, antwortete Eva. Ein wenig Fieber hätte sie. Nicht schlimm. Aber das Zimmer möchte sie doch nicht verlassen.

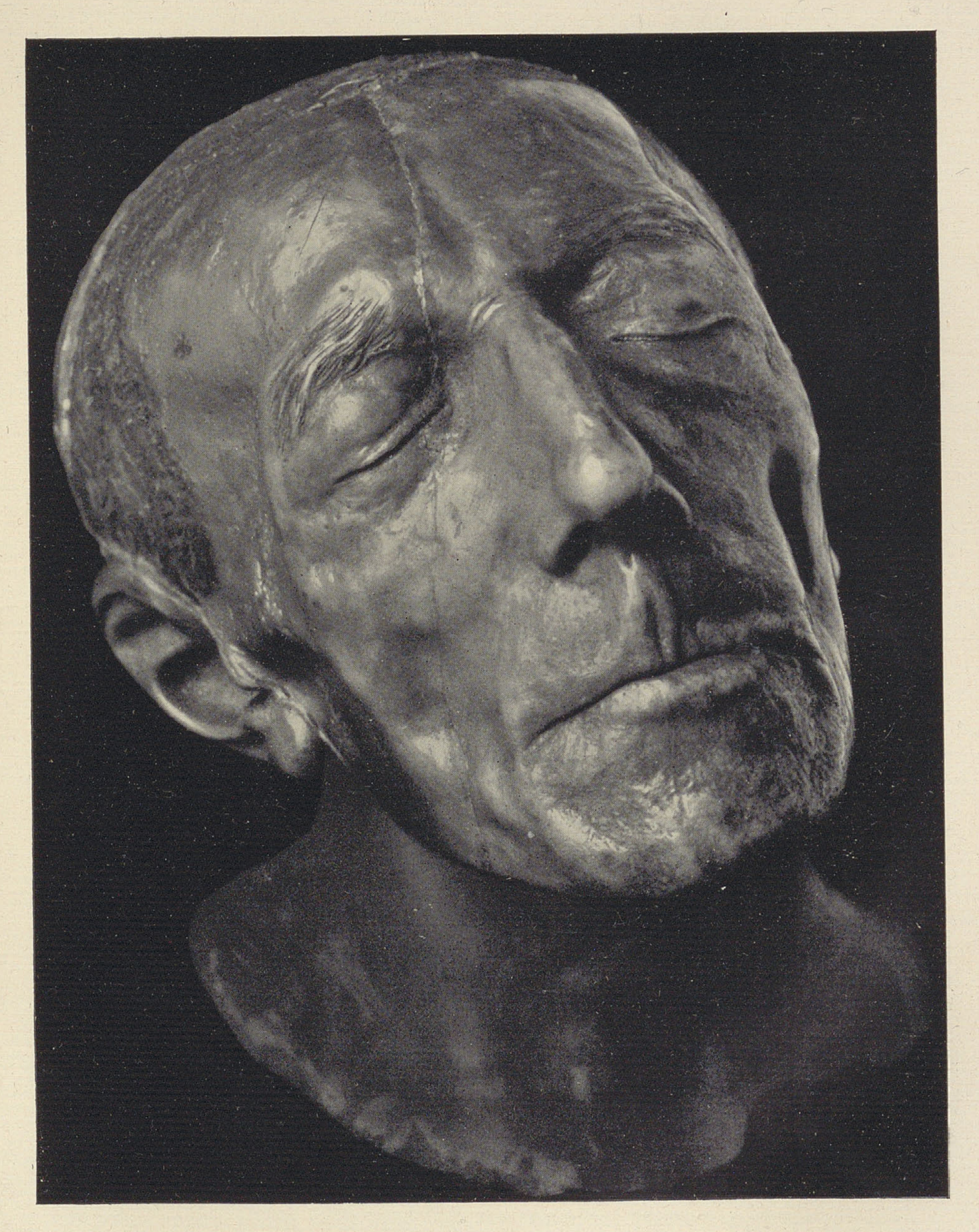
Gottlob ging allein. Als er der Grabstätte der Schwanemanns näher kam, stutzte er, blieb stehen ...

„Schon der Grabstein gesetzt? Ohne mich zu fragen?"

Er trat heran, sah scharf hin und glaubte doch nicht recht zu sehen: hinter dem Hügel stand der Nonnenstein – ohne Zweifel, das mußte der Grenzstein sein, der lebenslang zwischen ihm und seinem Bruder gestanden hatte. Nur stand er jetzt verkehrt, die Schrift nach dem Grabhügel zu gewendet. Das Nönnchen lächelte nach den fernen, schneebedeckten Hügelwellen hin.

Der Name des Toten war frisch in den Granit hineingemeißelt. Unter dem Namen aber stand ein Spruch – uralt, unleserlich. Gottlob entzifferte lange an den krausen Buchstaben. Jetzt mußte er es haben. Langsam strich er mit Daumen und Zeigefinger an der Nase herunter, sah seitwärts – ja, jetzt fuhren Gottlobs Blicke ebenso unruhig forschend im Leeren herum wie früher in Eduards Speisezimmer, wenn sein Bruder das Glas am geschliffenen Stengel gefaßt hatte, um- und umdrehte, damit der Markobrunner golden im Kerzenschein aufleuchtete und dann den Mund öffnete zu einem seiner undeutlichen Sprüche.

Dieses stand auf dem Nonnenstein zu lesen: „Denen aber, die draußen sind, widerferet es alles durch Gleichnisse. Marcus Vier, im elften Verse."



Friedrich der Große
Sonderaufnahme für die D. R. nach der Totenmaske in Wachs (Hohenzollern-Museum, Berlin).



Eberhard Kessel

Friedrich der Große als Geschichtsschreiber seiner Zeit

„Friedrichs Schriften stehen einzig da als die Begleitung eines großen handelnden Lebens." Mit diesen Worten hat Wilhelm Dilthey die Bedeutung der literarischen Erzeugnisse des großen Königs kurz gekennzeichnet, und in einem ganz besonderen Sinne gelten sie von den historischen Werken Friedrichs des Großen.

Das Interesse des großen Königs an der Geschichte war gleichzeitig ein allgemeines und ein besonderes; ein allgemeines insofern, als er es ganz unwillkürlich für einen denkenden Menschen unwürdig hielt, nicht über die Geschichte der Menschheit oder wenigstens doch seines eigenen Landes Bescheid zu wissen, und damit verband sich die allgemeine Wißbegierde des Aufklärungszeitalters und die ausgesprochen didaktische Tendenz: aus der Geschichte zu lernen. Friedrich wollte aber als Geschichtsschreiber nicht nur praktisch belehrend, sondern auch moralisch erziehend wirken, und dazu kam ein ausgesprochen dynastisches Interesse, und das führt zu dem ganz persönlichen Anteil hinüber, den er an der Geschichte nahm und der ihn in erster Linie zum Geschichtschreiber gerade seiner Zeit gemacht hat: ein unwillkürliches Rechtfertigungsbedürfnis vor sich und der Nachwelt.

Die Geschichte als moralische Schule der Herrscher: so hat es zu seiner Zeit allgemein gegolten, und so hat er es auch mehrfach ausgesprochen. Gerade darum aber wollte er der Nachwelt von s e i n e r Zeit und s e i n e n e i g e n e n Handlungen ein ganz wahres Bild überliefern, das freilich niemand so zu geben berufen war wie er selbst. An sich hätte eine solche Einstellung wohl leicht zu einer Verfälschung des Geschichtsbildes führen können. Der Ruhm der eigenen Dynastie und die Rechtfertigung der eigenen Handlungen hätten zu Beschönigung oder Entstellung veranlassen können. Aber hier war Friedrich der Große vor sich selbst sehr auf der Hut. Er war zu sehr durchdrungen von der vornehmsten Verpflichtung des Geschichtschreibers zur Wahrheit, als daß er solchen Versuchungen nachgegeben hätte. In den Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg sagte er: „Sollten empfindliche Gemüter sich durch die wenig vorteilhafte Art der Schilderung ihrer Vorfahren verletzt fühlen, so kann ich nur das eine erwidern: Ich wollte nicht eine Lobrede verfassen, sondern eine Geschichte. Man kann das persönliche Verdienst der Väter ehren und gleichzeitig die Fehler, die sie begangen haben, tadeln; das sind zwei sehr wohl vereinbare Dinge. Es ist übrigens nur zu wahr, daß ein Werk, das ohne Freiheit geschrieben ist, nur mittelmäßig oder schlecht sein kann, und daß

man nicht die Menschen, die vergehen, achten muß, sondern die Wahrheit, die niemals stirbt." Friedrich war überzeugt, daß die Wahrheit niemals schadet, und so verherrlichte er keineswegs die Mitglieder seines Hauses oder etwa gar seine eigene Person. Aus der Geschichte kann man nur lernen, wenn sie wahrheitsgemäß dargestellt wird. So kritisierte er mit schonungsloser Offenheit seinen Großvater, den ersten preußischen König. Als Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Berlin, das ihm zur Durchsicht übersandte Kapitel über Friedrich I. offenbar doch auch deswegen ein wenig beanstandet hatte, da feilte es der König etwas aus und schickte es ihm mit den Worten zurück: „Anbei das Leben Friedrichs I. mit einigen Verbesserungen. Ich hoffe, es wird Ihres Erinnerns nun weniger unwert sein. Es ist keck, aber es ist wahr, und das ist nach meiner Meinung das erste Erfordernis der Geschichte. Den Stil unterwerfe ich Ihrer Kritik." Die höchste Probe aber mußte seine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit bei der Darstellung seiner eigenen Regierung bestehen. Gewiß hat sich ihm dabei das Bild der Ereignisse, die er selbst miterlebt hatte, hin und wieder unwillkürlich verschoben unter dem Eindruck bestimmter Vorstellungen und starker Erinnerungsmomente. Aber der Grundzug ist doch die beispiellos offenherzige Aufdeckung seiner Motive, die klare Schilderung der tatsächlichen Verhältnisse und die Erörterung der von seiner wie der gegnerischen Seite gemachten Fehler.

Im Juli 1742 war Friedrich der Große nach dem Abschluß des Breslauer Friedens nach Potsdam zurückgekehrt; die Folgezeit war mit Regierungsgeschäften und damit in Verbindung stehenden Reisen ausgefüllt. Im Oktober schrieb er Voltaire, die Geschichte des „gegenwärtigen", also des Österreichischen Erbfolgekrieges, sei ein würdiger Gegenstand für die Feder des Verfassers des „Essai de l'histoire générale", und im November finden wir den König selbst „bis über die Ohren in den Archiven stecken", um seinen ersten Krieg zu schildern, der ihm den Besitz der reichen Provinz Schlesien gebracht hatte. Die Vorrede und Bruchstücke davon teilte er im folgenden Jahre Voltaire mit. Während der Arbeit hatte er diesem bekannt, er halte sie für das Beste, was er je geschrieben. Den Rest hielt der König sorgfältig geheim*). Er eignete sich nicht für die neugierigen Augen der Mitlebenden. Voltaire aber war überrascht und begeistert von der freimütigen Offenheit des Königs. Sie ging ihm sogar zu weit, und er widerriet dem allzu krassen Bekenntnis, daß Ruhmsucht und eigener Vorteil die ausschlaggebenden Triebfedern seines Handelns beim Beginn des Krieges mit Maria Theresia gewesen wären.

Unmittelbar nach der Beendigung des Zweiten Schlesischen Krieges griff Friedrich wieder zur Feder und schilderte die soeben überstandenen Gefahren,

*) An Podewils 13. Nov. 1742 (Polit. Korresp. II 292), an Voltaire 13. Okt., 15. Nov. 1742, 6. April, 21. Mai und September 1743 (Oeuvres de Frédéric le Grand XXII 115, 119, 126, 128, Neue Ausgabe des Briefwechsels mit Voltaire Bd. II (1909), S. 152, 159, 166, 169 und 185f.

die diplomatischen Verhandlungen und militärischen Operationen, die ihm den Besitz Schlesiens gesichert hatten. Im Anschluß daran ging er an die Umarbeitung seiner Geschichte des Ersten Schlesischen Krieges und verschmolz beides zu einem einheitlichen Werke, das freilich später seinem kritischen Urteil nicht mehr genügte und erst 1775 unter dem Titel „Geschichte meiner Zeit" seine endgültige Gestalt erhielt. Die Fassung von 1746 aber ist in vielem eigenartiger, ursprünglicher und frischer, wenn auch stilistisch ungeschickter und im Urteil nicht so abgewogen und durchdacht. Angesichts des ursprünglicheren Charakters dieser frühen Fassungen ist es zu bedauern, daß wir von den „Denkwürdigkeiten" von 1741/42 nur die Vorrede und einige Fragmente kennen. Aber auch so läßt sich aus dem überlieferten Material das Wachstum des Geschichtschreibers erkennen: immer mehr tritt die lehrhafte Tendenz zutage; immer konzentrierter wird die Form, immer abgeklärter das Urteil.

Diese sogenannte erste Fassung der „Geschichte meiner Zeit" hat Friedrich der Große selbst als den zweiten und dritten Teil seiner „Denkwürdigkeiten" bezeichnet. Denn sofort, nachdem er zu Beginn des Jahres 1747 mit der Darstellung der beiden schlesischen Kriege fertig geworden war, verfaßte er die schon erwähnte Geschichte seines Hauses, die den ersten Teil seiner Denkwürdigkeiten bilden sollte. Im Juni bereits wurden die ersten Kapitel in der Akademie verlesen, und Anfang 1748 wurde sie fertiggestellt.

Aber den damals gefaßten Plan hat der König nicht durchgeführt. Als er, aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrend, wieder seines Geschichtschreiberamtes waltete, da hat er dem neuen Werk den Titel „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" gegeben und eine andere, noch unpersönlichere Form gewählt als in den früheren Werken. Rein äußerlich tritt diese Tatsache in der Art, wie er von sich selbst spricht, in die Erscheinung: hatte er früher unbedenklich in der Ichform erzählt, so setzte er jetzt „le roi", „Sa Majesté Prussienne" oder ganz allgemein „On" Die Tendenz zu dieser Form freilich zeigten bereits die früheren Werke. So hatte er an Voltaire im Februar 1747 über seine „Denkwürdigkeiten" geschrieben: „Das Werk, das mich beschäftigt, gehört nicht zu den Memoiren oder Kommentarien. Ich selbst spiele keine Rolle darin. Es ist ein Zeichen von Beschränktheit, wenn ein Mensch sich für so bemerkenswert, für ein so seltenes Geschöpf hält, daß die ganze Welt die Einzelheiten seines persönlichen Schicksals erfahren muß. Ich habe die Umwälzung Europas in großen Zügen geschildert und mich befleißigt, die Lächerlichkeiten und Widersprüche im Benehmen der Regierenden aufzuzeigen. Ich habe den Inhalt der besonders wichtigen Unterhandlungen und hervorragenden Kriegsereignisse wiedergegeben und diese Darstellung mit Betrachtungen über die Ursachen der Ereignisse und die verschiedenen Wirkungen gewürzt, die aus ein und derselben Sache entspringen, wenn sie zu anderen Zeiten und bei verschiedenen Völkern geschieht."*) Und in der Vorrede zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges erklärt er: „Ich war des Ich und Mir so müde, daß

*) Oeuvres XXII 163, Neue Ausg. des Briefwechsels Bd. II, S. 228.

ich mich entschloß, alles auf mich bezügliche in der dritten Person zu berichten. In einem so umfangreichen Werke wäre es mir unerträglich erschienen, immerzu von mir in der ersten Person zu reden."

Aber noch eine andere gegenüber früheren Auffassungen sehr bemerkenswerte Wendung enthält die Vorrede zur Geschichte dieses seines Heldenkampfes: er will zwar diplomatisch und vor allem militärisch belehren, aber nicht für den konkreten Fall durch einzelne Beispiele, sondern allgemein durch Verarbeitung der Erfahrungen der Vergangenheit zu einem Reichtum des Wissens und der Vorstellungen: „Es wäre ein falscher Schluß, wenn man sagen würde: Der Marschall von Luxemburg befand sich in der gleichen Lage wie ich jetzt. Auf die und die Weise hat er sich herausgezogen: ich will also dasselbe tun. Ereignisse der Vergangenheit sind gut, um die Vorstellungskraft zu nähren und die Erinnerung zu bereichern. Sie bilden eine Sammlung von Ideen und liefern den Rohstoff, den die Urteilskraft erst in ihrem Schmelztiegel läutern muß."

Mit der gleichen Schnelligkeit aber wie die anderen Geschichtswerke hatte der König diese neue Arbeit verfaßt; und zwar begann er mit den letzten Feldzügen im Frühjahr 1763. Die Besichtigungsreisen des Sommers unterbrachen die Arbeit. Am 1. Oktober entstand ein Brand im Zimmer des Königs, an den sich die Legende von der vollständigen Vernichtung einer ersten Niederschrift des Werkes geknüpft hat. Tatsächlich sind nur Materialien und höchstens ausgearbeitete Teile der letzten Kapitel dem Feuer zum Opfer gefallen*). Am 17. Dezember 1763 setzte der König den Schlußstrich unter die Arbeit. Dann erfolgte noch eine Durchsicht; zuletzt schrieb er die Vorrede, die das Datum des 3. März 1764 trägt.

Ebenso schnell hat dann der König 1775 nach der Beendigung der ersten polnischen Teilung und des russisch-türkischen Krieges von 1768—1774 die Geschichte seit dem Hubertusburger Frieden niedergeschrieben. Dabei hat er auch ausführlich auf seine Friedensarbeit in Verwaltung und Heerwesen Rücksicht genommen, während ihm früher nur die kriegerischen Ereignisse einer genaueren Darstellung wert erschienen waren**). Im Anschluß daran gab er der Geschichte der ersten beiden schlesischen Kriege ihre endgültige Form. Aber auch die Denkwürdigkeiten der polnischen Teilung sind noch einmal überarbeitet worden, nachdem der König aus dem Bayrischen Erbfolgekrieg 1779 heimgekehrt, diesem und dessen Vorgeschichte eine Darstellung gewidmet hatte. Und schließlich ist aus dem Jahre 1784 noch ein Bruchstück zu einer Fortsetzung der Reihe seiner Geschichtswerke überliefert.

Aus der Schnelligkeit der Abfassung dieser Werke, die neben den gewohnten Regierungspflichten und Arbeiten einherging, sind die mancherlei Ungenauigkeiten in Zahlenangaben und dergleichen zu erklären. Sonst sind

*) Vgl. G. B. Volz, Zur Entstehungsgeschichte der „Histoire de la guerre de sept ans" in: Hohenzollern-Jahrbuch 1911, S. 76 ff.
**) Vorrede zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

sie mit aller einem Mitlebenden und Mithandelnden nur möglichen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit abgefaßt worden. Freilich hindert das nicht, daß zuweilen unwillkürliche Färbung des Urteils das Bild der Wirklichkeit anders erscheinen läßt. Aber gerade darin auch zeigt sich ganz ungezwungen das Denken des Königs, und es wäre eine der nützlichsten Aufgaben, einmal seine historischen Werke in diesem Sinne fortlaufend zu kommentieren.

Hierfür mögen an dieser Stelle wenigstens einige Hinweise gegeben werden, die das Problem der Zeitbedingtheit des großen Königs beleuchten. Die Geschichtschreibung seiner Zeit war getragen von dem ganzen zuversichtlichen Optimismus der Aufklärung, die ihr Zeitalter als den Beginn des freien Fortschritts und den Anbruch einer neuen, schöneren Weltepoche betrachtete. Der Verlauf der Geschichte erschien als ein Fortschreiten zur Herrschaft der Vernunft, deren souveräne Geltung der Zeit das Gepräge des Rationalismus gab. Diese Einstellung brachte ein völliges Lossagen von jeglicher Autorität. Auch das früher so geschätzte Altertum konnte mit der Bedeutung der Gegenwart nicht mehr wetteifern. Damit aber wurde die Gegenwart zum alleinigen Maßstab für die Vergangenheit, und die Andersartigkeit verschiedener Zeiten und Kulturen fand in dem Denken der damaligen Menschen keine Beachtung. Solche Verhältnisse führten dahin, daß, abgesehen von der grundsätzlichen Bedeutung des rationalen Wahrheitsideals für die historische Kritik die eigentliche historiographische Leistung jenes Geistes in den Darstellungen der Zeitgeschichte oder doch der Gegenwart nahestehender Epochen zu suchen ist. Deshalb sind gerade die zeitgeschichtlichen Werke Friedrichs des Großen eine der Spitzenleistungen der Geschichtschreibung der Aufklärung. Sie tragen überall das Gepräge einer rationalistischen Geschichtsauffassung, aber sie sind von der Eigenart ihres Verfassers so weit beeinflußt, daß man in ihnen das Bezeichnende seiner Denkungsweise und deren Abwendung von der Zeitanschauung deutlich wahrnehmen kann. Rein biographisch ist das überhaupt das Zentralproblem der Geschichte Friedrichs des Großen: das Erfülltsein von den Ideen seiner Zeit und das Durchbrechen seiner starken und eigenartigen Individualität, beides durchaus nicht so ohne weiteres miteinander vereinbar und in Zwiespalt und gegenseitiger Berührung seltsam zu beobachten, besonders deutlich auch in den historischen Werken des Königs.

Friedrich der Große war wie sein Zeitalter zutiefst davon überzeugt, daß alles im Leben sein „System" haben müsse und daß man demgemäß nur auf systematischem Wege dauernden Erfolg haben könnte. Wenn man dies „System" nicht kannte, so meinte man doch mit der Zeit zu seiner Erkenntnis zu gelangen. Diese Auffassung hat sich auf den verschiedenen Lebensgebieten in mannigfach unterschiedlicher Weise ausgeprägt. Ein solches Denken aber mußte gerade dem Staatsmann und Feldherrn die Durchführung seiner Aufgaben, die sooft auf dem Wege eines Systems nicht zu erfüllen sind, sehr erschweren. Er mußte zuerst an der Auffindung und der Gültigkeit solcher Systeme verzweifeln. Die Eigentümlichkeit Friedrichs des

Großen aber ist es, daß er trotz seiner Überzeugung von der Notwendigkeit der Systematik und Methodik sowohl in der Kriegs- wie in der Staatskunst sich oft genug in Lagen versetzt sah, in denen er damit nicht auskam, sondern dem „Zufall" etwas überlassen mußte. In solchen Lagen nun ist Friedrich der Große trotz aller Theorie nicht verzweifelt, sondern hat immer noch einen Ausweg gesucht und — gefunden, ohne oder sogar gegen System und Methode. Hierin lag das Geheimnis seines Erfolges und der Kern seiner das Jahrhundert überragenden Größe. Man mag einen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis darin sehen, obwohl diese Begriffe etwas schief und banal sind. Das Entscheidende bleibt jedenfalls, daß Friedrichs Urteil trotz allem an dem systematischen Denken haften blieb und jenes unmethodische Handeln, zu dem er sich gezwungen sah, als im Grunde unrichtig, weil gefährlich, empfand. Das kommt überall in seinen historischen Schriften zum Ausdruck, und das ist der tiefste Grund seines mit dem Alter wachsenden, besonders aber durch den Siebenjährigen Krieg gemehrten Pessimismus, der den ganzen jugendfrischen, rationalistischen Optimismus, mit dem er seiner Zeit in den Ersten Schlesischen Krieg gezogen war, zum „Rendez-vous des Ruhms", überschattete und in sein Gegenteil verkehrte.

So erkennen wir hier die tiefe Tragik im Leben Friedrichs des Großen, und sie tritt uns in seinen zeitgeschichtlichen Werken mit erschütternder Eindringlichkeit entgegen. Gerade das Durchhalten aber in einer nach rationaler Berechnung verzweifelten Situation, das hat nicht nur ihn und sein Preußen gerettet, sondern das ist zum Vorbild geworden für die späteren Generationen, und in diesem Sinne hatte 1806 Scharnhorst gesagt: „Der große unsterbliche König Friedrich II. siegte in den beiden Ersten Schlesischen Kriegen weniger durch die Talente eines großen Generals, als durch seinen Unternehmungsgeist und die Stärke des Charakters. Nur den einzigen Sieg bei Hohenfriedeberg hatte er dem Genie zu verdanken. Selbst im Siebenjährigen Kriege hat das Glück und sein fester Entschluß, zu siegen oder zu sterben (das Gift in seiner Tasche), einen größeren Anteil an dem glücklichen Ausgang gehabt als die Talente eines großen Generals. Jene Eigenschaften machen ihm nicht weniger Ehre als diese . . ." Und wie selbst in der Diktion Scharnhorsts noch der alte Gegensatz von Talent und Charakter, von systematischem und genialem Handeln nachklingt, so daß wir uns dessen erst bewußt werden müssen, um ihn ganz zu verstehen, so müssen wir uns diesen Sachverhalt immer vergegenwärtigen, wenn wir aus Friedrichs eigenen Schriften die rechte Lehre ziehen und gleichzeitig die singuläre Größe der Erscheinung Friedrichs des Großen in ihrem ganzen Umfang wahrnehmen wollen.

Albrecht Haushofer

Die Brüder Humboldt

Wilhelm und Alexander von Humboldt bewachen den Eingang zur Berliner Universität. Ein volles Jahrhundert ist seit dem Tode des älteren Bruders vergangen, um ein Vierteljahrhundert hat ihn der jüngere überlebt. Größer als die Spanne zwischen Alexanders Tod und dem heutigen Tag ist die Spanne seines fast neunzigjährigen Lebens.

Man sieht Studenten und Professoren zu Hunderten an den steinernen Gestalten vorüberhasten. Wir hoffen, daß alle Professoren und wenigstens die Mehrzahl der Studenten noch wissen, wer die Pforten ihrer Universität bewacht. Die Namen sind lesbar. Wie vielen oder wie wenigen aber mögen sie mehr sein als eben berühmte Namen, die man kennen muß, die oftmals aufblitzen, wenn auf diesem oder jenem Gebiet der Wissenschaft die älteren Quellen zitiert werden? Dann aber meldet sich die Frage: sind die beiden großen Schatten noch lebendig?

1767 und 1769 geboren, entstammen sie der Jahrgangsgruppe Napoleons und Wellingtons, Beethovens und der älteren Romantik. Goethe geht ihnen um ein gutes halbes Menschenalter voran. Es kennzeichnet die Verschiedenheit des Lebensbogens der Brüder in ihrer Zeit, daß Wilhelm von Humboldt wenige Jahre nach Goethe stirbt, in jener Zeit scheinbarer Ruhe, in der nur das hellsichtige Auge des alternden Goethe die Revolutionen der Maschinenzeit heranrücken sah. Wilhelm von Humboldt stirbt noch vor der Schwelle. Alexander aber, um zwei Jahre jünger als der Bruder, hat noch die Anfänge von Bismarcks Aufstieg erlebt. Wie stand Alexander zu der sich wandelnden Zeit?

Die beiden Gestalten, die den Eingang zu der von Wilhelm gegründeten Berliner Universität bewachen, haben eine unverkennbare Verwandtschaft der Züge. Übertragen wir nur das, was wir aus den Quellen wissen, auf den behauenen Stein, wenn wir empfinden, daß Wilhelm in stärkerem Maß als Alexander die Prägung seiner eigenen Zeit erfahren hat, Gefäß und gültiger Ausdruck für sie gewesen ist? Wir wissen mehr von Wilhelm als von Alexander. Das bezieht sich nicht auf das in Büchern und Staatsdokumenten festgehaltene Lebenswerk, es bezieht sich auf den letzten menschlichen Gehalt.

Das Lebenswerk beider ist eingegangen in die Geschichte des deutschen Volkes und in den Aufbau sowohl der Geisteswissenschaften wie der Naturwissenschaften der Welt. Daß wir in dieser Weise gliedern, geht in hohem Maß darauf zurück, daß der Genius Humboldt sich in zwei Gestalten

verkörpern mußte: beide universal in der Anlage, aber doch mit verschiedener Stärke der besonderen Begabung. Auch Wilhelm von Humboldt hat Anregungen zu den exakten Wissenschaften hinübergegeben, auch Alexander hat in das politische Leben seiner Zeit gegriffen. Er hat einen entscheidenden Anteil daran, daß vom festländischen Europa her kein Versuch gemacht wurde, die schwankende spanische Kolonialherrschaft gegen den Freiheitswillen der südamerikanischen Völker zu stützen. Er ist der erste deutsche Kulturbotschafter im lateinischen Teil der neuen Welt gewesen. Das ist viel; es mag für spätere Jahrhunderte an Bedeutung gewinnen und manches verblassen lassen, was für die Zeit der Kongresse von Aachen und Verona an innereuropäischer Politik Bedeutung hatte. Trotzdem sehen wir heute in Wilhelm von Humboldt den Menschen, der führenden Anteil am politischen Leben seiner Zeit nimmt, während sein Bruder einem stilleren Lebenswerk dient. Es ist in tiefem Sinn bezeichnend, daß Alexander sich in Paris niederläßt, um sein großes Reisewerk niederzuschreiben, in den gleichen Jahren, in denen Wilhelm von seinem mehr kulturell als politisch empfundenen Gesandtenposten in Rom nach Berlin gerufen wird, um in kurzen Monaten den strahlendsten Teil seines Lebenswerkes zu vollenden: die Neugestaltung der deutschen Bildung in Preußen. Als Wilhelm zu anderen Aufgaben abberufen wird, lehnt Alexander die ihm von Hardenberg angetragene Nachfolge ab und bleibt in Paris. Es sind die Jahre, in denen sich die Befreiungskriege vorbereiten. Nicht ohne Teilnahme, aber doch abgewandt von dem stürmischen Geschehen seiner Zeit, darin und nicht nur darin mit Goethe vergleichbar, lebt Alexander den langwelligen Rhythmus seines Lebens. Wilhelm ist näher an der Pflicht und an der Freude seiner Zeit. Er ist der menschlichere der beiden Brüder.

So wundert uns nicht, daß wir sein persönliches Schicksal deutlicher verfolgen können als das Alexanders. Wir sehen Wilhelm als warmherzigen Freund, als Gatten und als Vater. Das Gefühl, das zu anderen hinzieht, wird in einem frühen Aufbrennen lebendig und sichtbar. Es sind die Jahre, die zwischen Sturm und Drang und der frühen Romantik stehen. Man schämt sich nicht dessen, was man fühlt. Wilhelm von Humboldt hat ein volles Leben der Wärme gelebt, ein Leben, in dem geliebt, gefreut und gelitten wurde. Die Nachwelt darf davon wissen. Von Alexanders persönlichem Leben wissen wir nichts. Aus den wenigen überlieferten Jugendfreundschaften wurden ihm freundliche Beziehungen, und wenn er bis ins hohe Alter nicht müde wurde, jüngere Menschen zu fördern — er blieb ihnen fern. Wir wissen so gut wie nichts darüber, was Frauen in seinem Leben bedeutet oder nicht bedeutet haben. Geheiratet hat er nicht, und der Tod seines Bruders nahm vielleicht den einzigen Menschen, der ihm wirklich nahestand. Das Verhältnis zwischen den Brüdern aber beruhte auf einer großen Gemeinsamkeit im äußeren Ablauf ihrer Jugend und auf dem ersten gemeinsamen Empfangen bestimmter Eindrücke.



Wilhelm von Humboldt

Nach einer Kreidezeichnung von J. Schmeller im Goethe-Nationalmuseum, Weimar

Alexander von Humboldt

Nach einer Photographie von C. Schwartz und J. Zschille, Berlin

(Slg. Handke, Berlin)

Den Vater hatten sie früh verloren. Einer adligen Familie entstammend, in der sich das Blut mehrerer deutscher Stämme mischt, wuchsen sie heran in einer Zeit, in der dem jungen Mann aus gutem Haus bestimmte Wege des Staatsdienstes so gut wie vorgeschrieben waren, wenn er nicht vorzog, auf seinen Gütern zu leben. In diese Zeit hinein aber brachen die Vorwehen der französischen Revolution, jene allgemeine Lockerung der Lebensformen, welche die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts kennzeichnet. Die Brüder Humboldt wurden anders erzogen als viele ihrer Zeitgenossen. Die alte Lateinschule blieb ihnen erspart. Aus der Unzufriedenheit mit der öffentlichen Erziehung seiner Zeit wächst in Wilhelm von Humboldt der große Reformator der Bildung. In Alexander bleibt ein Rest von allgemeiner Skepsis gegenüber der Erziehung des Menschen überhaupt. Alexander war ein schärferer Beobachter als der Bruder; manchesmal, wenn der ältere Bruder empfindet, ist es der jüngere, der beobachtet.

Der äußere Lebensgang ist lange Zeit der gleiche. Die Jugend in Tegel, im reizvollsten Teil der märkischen Landschaft, in unmittelbarer Nähe der Natur. Es ist die Zeit einer Jugend, die sich nicht des Schwärmens schämt. Wilhelm gehört zu ihr. Alexander beobachtet. Die Brüder gehen, beide mit innerem Widerstreben, beide mit jener Gabe des Sichabfindens, die ihnen zeit ihres Lebens geblieben ist, auf Druck der Umgebung an ein kameralistisches Studium, zuerst in Frankfurt a. d. O., dann in Göttingen. Danach trennen sich die Wege, mehr im Inneren als im Äußerlichen. Ein typischer Zug des äußeren Schicksals freilich ist gleich: beide verlassen die vorbereitende Laufbahn, so rasch sie können. Wilhelm verschmäht die übliche Laufbahn des Verwaltungsjuristen, Alexander verläßt seinen Dienst in der preußischen Bergverwaltung, als ihm der Tod der Mutter die wirtschaftliche Unabhängigkeit sichert. Beide Brüder gewinnen die äußere Freiheit. Die tiefe menschliche Verschiedenheit zeigt sich darin, wie diese Freiheit verwendet wird. Wilhelm hatte seinen menschlichen Kreis in Liebe und Freundschaft gefunden, im geistigen Austausch mit den Großen seiner Zeit wächst er zu eigenem Schaffen in freundlich-milder Umgebung. Er bleibt auf dem Boden, der ihm zum Erbe ward. Alexander aber löst sich vom Bodenbesitz der Heimat, um endlich in die Ferne zu ziehen. Waren es Dalberg, Schiller und Goethe und nicht zuletzt seine hochbegabte Frau Karoline, die das Werden Wilhelms beeinflussen, so sehen wir in Alexanders Leben nur einen bestimmenden Einfluß von außen: den Georg Forsters. Forster verhilft dem Zwanzigjährigen zu dem Wissen um die eigene Bestimmung. Forster aber war ein Wanderer, sogar ein Sturmvogel. So sind die neunziger Jahre für Wilhelm die Zeit der ersten Erfüllung, für Alexander Zeiten ständigen Planens und immer neuer Enttäuschung. Dieses politisch aufgewühlte Jahrzehnt der französischen Revolution, diese Zeit allgemeiner Umwandlung auf allen Gebieten des Lebens treibt Alexander in die Weite, Wilhelm in die Verbindung mit den führenden Menschen seiner Zeit hinein. 1798 und 1799 sind die Brüder

in Frankreich und Spanien. Wilhelm sucht die Menschen, Alexander die Welt. In diesen spanischen Monaten legt Wilhelm den Grund zu seinem sprachphilosophischen und sprachgeschichtlichen Lebenswerk. Seinem Bruder eröffnet die Erlaubnis der spanischen Regierung, die amerikanischen Kolonien zu besuchen, das Tor zum Kosmos. Ein halbes Jahrzehnt durchfährt Alexander die Neue Welt, während in Europa die alte Ordnung zugrunde geht. Wilhelm wird zu Beginn des neuen Jahrhunderts in den Staatsdienst zurückgerufen, zuerst auf den Gesandtenposten in Rom, dann — auf Veranlassung des Freiherrn vom Stein — in die Fülle der politischen Verantwortung eines zusammengebrochenen Staates und eines bedrückten Volkes.

Wilhelm von Humboldt, der Staatsmann, steht nur eine kurze Spanne Zeit dort, wo für ihn die Möglichkeit höchster Leistung gegeben war. Der erste und größte Bildungsminister der preußischen Monarchie war — ähnlich wie Stein — so kurz im Amt, daß er nur die Grundzüge der großen Reform selbst bestimmen konnte. Es ist ein Zeugnis für die Größe der Leistung, freilich in späterer Zeit auch für die Kleinheit mancher Nachfolger, daß sie für Generationen bestimmend blieb. Getragen vom Hochgefühl des deutschen Idealismus, schlägt sie die Brücke zur Erneuerung preußischen Staatsgefühls — eine Brücke von mächtiger Spannung, die nur in besonderer Stunde geschlagen werden konnte. Humboldts Tragik ist die Tragik fast aller Träger der Reform. Nach wenigen Jahren stehen sie in der Verteidigung eines nicht vollendeten Werkes, zurückgedrängt von den „Männern der Realität." Humboldt selbst hatte schon in den Jahren der Befreiungskriege auf außenpolitischem Posten gestanden. Als Staatsminister und Gesandter in Wien, später bei der Einrichtung des Bundestages in Frankfurt stand er vor Gegnern, für die sein Glaube an die Güte und den Verstand des Menschen eine Schwäche war. Ihm mangelten Wellingtons Härte, Talleyrands und Metternichs Menschenverachtung. So ist er im Kampf um deutsche Reichsgestaltung ein Besiegter. Es war eine Niederlage in Ehren, aber doch eine große und eine tragische. Sie entscheidet über seine politische Zukunft: sie wird zum Abschied von einer größeren Vergangenheit. Konflikte mit dem geschmeidigen Hardenberg zwingen ihn zum Ausweichen auf den Gesandtenposten in London; das Jahr 1819 sieht seinen letzten Kampf um die Reform als preußischer Minister des Inneren. Dann beginnt ein ruhiges Jahrzehnt in der Stille, gefolgt von einem kurzen Nachglanz öffentlichen Wirkens, dem die Berliner Museen vieles verdanken. Die Wärme des engeren Kreises und die Weite des geistesgeschichtlichen Ausblicks ersetzen, was im Einsatz der tätigen Kraft an Glauben verlorenging. In der Stille wächst das geistige Werk, das die Fundamente von mehr als einer Teilwissenschaft zu stützen hat. Hier erfahren die Brüder ein gleiches Geschick. Wie die Spuren Wilhelms in der Philologie, in der Pädagogik und in den Staatswissenschaften aufleuchten, so die Alexanders auf allen Bahnen der Naturerkenntnis. Aber die Werke auch des Gelehrten

verschwinden, unpersönlich geworden, im Strom der Entwicklung. Nur bei den Größten leuchtet der Mann durch das Werk.

Alexanders Leben, das sich um die Jahrhundertwende von dem des Bruders trennt, ist auf längeren Bogen berechnet. Hier findet sich der gleiche Rhythmus, der sich bei anderen großen alten Männern findet: dreißig Jahre des Suchens und Wartens, des unsicheren Tastens um die eigentliche Bestimmung, der ersten genialen Blitze; dann ein Mannesalter der großen Leistung, des Erfolges auf Bahnen, die bestimmend sind für die Zeit, in der man lebt, für die Menschen gleichen Alters. Das ist die Zeit, wo die großen Werke geschrieben werden, wo der Lehrer vor seinen Schülern, der Staatsmann vor seinen Freunden und Gegnern steht. Und endlich das dritte, der Abschluß: in diesen letzten drei Jahrzehnten zeigt sich das Tiefste in gesammelter Weltschau: jenseits der Lebensschwelle der meisten Altersgenossen, dem Urteil der Nachwelt, nicht der Mitwelt bestimmt, malt Michelangelo sein Jüngstes Gericht, vollendet Goethe seinen Faust, schreibt Humboldt seinen Kosmos. Anerkannt von der Mitwelt, aber nicht mehr verstanden, in der einsamen Verantwortung vor sich selbst, erfüllt sich solches Leben. Aber Spuren dieser Einsamkeit finden sich schon in früheren Jahren. Gewiß, Alexander von Humboldt war ein Freund der Geselligkeit; in den langen Jahren seines Pariser Aufenthaltes fehlt er in keinem Salon, und der Hofklatsch von Potsdam hatte an ihm nicht nur eine Zielscheibe, sondern zuweilen auch einen geistvollen Urheber. Er plauderte viel und gern und war ein guter Tänzer. Aber das alles ging nicht in die Tiefe. Er war ein einsamer Mensch seit seiner großen Reise.

Die „zweite Entdeckung Amerikas" war etwas Einzigartiges, weil Alexander anders war als die Menschen seiner Zeit. Er ist der erste Forschungsreisende großen Stils, dem zugleich die Gabe leidenschaftlicher Nüchternheit der Tatsachenforschung und die Fähigkeit zusammenschauender und wagemutiger Phantasie gegeben waren. So ist er der Vater einer modernen Naturbetrachtung und Naturbeschreibung geworden. Eine Reihe von Einzelwissenschaften, als wichtigste vielleicht die Pflanzengeographie, nehmen von ihm ihren Ausgang. In den von ihm bereisten Ländern des spanischen Amerika lebt sein Name als der eines Begründers ihrer Kenntnis von sich selbst. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in den Ländern, die heute Venezuela, Kolumbien, Ekuador, Mexiko und Kuba heißen, mit einer Fülle von Ergebnissen aus dem Bereich von Botanik und Zoologie, Klimatologie, Geophysik und Länderkunde verläßt er mit seinem treuen Begleiter Bonpland Ende April 1805 die Insel Kuba, um über Nordamerika nach Europa zurückzukehren.

Dort hatte sich inzwischen alles verändert. Das alte Deutsche Reich war versunken, Preußen trieb dem Tag von Jena entgegen, Napoleon stand am Gipfel seiner Macht. Und jetzt entscheidet sich Alexander von Humboldt

zum zweitenmal: für die Vollendung seines klar erkannten Lebenswerkes, gegen das Getriebe und manche der Empfindungen seiner Zeit. Gegenüber der Katastrophe von 1806 zieht er sich in die Betrachtung der Natur zurück. Er schreibt sein lebendigstes Werk, die „Ansichten der Natur", und nur in der Widmung an die bedrängten Gemüter seiner deutschen Landsleute spricht sich seine politische Sorge aus. Dann aber treibt ihn die Sorge um sein Lebenswerk einen Schritt weiter. Während sein Bruder Wilhelm auf der Höhe seines deutschen Wirkens steht, geht Alexander nach Paris. Dort allein glaubt er die technische und finanzielle Möglichkeit zur Herausgabe seines achtundzwanzigbändigen Reisewerkes zu finden. Er findet nur die technische. Um die finanzielle Durchführung zu sichern, opfert er sein gesamtes Vermögen, soweit er es nicht schon auf der Reise geopfert hatte. Und er opfert noch manches andere. 1810 tritt sein Bruder von der Leitung des preußischen Unterrichtsministeriums zurück. Alexander wird von Hardenberg gebeten, die Nachfolge zu übernehmen. Er lehnt es ab, um sein Werk zu vollenden, und bleibt in Paris. Auch dort wird er zum Botschafter deutscher Kultur sowohl des Geistes wie der Form – in einer Welt, die gewohnt war, Ansprüche zu stellen. Und bald kommen zu den Aufgaben eines Gesandten der Wissenschaft die eines besonderen Beauftragten, der manche vertrauliche Mission übernimmt, bald über französische Vorgänge berichtet, bald den König von Preußen auf politischen Reisen begleitet. 1814 ist er mit seinem König in England, 1818 zum zweitenmal – diesmal zu Gast bei seinem Bruder, der inzwischen dort Gesandter geworden war, gleich danach auf dem Kongreß von Aachen, um über Südamerika zu berichten, 1822 auf dem Kongreß von Verona. Mannigfache europäische Reisen schließen sich an. 1823 sieht er nach einer Abwesenheit von einem Vierteljahrhundert die märkische Heimat wieder.

Das große Reisewerk nähert sich dem Abschluß. Ob es ein Gefühl für den Rhythmus des wissenschaftlichen Lebens war, der damals in Paris zu ebben, in Berlin zu fluten begann, ob Sehnsucht nach der heimischen Scholle oder nur die wirtschaftliche Not, die ihn abhängig macht von der ihm gewährten königlichen Pension – 1827 entschließt er sich zur Rückkehr nach Berlin. Dort leiten seine öffentlichen Vorträge eine neue Periode der wissenschaftlichen Arbeit ein. Sie bilden zugleich ein Richtmaß des damaligen Wissens und den Anfang zur Pflege naturwissenschaftlicher Allgemeinbildung im deutschen Volk. Humboldt steht auf der Höhe seines Einflusses, anerkannt von allen und im Gleichklang mit dem Vorwärtsdrängen seiner Zeit. Ein äußerer Höhepunkt ist die Reise nach Rußland und Zentralasien, die der Sechzigjährige auf Einladung des russischen Kaisers unternimmt – ein anderes Reisen als das Reisen des Dreißigjährigen; die hochgeehrte Forschungsfahrt einer Exzellenz. Und bald nach der Heimkehr beginnen die abendlichen Schatten dieses Lebens. Das persönliche Dasein wird einsam. Der Bruder stirbt; drei Jahre vor ihm war Goethe dahingegangen. Mit ihm versank eine Zeit; Alexander von Humboldt war Beobachter genug,

um das alles zu fühlen. Seine menschliche Haltung wächst in die wehmütige Heiterkeit, manchmal in den treffenden Spott überlegener Altersweisheit hinüber, zugleich aber in ständige Hilfsbereitschaft gegenüber denen, die nach ihm kommen. Unermüdlich hat er gefördert, was er an Talenten zu sehen glaubte. Völlig fremd waren ihm die Starrheit und Eitelkeit eines unveränderlichen Lehrgebäudes. Immer bereit zu hören und zu lernen, wächst er ins achte und neunte Jahrzehnt. Und in dieser Späte des Lebens gedeiht ihm das letzte, das größte Werk.

Was dem jugendlichen Sucher als Physik der Erde, was der reife Mann in den Vorträgen der Jahre 1827 und 1828 zu gestalten versucht, das nimmt der Greis ein Vierteljahrhundert später wieder auf. Wie Goethe vor seinem Faust, stand Humboldt vor seinem Kosmos. Goethe durfte den Faust vollenden, Humboldt ist über dem fünften und letzten Band seines Kosmos gestorben. Was er hinterlassen hat, ist dennoch ein Ganzes: der majestätische Versuch, das gesamte Wissen seiner Zeit von der Welt als Natur in eine große Schau zusammenzufassen – ein Versuch, den kein Einzelner nach ihm gewagt hat, und wohl keiner mehr wagen durfte.

So hat er ein Leben, dessen wissenschaftliche Leistung mit der Einführung neuer Beobachtungsmethoden begann, gekrönt mit der letzten Leistung, die vor schöpferischen Geistern steht: mit der Gestaltung eines Bildes der Welt, gültig für das Jahrhundert, aus dem es entsteht, verpflichtend auch für die späteren Geschlechter – nicht in dem, was an Einzelheiten darin vergänglich ist, sondern aus seinem Werden heraus: einem lebenslänglichen Ringen um gültige Erkenntnis. „Man muß wollen" – so hieß ein Wahlspruch Alexander von Humboldts. In diesen drei Worten liegt vieles: innerer Kampf, von dem nur wenig nach außen durchdringt, und die Arbeit an sich selbst – wie bei dem alternden Goethe nach außen verdeckt durch die Sicherheit der Formen, die vornehme, durch Geburt und Erziehung geförderte Haltung. So steht er seiner Nachwelt gegenüber: einer jener wenigen Deutschen, in denen eine besondere Fülle allgemein-menschlicher und typisch deutscher Eigenschaften zusammengefaßt ist zu einer Gestalt, die zugleich echt in ihrer Wurzel ist und von geprägter Gültigkeit weit über die Grenzen hinaus für eine ganze Welt.

Wilhelm von Humboldt hat den Deutschen seiner Zeit mehr gegeben und mehr geopfert als der Bruder. Er ist die wärmere, die nähere Gestalt. Alexander aber trug den kühlen Glanz, der noch durch großes Dunkel in die Ferne leuchtet.

Lebendige Vergangenheit

Aus Johann Heinrich Pestalozzis Werken (1746–1827)

Wir sind gewarnt, wie die Menschheit selten gewarnt worden ist. Tausend blutende Wunden rufen uns auf eine Weise zu, wie sie in Reihen von Jahrhunderten der Welt nie zugerufen haben: Es ist dringend, daß wir uns einmal über die Quelle der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verirrungen, aus denen die Gesamtheit der dreifach hintereinander zurückgelegten Epochen der verschiedenartigen Zivilisationsverirrungen hervorgegangen, erheben und einmal in der Veredlung unsrer Natur selber die Mittel gegen alle die Leiden und alles das Elend suchen, gegen die wir, die Edlern unter den Höhern und Niedern, unter den Eigentümern und unter den Eigentumslosen, gemeinsam nicht als erschrockene Schwächlinge, sondern als Männer auftreten sollten, die ihre Nachwelt, ihre Kinder und das Menschengeschlecht mit Ernst und Würde fest ins Auge fassen.

Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können und nicht durch Unmenschlichkeit zur Unfähigkeit des Bürgersinns und durch Unfähigkeit zum Bürgersinn zur Auflösung aller Staatskraft, in welcher Form es auch immer geschehe, versinken.

☼

Eine ursprüngliche Rechtsmäßigkeit des Besitzstandes, oder eine Möglichkeit, den ursprünglich rechtmäßigen von dem ursprünglich unrechtmäßigen Besitzstand zu sondern, vermag ich mir nicht zu denken.

Der Besitzstand ist geheiligt, weil wir gesellschaftlich vereinigt sind, und wir sind gesellschaftlich vereinigt, weil der Besitzstand geheiligt ist. Welchen Ursprung er auch immer gehabt habe, das geht uns weiter nichts an, wir müssen ihn respektieren, weil er ist und größtenteils, wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen. Aber wie er gebraucht wird und wie er gebraucht werden dürfe, das geht uns unendlich viel an.

Als Werk meines Geschlechts und sein Recht anerkennend, ist Eigentum und Besitzstand die Grundsäule des gesellschaftlichen Zustandes und der Kräfte, die unser Geschlecht entwickeln und bilden. Dem Werk der Natur unterliegend ist es aber Pandorens Büchse, aus der alle Übel der Erde entsprungen.

☼

Man sollte doch immer die Sachen gerade so ansehen, wie sie sind, und Wahrheiten, die dem Vaterlande nützlich, mit Beiseitesetzung aller Staatsaffektation gern und frei gestehen. Ein kleiner Handelsort hat das Bleiben seiner großen Häuser unumgänglich nötig; es sind diese Häuser und ihre Fonds, die dem Einwohner Brot schaffen. Daher muß es notwendig ein Haupt-

gesichtspunkt der Staatskunst dieser kleinen Handelsorte sein, daß diese Häuser ihr Vaterland lieben und gern Bürger bleiben, und die Regierung, die dem Aufwande solcher Häuser willkürliche und enge Schranken setzen wollte, würde ganz gewiß den wesentlichen Realbedürfnissen ihrer Stadt sowohl, als der Achtung und Sorgfalt zuwider handeln, die sie dem Nutzen, den das Vaterland aus der Gewerbsamkeit und dem Aufwande dieser Häuser zieht, schuldig ist.

☼

...Und so scheint mir der Aufwand der Reichen ein unumgängliches Bedürfnis des Vaterlandes und eine wahre Wohltat für ihre Mitbürger.

Aber weh dem Staatsmann, der das ausspricht und nicht schnell hinzusetzt: Alle diese Vorteile des Aufwandes sind nur der Segen seiner gerechten Schranken, und die Ausartung des Aufwandes in einen Ton, der den Pflichten der wesentlichen Verhältnisse der Menschheit trotzt und sie einer mutwilligen, ausgelassenen Liebhaberei zu jedem Schimmer und zu jeder gedankenlosen Nachäffung aufopfert, diese Ausartung des Aufwandes ist eine vorzügliche Quelle des großen Nationalverderbens, die in allen Staaten das reine Hausglück der Völker, am meisten aber derjenigen, deren Wohlstand auf dem Handel beruht, untergräbt und vernichtet.

☼

Die Arbeit soll dem Menschen helfen, das Leben zurecht zu machen, und nicht, es verderben; sie soll den Menschen stark und brav, aber nicht hart und roh, sie soll ihn bedächtlich und sorgfältig, aber nicht eigennützig und einseitig, sie soll ihn ordentlich und aufmerksam, und nicht zerstreut und unordentlich machen, sie soll das Herz leiten, wie Brot schaffen, sie soll den Annehmlichkeiten der Erde ihren Reiz, den Notwendigkeiten des Lebens ihre Befriedigung und dem Todbette des Menschen seine Kraft geben. Arbeit ist ohne menschenbildenden Zweck nicht Menschenbestimmung; sie ist ohne solchen Endzweck vielleicht nicht mehr als das Lauschen der Katzen, die auf Mäuse paßt, um sie zu fressen, oder das Rennen und Laufen des Hundes, der Beine zusammensucht, um sie zu vergraben.

☼

Die kollektive Existenz unsers Geschlechts kann es nur zivilisieren, sie kann es nicht kultivieren.

Oder ist es nicht wahr, siehst du es nicht alle Tage, je bedeutender der Menschenhaufen ist, der also herdenweise zusammensteht, und hinwieder, je freier der Spielraum und je größer die Gewalt von jeder Behörde ist, die die gesetzlich konzentrierte Gewalt dieser Massen repräsentiert, desto leichter löscht sich auch der göttliche Hauch der Zartheit des menschlichen Gemüts in den Individuen dieser Menschenhaufen und dieser Behördemenschen auf, und ebenso gehen auch die tiefern Fundamente der Wahrheitsempfänglichkeit der Menschennatur in ihnen leicht in dem gleichen Grad verloren?

Der kollektiv vereinigte Mensch, wenn er nichts anders als das ist, versinkt in allen Verhältnissen in die Tiefen des Zivilisationsverderbens, und in dieses Verderben versunken, sucht er auf der ganzen Erde nichts anderes, als was der Wilde im Walde auch sucht.

☼

Die zusammenstehende Masse unsers Geschlechts fühlt sich als zusammenstehend nicht menschlich, sie fühlt sich nur tierisch kraftvoll. Die Menschenmasse hat als Masse kein Gefühl der individuellen Schwäche der Menschennatur. Sie hat keine Scham. Die Masse unsers Geschlechts ist als solche ganz entblößt von der heiligen höhern Ansicht der Menschennatur, wie sie im Gefühl ihrer innern Würde dasteht vor Gott, vor ihr selbst und vor ihrem Geschlecht — sie hat als sinnliche tierische Natur — als sinnlich tierisch vereinigt — kein Gewissen.

Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung!

☼

Reiner Vatersinn und reiner Kindersinn ist die Quelle alles Haussegens und die Stütze aller Freiheitsgenießungen. Vaterland! Dieser heilige häusliche Sinn war das Gesetz unserer Alten, er war die Quelle und Stütze unsrer Freiheit.

Vaterland! Deutschland! Unter den Tausenden, die sich durch den Schrecken der vergangenen Jahre zur Besonnenheit einer gereiften Selbstsorge erhoben haben, ist nur eine Stimme: Wir müssen unsere Kinder besser und kraftvoller erziehen, als sie bisher erzogen worden.

Nur hohe Zwecke solcher Art und ein Ziel solcher Art kann sich retten. Ein solches, ein so hohes Ziel, Zeitalter, ist der Ruf der Stunde, in der du lebst, an den Ernst, an die Unschuld und an den Edelmut deines Geschlechts. Er kann, er wird nicht ohne Folgen sein.

Es wird, es muß besser werden! Es wird eine Gemeinkraft zum Bessermachen, zum Schaffen des Bessern erwachen.

Es wird im Weltteil ein Ruf erschallen: Auf, auf! zu den Waffen der Weisheit und Tugend! Auf, auf! zu den Waffen der Unschuld und Liebe! . . .

Hinab, hinab mit der falschen Ehre, die von der Schwachheitsbarbarei unsers Zivilisationsverderbens ausgehend, in Dummheit, Anmaßung und Lieblosigkeit sich brüstend, so lange die Welt steht, die heiligen Rechte der Kultur und edler kultivierter menschlicher Verhältnisse mit tierischer Gierigkeit zu usurpieren gelüstet und durch die Derbheit und Schlauheit ihrer äußern Gewalt oft und vielfältig in den Fall kommt, sie usurpieren zu können!

Fritz Markmann

Die Idee der Arbeitsbeschaffung

dargestellt am Beispiel der Stadt Magdeburg

Alle Arbeitsbeschaffung bleibt Stückwerk und bei knappen Geldmitteln letztlich unwirtschaftlich, wenn die einzelnen Maßnahmen nicht aus einem höheren gesamtwirtschaftlichen Plan hervorgehen. In diesem Sinne könnte man als Leitideen jeder Arbeitsbeschaffung ansehen:

1. Die wirksame und dauernde Verminderung der Arbeitslosenzahl.
2. Die Berücksichtigung volkswirtschaftlicher Erfordernisse gegenüber privatwirtschaftlichen.
3. Die Bevorzugung produktiver Arbeiten gegenüber unproduktiven.
4. Die Sicherung einer ausreichenden Ernährungs- und Rohstoffbasis.
5. Die Belebung und Stärkung der Binnenwirtschaft im Zeichen der schrumpfenden Weltwirtschaft.
6. Die Verzahnung der Maßnahmen in Landwirtschaft, Industrie, Handwerk und Verkehr.

Diese Erkenntnis- und Beweggründe sind stärker oder schwächer in den einzelnen Bereichen der gegenwärtigen Arbeitsbeschaffung wirksam. Darüber hinaus ist aber im heutigen deutschen Reiche noch eine großartige Möglichkeit gegeben, die Erkenntnisse ins praktische Leben überzuführen und wirtschaftliche wie sozialpolitische Ziele zu verwirklichen. Liegt doch heute ein großes soziales und wirtschaftliches Gebilde wie etwa eine Stadt ganz anders in unserer Hand, läßt sie sich doch ganz anders in den wirtschaftlichen und biologischen Rhythmus des ganzen Volkes einbeziehen. Für den Führergedanken stellt sich eine Stadt dar wie etwas, das wir abstimmen können auf das Zusammenspiel von geschichtlicher, sozialer und wirtschaftlicher Notwendigkeit; sie ist eine Gestaltungskraft, sie ist ein Baustein im Gesamtgefüge der Nation. Und wir verfügen heute über die seelischen und praktischen Voraussetzungen für solche lebendige Einordnung in die Gesamtheit, im Gegensatz zu dem Zeitalter des Liberalismus, das die Dinge treiben ließ in der Vorstellung, daß sich die Gesamtheit von selber regeln müßte, wenn man nur die Einzelheiten verwaltete, einzelne Werke schuf, um sie im übrigen einem freien Spiel der Kräfte zu überlassen.

Wie die einzelnen Maßnahmen heute einem Gesamtbild und einem einheitlichen Willen der ganzen Nation und der Stadtführung unterworfen sind, wie sie sich auswirken und ineinandergreifen, läßt sich sehr gut am Beispiel der Stadt Magdeburg darstellen, weil bei ihr durch die geographische Lage und wirtschaftliche Struktur die volkswirtschaftliche Bedeutung der Arbeitsbeschaffung besonders deutlich hervortritt.

Magdeburg liegt im Schnittpunkt alter Verkehrslinien. Mit seiner Lage an der Elbe bildet es im Zusammenhang mit dem Mittellandkanal

einen wichtigen Sammelpunkt der Binnenschiffahrt, deren Bedeutung im Zeitalter des Massengüterverkehrs erheblich zugenommen hat. Seit der Schaffung der Eisenbahnen ist es auch ein Zentralpunkt des deutschen Schienennetzes. Seine Rolle im Straßenverkehr kommt in den durchlaufenden Autofernstraßen wie bei der Planung der Reichsautobahnen zum Ausdruck. Auch der jüngste Zweig der Verkehrswirtschaft, der Luftverkehr, besitzt in Magdeburg einen wichtigen Stütz- und Kreuzungspunkt.

Ähnlich vielseitig ist die wirtschaftliche Struktur der Stadt und ihrer Umgebung. Die Börde zählt zu den ertragreichsten Böden des Reiches und bringt mit Zuckerrüben, Weizen und Gemüse in einer technisch fortgeschrittenen Landwirtschaft sehr hochwertige Erzeugnisse hervor. In den Kali- und Braunkohlenlagern der weiteren Umgebung sind reiche Rohstoffvorkommen vorhanden, die gesamtwirtschaftlich erheblich ins Gewicht fallen. Dazu tritt eine mannigfach gegliederte verarbeitende Industrie in der Stadt selbst. Sehr bedeutsam ist Magdeburg auch als Handelsplatz. Diese Umstände bewirken es, daß der Magdeburger Raum in weitem Umfang autark ist. Andererseits ist er zugleich ein Durchgangsgebiet für den Fernhandel. In all dem verkörpert Magdeburg in seiner Umgebung die Gesamtlage des deutschen Reiches im kleinen wie kaum eine andere deutsche Landschaft. So läßt sich auch gerade die Auswirkung der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen am Beispiel dieser Stadt gut darstellen.

Bei der Arbeitsbeschaffung wurden in hohem Maße die Gemeinden als Träger der Arbeit angesetzt. Dies entsprach auf der einen Seite ihren alten Selbstverwaltungstraditionen, auf der anderen hatten sie Interesse an der Entlastung des ihnen aufgebürdeten Wohlfahrtsetats. Der Arbeitsbeschaffung durch produktive Arbeiten stand wieder die erhebliche Verschuldung der Gemeinden entgegen, die zum Beispiel bei Magdeburg 1933 rund dreiundsiebzig Millionen betrug, und die tunlichst herabgedrückt werden sollte. So vollzog sich die Ankurbelung des Arbeitsprozesses unter den denkbar größten Schwierigkeiten aus der Lage jeder einzelnen Gemeinde, zu denen noch die allgemeine deutsche Lage mit ihren äußeren und wirtschaftspolitischen Hemmnissen trat.

Das Ziel des Wirtschaftsaufbaues, nicht nur eine Teilbelebung, sondern die gesamtwirtschaftliche Entwicklung fördernd zu beeinflußen, fand gerade in Magdeburg eine vielfältige Stützung, die heute bereits in dem Wiederaufbau der Metallindustrie, der Süßwaren- und Konservenindustrie ihren Ausdruck findet.

Die Fortschritte der Technik, die Veränderung der Produktionsgrundlagen und Absatzverhältnisse haben zur Entwicklung neuer Industrien geführt, an denen Magdeburg regen Anteil hat. Die Energieversorgung hat in der Großgaserei Mitteldeutschland einen wichtigen Zentralpunkt gefunden, von dem aus die Gasfernversorgung in einem geschlossenen Netz nach Leipzig, Genthin und dem Harz reicht. Es ist dies ein wichtiges Grundstocknetz der angestrebten Verbundwirtschaft, durch die das gesamte Reich einheitlich

versorgt werden soll. Ein weiteres Kraftzentrum steht in dem Mitteldeutschen Kraftwerk zur Verfügung, dessen Aufgabe in erster Linie darin liegt, die neuerrichtete Zinkhütte, deren Produktionsgang auf dem Elektrolytverfahren aufgebaut ist, mit Strom zu versorgen. Die Verlegung der Zinkhütte der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesche's Erben ist nicht nur eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für rund dreitausend Arbeiter, sondern ein Beispiel für den Einfluß des Verkehrs auf den Standort der Industrie, da das schwerere Endprodukt der Zinkelektrolyse in einem zentral gelegenen Absatzpunkt wirtschaftlicher verteilt werden kann.

Die Schaffung neuer Industriezentren, die in erster Linie auf der Verkehrsbasis aufgebaut sind, verlangt infolgedessen auch einen genügenden Ausbau der Verkehrswege. Einer der wesentlichsten Grundpfeiler der Arbeitsbeschaffung ist deshalb die Vereinheitlichung der Verkehrspolitik. Es kommt nicht darauf an, den einen Verkehrsweg gegen den anderen in Konkurenz treten zu lassen. Das Netz der Verkehrswege stellt einen wesentlichen Bestandteil des Volksvermögens dar, das pfleglich behandelt und betreut werden muß. Deshalb steht im Mittelpunkt der einheitlichen Verkehrspolitik das Zusammenwirken und die harmonische Ergänzung der einzelnen Verkehrsmittel und -wege.

Die natürlichen Richtstrahlen aller Verkehrswege sind die Ströme, die die Landschaft erschließen und eine Verbindung von einem Wirtschaftszentrum zum anderen geben. Die Förderung der Wasserstraßenpolitik von seiten der Reichsregierung ist deshalb als einer der wichtigsten Faktoren für den Ausbau der Verkehrswege zu betrachten. Die Mittelachse des deutschen Wasserstraßensystems wird heute von der Elbe gebildet. An ihrem Einmündungspunkt in die Nordsee liegt der größte Hafen des Kontinents, Hamburg, an dem der Wirtschaftsverkehr nicht nur des deutschen Reiches, sondern auch Europas zu einem wesentlichen Prozentsatz zusammenströmt. Eine der dringlichsten Aufgaben ist es, den wichtigsten Zubringerstrom für den Massenwarenverkehr, die Elbe, zu einem Großschiffahrtsweg auszugestalten, auf dem sich der Verkehr reibungslos abwickeln kann. Sammelplatz für den Güterverkehr des Binnenlandes ist Magdeburg, von dem aus heute die Verbindung zu den Wasserstraßen des Ostens gegeben ist und von wo aus weiterhin der binnenländische Verkehr nach dem Süden geleitet wird. Der Ausbau der Verbindungslinie Magdeburg-Hamburg nach Norden und Magdeburg—Dresden nach Süden ist eine Grundforderung der zukünftigen Verkehrspolitik. Die Industrien Deutschlands haben nicht nur ein Interesse an der Förderung ihres Exports, sondern auch an der Rohstoffversorgung über die Wasserstraßen und insbesondere durch das Eingangstor Hamburg über die Elbe. Weiterhin ist der Transitverkehr durch das Reich von lebenswichtiger Bedeutung. Der Umfang dieses Durchgangsverkehrs würde immer weiter absinken, wenn nicht die Möglichkeit eines billigen und tragfähigen Verkehrsweges, gerade auch auf der Elbe, gegeben wäre.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die stete Forderung nach dem Ausbau der Elbe zum Großschiffahrtswege zu verstehen. Die Wichtigkeit dieser Frage ist von den zuständigen Regierungsstellen durch die Zusage zur Elberegulierung auf dem ganzen deutschen Stromteile bekräftigt worden. Magdeburg als Hauptumschlagplatz des Binnenlandes wird hiervon großen Nutzen ziehen, zumal durch die für den Ausbau der Magdeburger Schiffahrtsstrecke notwendige Investierung von rund fünfundzwanzig Millionen Reichsmark nicht nur eine Arbeitsbeschaffung ad hoc in die Wege geleitet wird, sondern die Stellung als Umschlagplatz wesentlich gefestigt wird, dem die modernen Hafenanlagen des Mittellandkanalhafens, des Industrie- sowie des Handelshafens dienen. Im Frühjahr dieses Jahres beginnen die Arbeiten mit der Bereinigung der schwierigen Schiffahrtsstrecke bei Magdeburg, wobei gleichzeitig durch den Neubau der Strombrücke eine Verbesserung des Durchgangsverkehrs von Osten nach West bewerkstelligt wird. Der Ausbau des deutschen Wasserstraßennetzes findet aber mit der Elberegulierung nicht seinen Abschluß. Die gleichfalls bis zum Jahre 1938 geplante Vollendung des Mittellandkanals wird die große Verbindungslinie von Osten nach dem Westen herstellen, das heißt Rhein, Weser, Elbe und Oder durch den Schiffahrtsweg des Mittellandkanals zu einem ausbaufähigen Verkehrsgebiet verbinden. Magdeburg wird an der Aufgabe des Waren- und Güteraustausches zwischen dem agrarischen Osten und dem industriellen Westen einen bedeutenden Anteil haben.

Die Politik der Arbeitsbeschaffung und des Wirtschaftsaufbaues hat neben dem Wasserstraßenbau das gleiche Interesse der Erweiterung des Landwegenetzes zugewandt. Es handelt sich einmal um den Ausbau der Reichsstraßen, die als Fernverkehrsstraßen das ganze Reich durchziehen. In Magdeburg kommt dieses Projekt in dem Ausbau der Reichsfernverkehrsstraße I und dem gleichzeitigen Ersatzbau der Herrenkrugbrücke zum Ausdruck. Die Motorisierung des Verkehrs verlangte jedoch weiter nach einer besonderen Förderung der Kraftfahrzeuge und zur reibungslosen Ausgestaltung des Kraftverkehrs die Anlage besonderer Autobahnstraßen. In vier Jahren wird ein riesiges Netz von Autobahnstraßen das ganze Reich überziehen und somit eine engere Aneinanderkettung der Wirtschaftsgebiete ermöglichen. Die Autobahnstraßen sollen aber auch Einfall- und Ausfalltore für den Wirtschafts- und Fremdenverkehr mit den anderen Nationen sein. Sie finden ihre Kreuzungspunkte an besonders wichtigen Verkehrs- und Wirtschaftszentren, so in Magdeburg als Strahlungspunkt für die Kraftverkehrsbahnen von Hamburg nach Chemnitz und von Berlin und Köln. Die räumliche Zusammenlegung des Schnittpunktes der beiden Autostraßen mit dem neuen Industriezentrum im Norden der Stadt gibt ebenfalls einen Beweis für das Zusammenwirken von Wirtschaft und Verkehr.

Der Ausbau der Verkehrswege wird fortgesetzt im Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsbahn durch die Elektrifizierung bestimmter Strecken.

Der Kreis um Magdeburg wurde geschlossen durch die Elektrifizierung der Strecke Magdeburg–Halle, wodurch unter Einbeziehung Leipzigs ein geschlossenes Netz zwischen den Städten Magdeburg, Dessau, Halle, Bitterfeld und Leipzig hergestellt worden ist.

Endlich ist auch für den Verkehrsweg der Zukunft, den Luftverkehr, in Magdeburg ein neuer Verkehrsflugplatz errichtet worden, der nicht nur der Unterstützung der Sportfliegerei, sondern daneben auch der Nutzung für den Verkehrsstreckenflug dienen soll.

Die vorliegende Darstellung zeigt am Beispiel einer einzelnen Stadt, wie die verschiedenen Zweige der Arbeitsbeschaffung durch Verkehrsausbau, Industrieverlagerung und Baupolitik ineinandergreifen. Zuletzt kommt es mit allen Maßnahmen darauf an, den Wirtschaftsaufbau so zu gestalten, daß seine Krisenanfälligkeit vermindert wird. Diesen Aufgaben dienen nicht zum wenigsten auch die Stadtrand- und Nebenerwerbssiedlungen und die Umschulung von Arbeitskräften. Beide Aufgaben sind auch in Magdeburg in Angriff genommen worden, die letztere durch eine Umschulungswerkstatt, die mit rund hundert Arbeitsplätzen rund tausend Umschulungen im Jahr durchführen kann.

Jede Stadt wird in der Arbeitsbeschaffung neben den durch die Richtlinien des Reiches gesetzten Aufgaben auch selbständig neue Bereiche erschließen. Diese Selbsthilfe der Gemeinden knüpft an die besten Traditionen deutscher Kommunalpolitik an, die von dem mittelalterlichen Gemeindewesen zu den modernen Großstädten mit ihrem technisch vollendeten Wirtschafts- und Verkehrsaufbau führten.

Wilmont Haacke

Jugend in Frankreich

Das Quartier Latin ist noch immer einzigartig in der Welt. Keine andere Weltstadt kennt einen Bezirk wie diesen, der allein der Jugend der Wissenschaft und der Künste gehört. In Berlin strömen die Studierenden aus allen Teilen der steinernen Endlosigkeit zusammen, um zu hören, um zu arbeiten. Wenn der Tag dunkelt, verschwinden sie wieder. In Oxford lebt die Jugend hinter den weiten Mauern eines zersplitterten Alumnatsbetriebes. In den kleineren deutschen Universitäten mag der Student zu Bummelzeiten die Hauptstraße beherrschen. Die Wohnung teilt er mit „Philistern", meist nimmt er auch an ihrem Leben teil.

In Paris ist das anders. Der studierenden Jugend gehört der Boulevard Saint Michel, unter allen Straßen der Erde die am meisten literarische. Ihr gehört die Rue Soufflot mit der sanften Neigung zum Panthéon. Und ihr Gebiet ist sommers und winters auf dem Wege zwischen Wohnung,

Restaurant und Vorlesung der Jardin du Luxembourg hinter den vergoldeten Lanzenspitzen des alternden Zaunes. Alle Straßen zwischen der Seine und dem Boulevard Montparnasse, dieser altpariserischen Gegend von Paris, sind vom Leben und vom Studium der französischen Jugend erfüllt.

Der Gegensatz zwischen dem Berliner Universitätsviertel, das eigentlich nur im Semester zwischen neun und sechs Uhr wie ein solches wirkt, und dem lateinischen Viertel ist augenfällig und kraß. Die verschiedenen Temperamente der Jugend zweier sehr verschiedener Nachbarvölker machen ihn aus. Der Eindruck: Jugend in Paris ist von dem Bewußtsein: Jugend in Berlin himmelweit getrennt. In einem ganz anderen Land trifft man eine ganz andere Jugend.

Urteile zu fällen und sie zu belegen, können dem nicht Ziel sein, der sich gern an einen Satz aus Karl Schefflers bleibendem Buch über Paris hält: „Ganzen Völkern Zensuren zu erteilen, ist immer im höchsten Grade lächerlich."

Ganze Tage muß man als Zuschauer des Pariser Lebens verbringen, als Wanderer zwischen Himmel und Erde der leuchtenden Stadt vertrödeln, ohne sich jemals in dem nicht abreißenden Strom der jungen Leute zu langweilen. Auch wer nicht Bescheid weiß, findet leicht den Weg zu dem Ziel der Fleißigen, die um neun Uhr zur alten Bildungsstätte, zur Sorbonne, wandern. Man braucht eigentlich nichts anderes zu tun, als ihnen immer zu folgen, um bald den Gang ihres Lebens zu kennen. Wichtige Vorlesungen liegen in den Vormittagsstunden. Zwischen zwölf und zwei Uhr sind alle Speisehäuser zum „Prix fixe" überfüllt. Nachmittags werden die Kolonnen, die zur Sorbonne wandern, seltener. Seminarübungen finden statt.

Zwischen fünf und sieben zeigen sich alle étudiants, ausgenommen wohl nur einige Examenskandidaten, auf dem „Boule Miche". An der Ecke der Rue Soufflot konzentriert sich die Menge der Flanierenden am und im Café Capoulade, das der sicherste Treffpunkt ist für alle, selbst für nicht Verabredete. Zwischen neun und elf wiederholt sich die Buntheit des Korsos noch einmal — wenn auch in geringerer Fülle.

Das Eigenleben des lateinischen Viertels scheint in ständigem Flusse zu sein. Immer geht es laut, lärmend und lustig zugleich zu. Man ist bei einer Jugend zu Besuch, der es nie eingefallen ist, das Lachen der Lebensfreude zu verlernen. Heimlich und fast ein wenig neidisch bewundert man die erstaunliche Vitalität dieser jungen Menschen. Ständig scheinen sie erregt zu sein, unermüdlich in Bewegung, immer in Diskussion begriffen, im Wettstreit wechselnder Meinung. Ihr Geist muß sich dauernd in einem Stadium des Gewecktseins befinden. Anders könnten sie nicht pausenlos mit dem Wort, wie man sagen möchte, auf dem Sprung sein.

Ihre ständige Bereitschaft zum Eingreifen in brachliegende Gespräche, ihre gewandte Fixigkeit mit der tönenden Sprache, die im eleganten Bogen über sachliche Untiefen, logische Abgründe federleicht hinwegspringt, sticht seltsam ab von der schweren Art, mit der in Deutschland auch junge Leute zu

sprechen gewohnt sind — wenn sie dazu aufgefordert werden. Bei diesen Franzosen zwischen Achtzehn und Fünfundzwanzig gibt es kein bedachtsames Wägen, kein bewußtes Bremsen der Zunge und wenig Tiefgründigkeit. Sie reden stets mit und gern mit und streiten im Gewande besonderer Leidenschaftlichkeit über Dinge, von denen sie mitunter gar nichts verstehen. „Ça ne fait rien". An allem wollen sie Anteil nehmen. Am Tisch des Cafés kann man leicht die Welt in glänzenden Worten verwerfen wie einen trockenen Lehrer, den man nicht leiden mag, bei dem man aber zu lernen hat. Frankreichs Jugend zeichnet nicht für jeden gesprochenen Satz verantwortlich. Als Hauptsache erscheint, daß man seiner Überlegenheit den Beifall der Kameraden rettet.

Ungezwungenheit ist eines der bedeutsamsten Merkmale an der französischen Jugend. Völlige Zwanglosigkeit macht sie lebhaft und leichtlebig. Aber eine angeborene letzte Gelassenheit gibt ihr selbst im Sichgehenlassen noch geschmackvolle Distanz und läßt sie in den Grenzen bleiben, die vor Zügellosigkeit bewahren. Am unnötigen Ernst läßt es diese Jugend gern fehlen. Dabei ist ihr Pathos keineswegs nur theatralisch, ist oft nicht nur Feuerwerk der Beredsamkeit, sondern inneres Feuer der Leidenschaft.

Die Jugend Frankreichs macht einen bemerkenswert unorganisierten Eindruck. Hans Hartmann hat in seinem Buche „Junge Generation in Europa" auf über vierzig Seiten sehr genaue Angaben über die Staffelung der französischen Jugendlichen in politische und konfessionelle Verbände gemacht. Sein Material beruht auf sorgfältigen Studien und ist in seiner noch beinah aktuellen Frische kaum anzuzweifeln.

Man spürt jedoch vorläufig noch nichts vom Aktivismus vorhandener Gruppen. Man sieht keine Bewegungen auf der Straße, wie sie Deutschland auf den seinen kannte. Und eine einheitliche Bewegung, die alle erfaßt und jeden mitreißt, wie das in Rußland die kommunistische Avantgarde jugendlicher Komsomolzen, in Italien die faschistische Ballilla, in Deutschland die nationalsozialistische Hitler-Jugend tut, wie das in England Mosleys noch nicht zahlreiche, schwarzbehemdete Anhängerschaft beginnt, kennt Frankreich nicht.

Niemand wird bestreiten, daß Frankreichs Jugend, die ausnahmslos durch die nationale Schule der allgemeinen Wehrpflicht geht, weniger nationalistisch sei als irgendeine andere dieser staatlich aufgeteilten Erde. Schon auf der Schule beteiligen sich die Siebzehn-, Achtzehnjährigen freiwillig an militärischen Übungen, um bei ihrer Einberufung, die um den einundzwanzigsten Geburtstag zu erfolgen pflegt, nicht als Rekrut, sondern sogleich als Offiziersanwärter in das Heer einzutreten. Die einjährige aktive Dienstzeit genügt bei den meisten, um sie für ihr ganzes Leben „pour la patrie" zu binden. Ein Jahr lang gehört ihr Leben dem Staate, dann sind sie wieder frei. Ihr Leben können sie sich nach eigenem Ermessen einrichten.

Es gilt als normal, im Alter von achtzehn Jahren mit Bestehung des „bachaut" (das unserem „Abi" ungefähr entspricht) die Universitätsreife

zu erhalten und nach drei Jahren, in denen dauernd schulmäßige Zwischenprüfungen abgehalten werden, die Universität mit der Erwerbung eines Abschlußgrades zu verlassen. Studium und Militärdienstzeit fallen, den Bildungsgang unterbrechend, selten störend zusammen.

Diese Trennung der Ansprüche, die sich Frankreich dank seiner generellen Wehrpflicht leicht leisten kann, ist jedenfalls für die Entwicklung einer noch wachsenden Generation die gesunde und zweckmäßige. Trotz der allgemeinen, alle gleich abstempelnden Dienstpflicht macht die französische Jugend, besonders auf einen Besucher aus den Reihen der straffgegliederten deutschen Jugend, insgesamt den Eindruck einer weitgehenden äußerlichen Indifferenz.

Innerlich ist sie politisch sehr lebendig. Allerdings ist sie durch ihren individualistischen Charakter nach jeder nur möglichen Richtung hin zersplittert. Jede französische Jugend war revolutionär gesinnt – wie Selbstzeugnisse vieler großer Franzosen beweisen: von Rousseau über Barrès und Péguy bis zu Gide – und befand sich stets in Opposition gegen die herrschende Regierung. Der heutigen geht es nicht anders. Aber da beinah jeder Jugendliche eine andere Vorstellung vom Neuen, von notwendigen Reformen hat, ist es schwer, sie zu organisieren. Von ganz rechts bis ganz links gibt es zahllose Gruppen und Bünde, die bestehen und arbeiten, aber nicht auf die Straße kommen.

Die französische Jugend darf, wenn sie die hübsche blaurotgoldene Uniform ausgezogen, mit Recht von sich behaupten, sie habe ihre Pflicht getan. Sie wird selbstverständlich zur Stelle sein, wenn die Republik sie ruft. Doch nach Erledigung ihrer Dienstzeit kommt sie selbst und ihre Bildung.

Frankreichs Jugend tritt danach nicht mehr an. Sie marschiert auch nicht. Sie geht zur Bibliothek oder zur Universität. Es gibt für sie keinen Kampf mehr, der nötig wäre. Wo man ihn doch führt, entspannt er sich nicht in der Solidarität von Marsch, Schaufeln und Gesang, sondern erschöpft sich französischer und bequemer in Rhetorik. Man redet und schreibt. Zeitschriften sind die Tribünen. Die Literatur ist das Schlachtfeld.

An diesem Punkte wird einem deutlich eine der charakteristischen Seiten der Jugend in Frankreich. Sie ist stets, bis in die kleinste der siebzehn Universitätsstädte ihres „Mutterlandes" hinein, umweht von einer stark geistigen Form ihres Ausdruckswillens. Daß hierbei das freudig bedruckte Papier häufig nur Tünche der Eitelkeit bleibt, ist nicht erst eine Eigenschaft der Jüngsten. Der moderne politische Journalismus und die revolutionäre Publizistik haben Frankreich schon seit Generationen, man denke in beiden Fällen nur an Mirabeau, als Geburtsstätte gehabt.

Sehr wohltuend empfindet der junge Deutsche am pariser Gleichaltrigen dessen gewandte Urbanität. Ob sie bei den Angehörigen anderer französischer Studienstädte auch vorhanden ist, kann leider nicht erfahrungsgemäß beurteilt werden, doch ist sie wohl als eines der Ausdrucksmittel gewohnt französischer „Politesse" überall anzunehmen. Die Studenten der Sorbonne lieben es alle, in ihrer Lebensweise, in ihrer Kleidung und in ihrem

Gebaren ein wenig Bohème zu spielen; wenn das in den meisten Fällen sympathisch berührt, so soll damit nicht der Erlaubnis zu einer vor dem Spiegel angefertigten Gloriole für die „Sechseroriginalität" Halbwüchsiger das Wort geredet werden. Nein, gerade das Beispiel der pariser gebildeten Jugend zeigt, daß die Kultivierung der Persönlichkeit als ein Stück letzten Individualismus durchaus nicht als Symptom westlicher Dekadenz auf den Schlackenhaufen geworfen werden muß. In Paris wirkt sie nämlich bodenständig, wahrscheinlich nur noch in Paris.

Neben den angenehmen Erscheinungen darf man einen Typ des französischen Studenten nicht vergessen, der inzwischen selbst als Einzelfall in Deutschland unmöglich geworden: den Studenten, der nach Aussehen, Interessenkreis, innerer Leere und Beschränktheit sozusagen von der Stange stammt. Seine Uniform ist die übertriebene Eleganz letzter modischer Konfektion. Lauter „Halbseidene" nach bekannter Schablone mit Menjou-Bärtchen, wattierten Schultern, scharf taillierten Sakkos und filmdummen Manieren.

Der bessere Teil der französischen Jugend kann bei seinem Leben zwischen Straßen voll Büchern, an ganzen Flußufern abendländischer Gelehrsamkeit und schöngeistigen Herzensreichtums trotz aller Abgeschliffenheit durch seine Frische und ständige Politesse – und das speziell im persönlichen Verkehr – überraschen. Eine Jugend, die nach dem Kolleg den dicken Lernwälzer des „Code civil" auf das Tischchen eines Boulevardcafés wirft, sich zu dritt oder zu viert um frische Manuskripte setzt, eben geschriebene Gedichte vorliest und sich mit leidenschaftlichem Ernste über die Notwendigkeit der Zäsur, über die Anbringung einer Hebung oder Senkung im letzten Verstakt streitet, darf man niemals verachten. Das Kind eines Landes, das seit fast zwanzig Jahren nur Schweres gekannt, darf sie um ihr besorgnisloses Glück ein wenig beneiden. Diese Jugend braucht keinen ewigen Willen zum Marschieren, denn ihr Land ist – wir sind heute gewohnt, nur in Relationen zu sprechen – gesichert.

Frankreichs Jugend scheint ewig nur aus ständig neuen Generationen von Stürmern und Drängern zu bestehen. Diese mögen äußerlich politisch indifferent wirken, weil große Teile von ihr die Kollektivität auf Dauer fürchten. In Fragen des Geschmackes künstlerischer Richtung werden sie nie zur Apathie gelangen, und bestünde ihre ganze Aktivität zuletzt nur noch in der ästhetischen Klugheit eines spätphilosophischen „savoir vivre".

Der Humanismus wird von Robert Prutz in seiner unvollendet vollendeten „Geschichte des deutschen Journalismus" einmal als „der köstliche Nachsommer des klassischen Altertums" bezeichnet. Das feine Wort schrieb er 1845. Hundert Jahre danach ist vielleicht nur noch Frankreich die Stätte seines letzten oktobergoldenen Leuchtens. Humanität, als verschwundener Idealismus jener Zeit, da Goethe Herder mit „Freund Humanus" anredete.

Noch scheinen die Worte von 1789 „Egalité, Fraternité, Liberté!", die von der dritten Republik in großen Blocklettern an alle öffentlichen Gebäude, selbst an die Sorbonne gepinselt wurden, wenigstens äußerlich

unberührt. Die französischen Studenten haben ihre Eltern fast alle in der mittleren und kleinen Bourgeoisie. Sie sind alle standesmäßig gleichartig und betonen auch nicht ihr Plus oder Minus an Abstammung oder Geld. Den Kastengeist gewisser überholter, wenn nicht inzwischen reformierter Typen deutscher Universitätsverbindungen hat Frankreich nie gekannt. Seine Jugend sammelte sich von jeher und lebt auch heute noch in wissenschaftlichen Arbeitskreisen.

Mehr Aktivität als früher entwickeln neuerdings neben ihnen die politischen oder konfessionellen Gruppen, in denen alle Zeitfragen mit starkem Reformwillen debattiert werden.

Die „Brüderlichkeit" hat einen Mantel angezogen und nutzt die Liebenswürdigkeit französischer Umgangsformen gern zur aristokratischen unauffälligen Distanziertheit aus. Und die Freiheit besteht noch immer im letzten Rest des Individualismus der Jugend, die sich in leicht anzweifelbarem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit mitunter für kommende große „hommes de lettres" halten mag. Sollte das nicht das ewige Recht der Jugend sein, wenn sie neben Talent auch Zukunftswillen hat?

Bisher sind es nur kleine Teile der französischen Jugend, die ernsthaft nach einem „monde nouveau" suchen, und einen „ordre nouveau" fordern. Als im Juni 1934 die „Generalstände der Jugend von Frankreich" in Paris tagten, war eine ihrer Parolen: „Ni Genève ni Moscou! La France!", und ihre neuen Idole hießen: „ordre, autorité, nation, personnalité." In seinen „Problèmes d'aujourd'hui" (1933) hat sich Jules Romains zu einem ihrer Wortführer gemacht. Die neuen Zeitschriften, in denen diese Jugend kämpft und stets mit dem Blick auf Männer wie Mussolini, Hitler, Stalin und Mosley schreibt, sind etwa: „L'Ordre Nouveau", „L'Homme Nouveau", „Cahiers des Etats Généraux de la Jeunesse", „Notre Temps". Alle diese Tatsachen bezeugen bis heute aber nur die ideemäßige Konzeption neuer Umsturz- und Aufbaugedanken.

Von einer praktischen Faschisierung oder Sozialisierung ist Frankreich samt seiner Jugend noch weit entfernt. Erst wenn an die Stelle des literarischen Geplänkels der eiserne Wille zur Reformation träte, könnte die zukunftheischende Minorität zur politischen Lawine für einen brüchig gewordenen Staatsbau werden.

Noch darf sich Frankreichs Jugend genialisch um Worte streiten und Reden, die sie einrahmt mit glänzenden Klassikerzitaten, am Rande der Boulevards aus dem Stegreif halten. Unsere Jugend muß ernst sein, pflichtsicher bleiben, da sie die Verantwortung für die Zukunft mit Bewußtsein tragen und für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen will.

Die französische Jugend des Quartier Latin gerät manchmal leicht ins Schauspielerische, aber da sie selbst dann geschmackvoll bleibt, darf man ihr das nicht übelnehmen. Und auch über die Kuriosa des noch romantischen Viertels der Bildung im alten Paris soll man nicht allzu ernst den Kopf schütteln. Wenn der Pariser Student im „Hôtel des Grands Hommes" gegen-

über dem Pantheon wohnt und sich auf der Rue Soufflot beim „Coiffeur des Facultés“ die Poetenmähne stutzen läßt, so sind das keine Zeichen von Größenwahn, sondern er lebt so stilgemäß und billig in einer äußerlich höchst klangvoll aufgemachten, in Wirklichkeit nur typischen Bescheidenheit. Solche Namen, die es zu Dutzenden gibt, sind alte Firmenschilder in Fällen der Echtheit, bei Imitation ein Zeichen des franko-provinzlerischen Geschäftsgeistes der kleinen Handelsschurken, die sich in der Weltstadt hemdärmelig breitzumachen pflegen.

Das Leben der deutschen Jugend wird auf lange Jahre hinaus bedeuten: Ernst und Arbeit und Bewahrung des Charakters. Das Leben der französischen Jugend kann noch für Jahre bestehen in Schönheit, Genuß und Pflege des Esprit. Es ist gut, schwere Aufgaben vor sich zu haben, wenn es auch leichter sein mag, gute Tage zu verleben. Jede Jugend muß es verstehen, sich der Vergangenheit ihres Landes entsprechend zu qualifizieren.

Die ganze eigentümliche Heiterkeit des Lebens der Jugend in Paris, seine ganze einmalige, anmutige Atmosphäre, seine Farben: das Rot des Tischweins, das Weiß des Weizenbrotes, das Silbergrau der Bauten, das südlich verstaubte Grün seiner Bäume, die tägliche Feier des billigen, erlesenen Essens, die rasch angelesene Bücherweisheit der Studenten — und das heitere Lachen ihrer Freundinnen hat, gut gemischt und so echt wie schmackhaft, von allen deutschen Schriftstellern nur René Schickele in Buchform zubereitet. Man kann über ihn heute denken wie man will, ihn nur für einen Devenu von Unterhaltungsschriftsteller halten und auch seine kleine Jugendarbeit von 1914 nicht zur Literatur rechnen — den Zauber französischen Jugendlebens in Paris hat er voll in das kleine Buch eingefangen. Die Naivität ihrer glücklichen Lebensführung hat auch der Weltkrieg nicht zerstören können. Sie lebt wieder und lacht längst wieder und fährt singend abends zu zwölft in einer wackelnden Taxe nach bestandenem Semesterschlußexamen den Boulevard Saint Michel auf und ab, feiert sich und läßt sich feiern.

Es ist leicht, sich im Quartier Latin zuhause zu fühlen.

Wer nach London kommt, wird auch nach langem Bleiben und trotz aller bestehenden germanischen Stammesverwandtschaft und langer Kenntnis der Stadt aus Thackeray und Dickens bis zu Galsworthy und Huxley sich nicht unter das Dach gehörig fühlen. Er wird selbst in Bloomsbury, dem Londoner Studentenviertel, ziemlich schwer sozusagen an der Einsamkeit zu nagen haben.

In Paris aber ist man keine zwei Tage allein. Jugend findet hier wirklich zu Jugend. Und überall trifft man Bekannte . . . Das Mädchen in der Métro gegenüber kennt man Zug um Zug und Blick für Blick aus der impressionistischen Malerei. Der junge Mann, der beim Bouquinisten am Quai des Augustins lange und sorgfältig nach einem billigen Nachdruck in dunklem Leder der „Nouvelle Heloïse“ sucht, hat ganz das Wesen von Frédéric Moreau, des passiven Anbeters der Madame Arnoux in Flauberts „L'Education sentimentale“. In allen Gassen, an jeder Straßenecke

schütteln einem junge Freunde langjähriger Lektüre die Hand. Man kennt die Jugend von Paris, weil man sie schon liebte, ehe man ihr vorgestellt wurde. Paris ist voll Reminiszenzen für jeden, der zu lesen verstanden hat.

Bei seiner Wanderung durch Paris darf man eines nicht vergessen: „Man muß das tote vom lebendigen Paris scheiden, wenn man einen brauchbaren Gewinn von der Bekanntschaft haben will." Wer seinen Blick vorzüglich auf die Jugend richtet, darf hoffen, im Sinne des deutschschweizer Dichters Jakob Schaffner, der diese Worte im Oktober 1914 in der „Deutschen Rundschau" schrieb, richtig gehandelt zu haben. Und er braucht sich auch, wie damals Schaffner noch im Kriege, heute nach aller erlittenen Ungerechtigkeit seines Volkes dieses Bekenntnisses einer gleichen Liebe nicht zu schämen, wenn er, nach Berlin zurückgekehrt, noch viel klarer als früher neu erkennt, was die besten Deutschen unter allen Frankreichbesuchern von jeher erlebt: daß diese Fülle von Gegensätzen, die zwischen Deutschland und Frankreich bestehen, bei einer Freundschaft der Nachbarn sich wunderbar fugenhaft zu einer vollendeten Harmonie ergänzen müßten. Diesen Bund zu schaffen, der Europa konsolidieren und vor allem das geistige Europa ewig machen würde, ist der Vorsatz mancher Generation gewesen. Sollte die Erfüllung dieser, unserer Generation vorbehalten sein? —

Peter Weber

Soldaten Gottes

> Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht.
>
> Bismarck

Der preußische Soldat — viel bewundert, aber auch verdächtigt und verleumdet — ist aus stark religiösem Urgrund gewachsen: aus der calvinischen Staatsidee und Staatsordnung. Das mag den Menschen der Gottesferne von heute auf den ersten Augenblick erstaunlich erscheinen, im Grunde ist es etwas Selbstverständliches. Krieger und Soldaten haben immer im „Schatten Gottes" gekämpft, denn immer waren die großen Kämpfe vom Religiösen her bestimmt. Alle Völker leiten ihre Lebens- und Staatsordnung vom Gesetz ihrer Götter ab. Starke Völker haben große Götter und Gesetze von ewiger Gültigkeit. Von der Gottheit strömt Kraft, Fanatismus und der Glaube an eine Weltmission.

Völker kämpfen immer mit ihren Gottheiten und für ihre Gottheiten; und die Kämpfer gingen ein in die Hallen ihrer Götter, wenn sie auf dem Schlachtfeld gefallen. Gleich ob sie das Heilige Land ihrer Götter verteidigten oder in ihrem Namen fremde Länder eroberten und fremde Völker unterwarfen. Man denke an die Eroberungszüge des Islam, an den Kampf der Franken bei Tours und Poitiers, an die Kreuzzüge der Sachsen im Osten, an die Feldzüge der sächsischen Kaiser gegen die Ungarn, an die Kreuzzüge

mit dem Ruf: „Gott will es!“, an den Heldenkampf des schlesischen Herzogs Heinrich gegen die mongolischen Steppenvölker, an die deutschen Ordensritter, an die Jahrhunderte dauernden Kämpfe der deutschen Völker im Südosten gegen die Türken, an die furchtbaren Glaubenskriege. Die deutschen Ordensritter trugen das Kreuz auf ihrem Mantel, und der Orden, den der preußische König in den Befreiungskriegen stiftete, war ein eisernes Kreuz.

Der Vorläufer des preußischen Offiziers ist der deutsche Ordensritter, dessen Farben — das Schwarz des Kreuzes, das Weiß des Mantels — der junge preußische Staat übernahm. Als der Deutsche Orden um die Eroberung des Heiligen Landes für die Christenheit kämpfte, da war die Zielsetzung eine religiöse, wenn auch die Kreuzzüge zugleich als eine Art Ausfall aus der von asiatischen Völkern bedrohten Festung „Abendland“ zu werten sind. Die Zielsetzung des Ordens im Osten war auch religiös bestimmt. War aber zugleich mehr: Ausbreitung des sacrum imperium, des Heiligen Reiches. Nicht einfach durch Eroberung und Christianisierung, sondern durch Besiedlung des alten deutschen Raumes mit deutschen Menschen: Herren, Bauern, Handwerkern und Bürgern. Man hat berechnet, daß bis zum Mongoleneinfall (1241) allein in dem ziemlich verödeten Schlesien über 100000 Deutsche sich wieder seßhaft gemacht und aus Schlesien ein völlig neues Land geschaffen haben. In diesem Geist haben die Hohenzollern einen neuen Staat geschaffen, die Idee und Zielsetzung des Deutschen Ordens in einem neuen, anderen, aber auch religiösen Geist weiter entwickelnd, in der Abkehr vom Reich.

Als der Kurfürst Johann Sigismund 1613 sich für den Calvinismus entschied, wurde die geistig-religiöse Grundlage geschaffen, aus der das Preußentum herauswuchs. Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade der Erlösung, die keinerlei Gewißheit des Heils zuläßt, verwies den Gläubigen auf die einsame Bahn persönlichster Verantwortung. Calvin zog aus der Ungewißheit der Heilserlangung einen anderen Schluß: die Notwendigkeit, den Menschen mit harter, unerbittlicher Hand unter das Gesetz Gottes zu zwingen. Darauf war Calvins christlicher Stadtstaat in Genf aufgebaut. Hier wurde das Puritanertum geboren, der religiöse Mensch, der nach Gottes Geboten ein strenges, auf Arbeit, Beruf gerichtetes Leben führte, das dem menschlichen Drang nach Freude und Schönheit im Leben nur einen gemessenen Teil zugestand. Daß eine so im Geist und Willen streng ausgerichtete Gemeinschaft gewaltige Energien sammeln und entwickeln konnte, ist verständlich. England ist ein typisches Beispiel dafür; es war calvinischer Geist, der es befähigte, die halbe Welt zu erobern und zu gewinnen; denn calvinischer Geist ist es, der trotz oder gerade wegen der Ungewißheit des eigenen Heils die Überzeugung von der missionarischen Aufgabe gab, als Gotteskämpfer die Welt dem Gesetz der Bibel zu unterwerfen. — Von den Schattenseiten und Gefahren solcher Selbstgerechtigkeit sei hier nicht die Rede.

Der calvinische Geist Brandenburg-Preußens entwickelte als religiös-geistige Grundlage des Staates: Zucht, Ordnung, Disziplin, strengste

Einordnung. Preußen vermied einen der übelsten und gefährlichsten Nachteile — Heuchelei und Gesetzesumgehung — indem es vornehmlich die führende Adels- und Beamtenschicht in calvinischem Geist zusammenschweißte und erzog. Hier hatte man als klares Vorbild den Deutschen Orden vor Augen, dessen Erbe man ja auch übernommen. Wie der Hochmeister des Ordens wurde der weltliche Herrscher auch das geistliche Oberhaupt der Kirche, in einem höheren Maße, als das in den anderen deutschen Staaten nach der Reformation der Fall war.

Für die spezifisch-preußische Entwicklung des Heeres kam ein anderes hinzu. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Große später zubenannt, lernte bei den verwandten Oraniern das Heer kennen, wie es Moritz von Oranien geschaffen hatte im Kampf gegen die Spanier. Dieser Kampf war, wohlbemerkt, zugleich ein Glaubenskrieg gewesen. Das Heer war ein Heer von Gottesstreitern, aufgebaut auf der Grundlage unbedingter, strengster Disziplin. Es hatte mit den Söldnertruppen seinerzeit, die mehr Räuber als Soldaten waren, nichts mehr gemein. Es bestand fast ausschließlich aus Niederländern. Die Besoldung war gut, gerecht und regelmäßig. Das Wesentliche war ein völlig neuer Aufbau der Truppe. Die Kompanien waren erheblich geringer an Mannschaftsbestand, die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere dagegen war größer. So konnte die Truppe bei weitem besser ausgebildet, einexerziert und in Zucht und Disziplin gehalten werden. An Gefechtswert war sie einem zahlenmäßig weit stärkeren Gegner überlegen, zumal der Geist der Truppe vom Religiösen her eine unvergleichliche Kraft und echten Heldenmut empfing. Diese Truppe hatte mit dem „Kriegshandwerk" der Söldnertruppen, die Sold nahmen, wo er ihnen geboten wurde, nichts mehr zu tun. Der Kampf hatte für sie einen völlig anderen Sinn erhalten. Sie kämpften im „Schatten Gottes", im Auftrage und zum Schutz einer gottgewollten Ordnung.

Aus diesem Geist wuchs das preußische Offizierkorps, empfing der preußische Adel eine neue Lebensaufgabe, die durchaus der des deutschen Ritterordens entsprach. Das preußische Beamtentum, in seinen oberen Schichten dem gleichen Adel entstammend, tat in gleichem Geiste „Dienst" nach dem Willen des Königs von „Gottes Gnaden", der selber nur der Diener einer gottbestimmten Ordnung war. Wie klar und lebendig dieser Gedanke sich auch noch durch die Zeit der Aufklärung und der Säkularisierung des preußischen Geistes hindurch erhielt, davon zeugt das Wort des Soldaten und Staatsmannes Bismarck: „Ich bin Gottes Soldat . . ."

Das tragende Fundament dieses preußischen Geistes — der abgekehrt vom alten sacrum imperium eine neue Staats- (nicht Reichs-) Ordnung schuf, ist durch die Zeit der Glaubenslosigkeit schwer erschüttert worden. Fundamente lassen sich nicht flicken, sie müssen neu gebaut werden. Das geht nicht ohne die Hilfe Gottes, den immer wieder zu suchen und zu fassen jeder neuen Zeit aufgegeben ist.

Zur Entfernung des Walther-Denkmals in Bozen

Aus „Deutsche Rundschau" März 1890

Über die im Druck erschienene Rede des Berliner Germanisten Karl Weinhold „Die Bildsäule Walthers von der Vogelweide in Bozen", gehalten bei Enthüllung des Denkmals Walthers von der Vogelweide zu Bozen am 15. September 1889, schrieb Herman Grimm, der große Gelehrte, dem die Welt neben so vielem anderen das monumentale Werk über Michelangelo zu danken hat, damals auf diesen Blättern:

Nicht mehr als fünf inhaltreiche Seiten, die Karl Weinhold seinen Freunden darbietet: wir hätten gewünscht, es wäre irgendwie ein Buch daraus geworden, das jedem zu Gebote stände. Bücher dieser Art können wir gebrauchen. Wie viel Herzliches und Wahres enthalten Weinholds Worte, wie einfach und eindringend spricht er sich aus. So endet seine Rede:

„In Würzburg am Main, im Kreuzgange des Neumünsters, sind nach der Chronik seine Gebeine zu Staub und Erde geworden. Aber sein Geist ist unsterblich, und er ruht auf dem Volke, das er liebte, und auf jedem Reiche, für das er gestritten hat. Seine Heimat aber hat er vom heutigen Tage in dieser schönen Stadt Bozen. Kein Pergament bezeugt urkundlich, daß Walther von der Vogelweide als Kind dieses herrlichen Landes geboren ist. Nur die Sage hat sich um den Vogelweidhof am Layener Ried als seine Geburtsstätte gewoben.

Aber die Männer von Eisack und von der Etsch haben ihn seit Jahren als ihren Landsmann gefordert und ihm das Heimatrecht aus freiem Willen erteilt. Das schöne Marmorbild, das über uns leuchtet, das ein reichbegnadeter Tiroler Künstler, Heinrich Natter, erdacht und geformt hat, ist der Heimathafen für Walther von der Vogelweide als Sohn von Tirol, als Landsmann der tapferen Männer, der warmherzigen Frauen und der holden Mägdlein dieser Grafschaft.

Ihr Männer von Tirol habt Walthers Bild hier in Bozen aufgestellt, wo deutsches und welsches Wesen nahe aneinander grenzen. Ihr habt gewußt, was ihr getan. Der deutsche Mann, der Ritter vom Geist und vom Schwert, Walther von der Vogelweide, soll ein Markwart sein deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ehre! Wir begehren nicht des fremden Hauses und Gutes, aber wir wollen den eignen Herd, auf dem die Flamme deutschen Geistes lodert, hüten, daß er nicht verrückt und zerschlagen werde. Wir sinnen nicht auf Raub und Einbruch. Aber was unser ist von den Vätern her, wollen wir verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen.

Ihr Männer von Tirol gelobet heute am Standbild Walthers von der Vogelweide, daß diese Berge und diese Täler deutsch bleiben sollen, und ihr Frauen stimmt mit ein, denn ihr seid die Hüterinnen des deutschen Hauses.

So empfang, Herr Walther von der Vogelweide, dieses Gelöbnis.
Empfang auch, du Bild von Marmelstein, die geistige Weihe!
Sei ein Wahrzeichen dieser Stadt!
Der reichste Segen strahle von dir in diese Lande!
Wasser des Lebens rausche aus diesem Brunnen!
Friede und Reichtum, Tugend und Ehre, Sitte und Glaube blühen allezeit in Tirol!

Das walte Gott!"

Sicherlich kommt es nicht darauf an, ob der Vogelweidhof am Layener Ried bei Bozen als die Heimat Walthers urkundlich nachzuweisen sei: von dem Tage an, wo dieses Denkmal in Bozen enthüllt wurde, ist die Stadt Walthers Heimat. Man hat ein Recht auf ihn erworben. Und wie schön und einfach erhebt sich der Marmor, dem die Gestalt des Sängers verliehen worden ist, in die blaue Luft des Landes Tirol. Einfacher kann ein blühender, männlicher Mann nicht hingestellt werden. Die Hände, in denen er die Geige hält, hat er unter der Brust übereinandergelegt,

als habe er den ganzen Platz rings mit den Tönen seines Saitenspiels erfüllt und erfreue sich selber nun am Nachklange, der zu ihm zurückkehrt. Die Echtheit einer Persönlichkeit ist dem Steinbilde aufgeprägt.

Ganz aus sich selbst haben die Tiroler den Gedanken geboren, Walthers Denkmal müsse in Bozen stehen und in unablässiger Betriebsamkeit das Geld dafür zusammengebracht. Ein Aufruf nach dem anderen wurde Jahre hindurch in die Welt gesandt. Jetzt muß es jedem eine Freude sein, zu diesem Denkmal beigetragen zu haben. Ignaz Zingerle in Innsbruck, die treue Seele, in der die Liebe zum großen Vaterlande so warm gebettet liegt, war der, von dem die Bewegung ausging und getragen wurde, wie auch er der letzte Urheber des Goethe-Bildes auf dem Brenner ist. Ein friedlicherer Krieg ist wohl nie geführt worden als der mit diesen beiden Dichterbildern gegen Italien. Da stehen sie und halten Wacht, ohne sicherlich Böses im Schilde zu führen. Wie bei der Enthüllung des Goethe-Bildnisses auf dem Brenner die Italiener sich beteiligten, so wird es auch wohl beim Walther-Denkmal der Fall gewesen sein. Diese beiden Machthaber im Reiche der deutschen Gedankenwelt stehen da und verteidigen ihr Vaterland, ohne irgend jemanden anzugreifen, ohne Feinde zu erwarten. Die Zeit ist gekommen, wo die, die in Deutschland und in Italien die höchsten geistigen Güter verteidigen, zusammenzustehen haben.

Möchten überall doch, wo Statuen großer deutscher Dichter und Denker errichtet werden, sie so einfach, unschuldig und schön entstehen und endlich dastehen wie Heinrich Natters Walther von der Vogelweide. *Herman Grimm.*

Literarische Rundschau

Von der Handschrift der Zukunft

Sprache und Schrift sind die wichtigsten Werkzeuge unseres gesellschaftlichen Schaffens. Man sollte daher annehmen, daß wir ganz besondere Mühe aufwenden, um diese Werkzeuge so zu gestalten, daß sie ihren Zweck bestens erfüllen.

Mit einem ungeheuren Lehr- und Lernaufwand übermitteln wir den Kindern in acht Alphabeten die Handschriften aus früheren Handschriftzeitaltern. Kaum ist aber das Kind aus dem „Schön"-schreibunterricht entlassen, so verwirft es die erlernten Formen und strebt einer Gebrauchsschrift zu, willkürlich, ohne jede Anleitung und Selbstzucht, in der Regel dem Hang zur Bequemlichkeit und Flüchtigkeit folgend.

Wenn wir sonst Fähigkeiten „ausbilden" wollen, z. B. im Sport, tun wir das in wohlbedachten Übungen, die uns behender, gelenkiger, zweckerfüllender werden lassen. Wären wir für das Schreiben richtig angeleitet, so müßte die Schrift mit längerer Übung immer leserlicher werden. Die „ausgeschriebene" Handschrift, also die bis zur Vollendung geübte Schrift, müßte am leserlichsten sein. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil.

Kulturelle Forderung im menschlichen Verkehr verlangt Rücksichtnahme aufeinander, gegenseitige Erleichterung. In der Schrift, mit der wir über das Auge miteinander verkehren, muten wir den andern alles zu und empfinden die Rücksichtslosigkeit gar nicht mehr, weil sich fast jeder dieser Unart schuldig macht. Nur wenn sich durch unleserliche Schrift im gewerblichen Leben wirtschaftliche Schäden einstellen, suchen wir nach Abhilfen, die als vereinzeltes Streben keine allgemeine Wirkung ausüben können.

„Wozu dann der ungeheure Lehraufwand für die Jugend, wenn nur ein geringer Bruchteil der Menschen mit den erlernten Formen fürs Leben ausreicht, wenn der größte Teil die kostbaren Anfangsformen bald abwirft, wie der Schmetterling das Puppengehäuse! Wozu dieser Aufwand, wenn wir andrerseits immer mehr in den Irrtum hinein-

wachsen, die Tippschrift beherrsche den wichtigsten Teil des Schreibwesens. Der gesamte Haushalt, die Kindheit, das Handwerk, der Bauer, der Kleinhandel, das Gewerbe und der größte Teil des Heimlebens arbeiten mit der Handschrift. Und gerade das sind wichtige Teile unseres Volkstums."

Walter Porstmann ist diesen Erscheinungen nachgegangen und hat uns ein Buch geschenkt, „flott und leserlich. Anleitung zur Formung der Erwachsenen-Handschrift" (Bibliographisches Institut A. G., Leipzig 1935), für das ihm noch viele Geschlechter danken werden. Mit der Zähigkeit des leidenschaftlichen Entdeckers arbeitet er sich durch das Gestrüpp der Vorurteile, räumt er das romantische Geröll fort, bis der einfache klare Grundriß der Aufgabe zutage liegt. Er stellt den Bestand der wirklich vorhandenen Gebrauchsschrift fest, und es fällt uns wie Schuppen von den Augen. Er beginnt mit dem Staben a; Bestand: 200 verschiedene Formen. Durch jeden Staben des Alphabets führt uns seine Untersuchung, und es ist eine Reise voller Reize, die nicht ermüdet, immer von neuem anregt.

Wir erkennen, daß wir wohl gelehrt wurden, überreichlich viel Schriftformen nachzubilden, nicht aber angeleitet sind, die Kenntnis der Vielheit für den Schreibvorgang so zu nutzen, daß unsere Schrift mit längerer Übung lesbarer wird. „Wir schreiben später nicht Bruchschrift und Rundschrift (Deutsch und Latein) getrennt, sondern einen Mischmasch daraus. Jeder schreibt im späteren Leben nur eine Schrift. Wie er sich diese aufbaut, ist ihm überlassen. Willkür und Flüchtigkeit sind dabei unsere besten Schriftgestalter. Wir kürzen und schmieren nach Belieben und Bedarf. Das technische Denken kann sich mit diesem Zustand nicht abfinden. Wir stehen vor der Aufgabe, dem deutschen Volk die Handschrift der Zukunft zu schaffen, die wir nur gemeinsam und nicht jeder für sich entwickeln können. Die Handschrift und Druckschrift des technischen Zeitalters bereitet sich vor." Aus der Rundung der Lateinform und der Schwingung der deutschen sieht Porstmann die neue Schrift entstehen, für die er die Grundformen aus den im Schreibzeug wirkenden Kräften entwickelt.

Der Wert des Buches liegt tiefer. Kaum irgendwo sind wir unbeholfener, hilfloser als auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Arbeit. Ein ungeheures Schrifttum ballt sich um und über die Fragen der Zeit — und redet um die Dinge herum, betrachtet geschichtlich, ergeht sich in philosophischen Selbstgesprächen, wirft Schlagwörter ins öffentliche Treiben, die nach kurzer Zeit entseelt und entkräftet zu Boden fallen, vernebelt, anstatt zu klären, und nährt die Abneigung gegen das Lesen, weil der Aufwand die Mühe kaum lohnt.

Porstmann lehrt, die Dinge anzufassen ohne belastende Vorurteile und verschleiernde Romantik; er stellt die Wirklichkeit nüchtern fest, untersucht die Mängel und ihre Ursachen und geht an die Arbeit, sie zu beheben. Lest sein Buch, und Ihr werdet wünschen, daß uns noch manche dieser Art beschert werden.

Porstmann schuldet uns für die Zukunft ein Werk über die Grundlagen der gesellschaftlichen Arbeit, weil er mit dem unbestechlichen Blick für das Einfache, Klare, Natürliche, Lebenswahre, mit dem Sinn für die Wirklichkeit begnadet ist, und sich daher nicht scheut, die Werkzeuge zu gestalten, die wir für gesellschaftliche Arbeit benötigen.

Waldemar Hellmich.

Land unter dem Regenbogen

Werner von der Schulenburgs letzter Roman „Land unter dem Regenbogen" (Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig) verdient sowohl als dichterische Leistung wie als Kulturschilderung der Lombardei und des heutigen Italien die größte Beachtung. Das Buch beschreibt das Dasein und den Lebenskampf lombardischer Reisbauern. Jede Langatmigkeit ist vermieden, und doch ist der Grundsatz des Beharrens, der ewigen Wiederkehr des Lebens so kunstvoll herausgearbeitet, daß das Buch nicht als ein historisch aufgebauter Generationenroman (was es doch wiederum ist)

empfunden wird, sondern als eine zeitlose Darstellung des Menschen in einer bestimmten Landschaft. Hierdurch entsteht zugleich eine liebevolle Kulturdichtung, in der die eigenartige soziale Schichtung, die merkwürdigen, uns Deutschen fremden Überschneidungen zwischen Bauer, Bürger und Edelmann, Stadt und Land verdeutlicht werden, und das alles mit seinen modernen und andererseits fast antikischen Zügen. Der Aufbau dieses Werkes ist mit großer Erfahrung wohl ausgewogen. Viele Stellen bleiben unvergeßlich. So die Gestalt des Gisbert Corner mit seinem römisch-virgilischen Einschlag (bei welcher Gelegenheit Schulenburg das italienische Wort „virtu", lateinisch „virtus", sprachschöpferisch mit „Tucht" übersetzt).

Das Buch ist somit von sehr hohem Range. Zweierlei fällt an ihm auf: einerseits die Krampflosigkeit und Selbstverständlichkeit der modernen Haltung (die aber alles andere ist als „liberalistisch"), andererseits ein sittlich und künstlerisch bedingter Konservativismus. Hiermit gelingt es Schulenburg, die ewigen Erscheinungen in Mensch und Landschaft zeitlos sichtbar zu machen, sie reden zu lassen und sie doch fest in unsere moderne Zeit zu fügen. Dadurch wird diesen modernen Geschehen auf geheime Weise der Stempel des Ewigen aufgedrückt. Nirgends wird ästhetischer Abstand gesucht. Alles erscheint in unmittelbarster Nähe, lebendig und echt. Im wahren konservativen Sinne vereinigen sich auf wundersame Weise seelische Nähe und geistige Reife oder Abstand. Einzelne Abschnitte zeugen von Größe.

Kritisch könnte nur angemerkt werden, daß einzelne Motivierungen von inneren und äußeren Vorgängen für den Durchschnittsmenschen vielleicht nicht genügend klar sind. *Eugen Diesel.*

Von frumben Knechten und Kartenspiel

Das Bild des deutschen Landsknechts der ersten Zeit seit der Gründung des „Ordens der frumben Landsknechte" (1505 durch Kaiser Maximilian I.) ist im Gefühl des Volkes gemeinhin überdeckt durch das Bild des grausamen Kriegsmannes aus dem 30jährigen Krieg. Dabei war um die Landsknechte schon wirklich ein Besonderes. Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, rief den Orden ins Leben, um eine neue militärische Truppe zu schaffen, in der im Gegensatz zu der wahren Landplage der bewaffnet umherziehenden Landstörzer ritterlicher Geist und ritterliche Ehre übernommen werden und herrschen sollten. Der Versuch gelang glänzend. Wenn ein bewährter Kriegsmann mit kaiserlichen oder fürstlichen Privilegien die Werbetrommel rühren ließ, strömten verwegene Gesellen, Männer von reinstem Schrot und Korn, bei den Fahnen zusammen. Alle, die ihren Überfluß an Vitalität nicht in ihrer Umwelt ausleben konnten, griffen zum langen Spieß. Gerade in der Geschichte unseres Volkes sind solche Naturen häufig, die aus Überschuß an Kraft entweder vagierende Poeten wie der Archipoeta oder Seeräuber oder Söldner wurden. Aber solche Erscheinungen waren zum mindesten in der ersten Zeit nicht die Regel. Eine ganze gesunde Schicht wehrhafter Leute, die nicht wie in den Städten oder in der Ritterschaft das Waffenrecht des freien Mannes hatte, eilte zu den Fahnen. Es darf niemals vergessen werden, daß die Männer, die auf die Artikel schworen, sich unter ein hartes Gesetz stellten, das unnachsichtlich gegen jeden durchgeführt wurde. In der Truppe herrschte ein ausgesprochen männlicher soldatischer Ehrbegriff, darüber hinaus hielten die Knechte unter sich Zucht, Ordnung und Ehre. Vor allen die Haufen, die das „Recht der langen Spieße" hatten, d. h. die eigene blutige Gerechtsamkeit gegen Brecher der Ordnung und der soldatischen Ehre. Der Haufe schwor neben der Verpflichtung zu strengstem Gehorsam, sich allen Lästerns gegen Gott zu enthalten, alte Leute, Frauen, Kinder und Geistliche nicht zu schädigen und Kirchen nicht zu plündern. Prachtvoll ist die Anweisung für die Fähndriche, wohl das Männlichste, was je für Soldaten als Gesetz gegeben wurde. Vergessen wir nicht, daß die Landsknechte eine der wesentlichsten Ansätze zum stehenden Heer gewesen sind und

daß auf ihre Artikelbriefe unsere Kriegsartikel letztlich zurückgehen.

Daß man Männern, denen der Kampf und das Sterben Beruf waren, nicht mit den Begriffen bürgerlicher Ordnung kommen konnte, versteht sich am Rande. Zu dem Wesen damaligen Soldatentums gehört das Plündern, das Ansehen der Weiber als Freiwild, die rauhen Kriegersitten des Saufens und Spielens. Auch Hoffart in der Kleidung — besonders der Hosenteufel plagte sie — war so selbstverständlich wie der totbereite Einsatz in der Schlacht, die übrigens nach dem Vorbild des „Vaters der Landsknechte", des alten Frundsberg, mit einem Gebet zu Gott auf den Knien begonnen wurde. — Solches und noch viel mehr erfährt man mit prachtvollen alten Bildern verdeutlicht aus dem kleinen Bändchen „Der deutschen Nation Landsknecht" von Dr. Hans Stöcklein (Leipzig, Bibliographisches Institut, Meyers bunte Bändchen). Das zwar mehr die Licht- als die Schattenseiten des hellen Hansens hervorhebt, aber in knappstem Abriß eine vollständige Geschichte dieser deutschen Soldaten bringt. Wo Landsknechte sind, ist das Spiel nicht fern. Wenn auch damals hauptsächlich die Würfel aufs Kalbfell rollten, so drang doch schon das Spielen mit Karten immer mehr durch. Ein anderes buntes Bändchen des gleichen Verlags nennt sich „Deutsche Spielkarten" von Otto Reisig und bringt, wiederum mit vielen bunten und Schwarzweiß-Abbildungen, eine kleine Kulturgeschichte in Spielkarten. Manche Frauen und männliche Einzelgänger mag die Legende erfreuen, daß das Kartenspielen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts, und zwar zur Zerstreuung des schwachsinnigen Karl VI. auf Veranlassung seiner schönen Freundin Odette, erfunden worden sei. In Wahrheit ist auch dieses Spiel wie das edlere Schach aus dem Orient gekommen und war schon zu Ende des 13. Jahrhunderts in Europa bekannt. Die Kartenspieler wiederum wird es erfreuen, daß schon 1377 der Mönch Johannes von Rheinfelden bei Basel eine besondere Verteidigungsschrift gegen die Feinde des Kartenspiels schrieb.

Wenn solche Monographien richtig angelegt sind, ersteht aus ihnen nicht nur ein Bild des behandelten Gegenstandes allein, sondern es wird eine Kulturgeschichte im kleinen daraus, in der menschliche Klugheit und Torheit, Phantasie und bloße Nachahmung, persönliche Neigungen und Zeitströmungen, der menschliche Spieltrieb und seine Übersteigerung bis zur Haltlosigkeit in ihrer Wurzel sichtbar werden. Das trifft gerade für dieses Büchlein zu. *R. P.*

Neue Bücher

Zum 120. Geburtstage von Bismarck ist der letzte Band der „Friedrichsruher Ausgabe", der 18., erschienen (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft). Bismarck: „Die gesammelten Werke". Damit ist ein Werk zum Abschluß gebracht worden, das unter Kämpfen seinen Weg vollendet hat. Unseren Lesern ist regelmäßig über die einzelnen Bände berichtet worden, sie kennen die Bedeutung dieser Ausgabe, die sowohl die politischen Schriften, wie die Reden, Briefe und Gespräche, von den besten Händen herausgegeben, umfaßt. Der jetzt erschienene letzte Band enthält die „Politischen Schriften" mit der Nummer Band 6 C von 1871—1890, bearbeitet ist er von Werner Frauendienst. Gegenüber der Raumfülle, die den Politischen Schriften früherer Jahre zur Verfügung stand, mußte hier, da eine räumliche Erweiterung nicht mehr stattfinden konnte, stark gesichtet werden. Die Reichsgründung ist also besser weggekommen als Bismarcks Reichspolitik. Die schwierige gestellte Aufgabe ist aber mit Geschick gelöst. Hier ist nur aufgenommen, was wirklich monumental ist. Sehr wesentlich sind wiederum unveröffentlichte Schriftstücke, die hauptsächlich auf die innere Politik sich beziehen. Immer wieder wird man bis ins tiefste ergriffen von der reifen Weisheit dieses größten Staatsmannes, die für alle kommenden Tage Bedeutung behält. Es ziemt sich, den Herausgebern und dem Verlag den Dank des deutschen Volkes für diese klassische Ausgabe von Bismarcks Werken abzustatten.

Konversations-Lexika

Vom „Großen Herder" ist Band 10 erschienen, umfassend die Stichworte „Rene bis Sipo" (Freiburg, Herder & Co.). Auch er enthält wieder eine große Reihe von Rahmenartikeln, in denen er seiner Aufgabenstellung gerecht wird, nicht nur ein Auskunftgeber zu sein, sondern als Führer durch das Leben von dem festen katholischen Standpunkt aus zu dienen. Sehr schön ist der Abschnitt über Rom, auch durch die beigegebenen Bilder. — In seinem Rahmen arbeitet „Das kluge Alphabet" (Berlin, Propyläen-Verlag) energisch weiter. Jetzt liegt der 7. Band vor mit den Stichworten „Milchglas bis Pforten". Das Lexikon wirkt ausgesprochen frisch und packt auch die politischen Fragen unserer Tage mit Geschick an.

☼

Karl Ludwig Schleich ist bei seinen Freunden unvergessen. Daß aus der Fülle seines reichen Lebens und der ihm gewordenen Erkenntnisse auch denen, die ihn nicht gekannt hatten, Nutzen quillt, dafür sorgt eine Auswahl aus seinen Werken, die Franziska Siebert unter dem Titel „Spaziergänge in Natur und Geisteswelt" veranstaltete (Berlin, Kulturpolitischer Verlag). Voran geht eine kurze Lebensbeschreibung, und dann folgt eine Auswahl aus seinen Schriften, Erzählungen und Gedichten, die sich mit Erfolg auch an die Heranwachsenden wendet.

☼

Ernst Heilborn hat in einem schönen Buche „Deutschlandreisen in alter Zeit" (Frankfurt, Sozietäts-Verlag) eine große Reihe von Reisebeschreibungen zusammengestellt, die kulturhistorisch wie auch menschlich unendlich reizvoll sind. Wir lesen, was Johann Philipp Münch, Johann Wilhelm Petersen, Johann Christian Edelmann, Casanova, Chodowiecki, Friedrich Nicolai, Kaspar Riesebeck, Lavater, Graf zu Stolberg, Georg Forster, Wilhelm von Humboldt, Arndt, Goethe, Frau v. Stael, Immermann, E. T. A. Hoffmann, Grillparzer, Alexis, Russell, Frenzel und Rodenberg, Fontane und Mark Twain und manche anderen in Deutschland sahen und erlebten. Hier wird die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts unter einem besonderen Blickwinkel gefaßt, und das Ergebnis rechtfertigt vollauf die hier kenntnisreich aufgewandte Mühe. Viele alte Stiche sind beigegeben, die die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen wirksam erhöhen.

Kunstbücher

Im unteren Belvedere in Wien wurde in den ersten Nachkriegsjahren eine prachtvolle Barocksammlung zusammengebracht, die überzeugend nachwies, daß die künstlerische gesamtdeutsche Entwicklung im 18. Jahrhundert, was Malerei und Plastik angeht, mit ihrem Schwergewicht in Österreich lag. Nun ist die Sammlung ständig vervollkommnet worden. Darüber gibt die zweite, stark vermehrte, mit 235 Abbildungen versehene Auflage Rechenschaft „Das Barockmuseum im unteren Belvedere" (Wien, Schroll & Co., 7.50 RM.). Die Herausgabe besorgte F. M. Habenditzl. Die Sammlung ist inzwischen durch 80 Bilder und Plastiken vermehrt worden. Jetzt sind alle großen und glänzenden Namen österreichischer Barockkünstler mit den weniger bedeutenden vereinigt, und das entstandene Bild ist von einer beglückenden Fülle und einer Bestätigung des Deutschen der österreichischen Kunst.

Karl Koetschau hat in den Schriften des Städtischen Kunstmuseums zu Düsseldorf eine neue klassische Monographie geliefert: „Peter Cornelius in seiner Vollendung" (Düsseldorf, Verlag des Kunstvereins). Kenntnisreich und gründlich, glücklich und geschickt in der Formulierung schildert er Peter Cornelius zunächst im Wandel des Zeiturteils, dann die künstlerische Entwicklung vor den Arbeiten am Campo Santo und endlich die Entwürfe zum Campo Santo, um in einer Schlußbetrachtung in klarster Form sein Fazit zu ziehen.

Die „Silbernen Bücher" bringen wiederum zwei sehr reizvolle Bändchen (Berlin, Woldemar Klein) „Deutsche Madonnen aus zwei Jahrhunderten" mit 10 farbigen Tafeln und 5 Text-

bildern, eingeleitet von Joseph Bernhart und mit der gleichen Ausstattung Pieter Brueghels „Landschaften", eingeleitet von Kurt Zoege von Manteuffel. Der billige Preis von 2.80 RM pro Band ermöglicht die Verbreitung dieser kleinen Köstlichkeiten in weitesten Kreisen.

„Der Eiserne Hammer" setzt seine im besten Sinne deutsche Arbeit fort in Eberhard von Cranach-Sicharts „Johann Sebastian Bach", einer feinsinnigen Einführung in das Leben und die Musik des Meisters, „Das Ulmer Münster" mit Text von Karl Friederich und dem kleinen Wander-Lehrbüchlein in 47 Naturaufnahmen „Am Wege", das die Art und das Können dieser schönen Sammlung besonders charakteristisch verkörpert. Jedes Bändchen mit einer Fülle von Abbildungen kostet 0.90 RM., die etwas stärkeren Bände 1.20 RM.

☼

Dem „Römischen Reich deutscher Nation" gilt Ricarda Huchs jüngste Veröffentlichung (Berlin, Atlantis-Verlag), in dem diese Meisterin deutscher Geschichte in einem Bande ihre historische Arbeit, von der wir so viele meisterhafte Einzeldarstellungen besitzen, zusammenfaßt. Fritz Kredel gab 30 Holzschnitte bei, die wohl geeignet sind, das Typische an Ricarda Huchs Schaffen hervorzuheben: die Bildhaftmachung der Träger des großen Geschehens, Persönlichkeiten, Städte, Stämme und Stände, Geistesströmungen und Reformation. Eine tiefe Weisheit, gepaart mit der Liebe, lassen hier ein Bild des deutschen Volkes entstehen, das zur nachdenklichen Überprüfung falscher und banaler Legenden führen sollte.

Sehr wertvoll ist das Buch „Deutsche Bauerntrachten" von Hans Retzlaff (Berlin, Atlantis-Verlag). Hier hat der Photograph in einer Arbeit, die viele Jahre sich hinzog und in den verschiedensten Gebieten, wo deutsches Volkstum lebt, deutsches Bauerntum aufgesucht, dort, wo es in seiner alten Tracht noch lebendig ist, bis herunter nach Siebenbürgen und in die Zips. Die Sammlung kann Anspruch auf Vollständigkeit erheben und ist so ein unentbehrlicher Beitrag zur deutschen Bauernkunde und zur deutschen Volkskunde überhaupt. Es ist im Lichtbild festgehaltener lebendiger Dienst am Volkstum. Die Einleitung schrieb der Direktor des Museums für deutsche Volkskunde, Professor Hahm, den Begleittext Dr. Helm vom Germanischen National-Museum.

☼

Von „Meyers Handatlas" liegt die 10., neu bearbeitete Auflage vor (Leipzig, Bibliographisches Institut, 18.— RM.). Von den Karten sind neu gestochen die politische Karte der Erde; Deutsches Reich, politisch; Niedersachsen; Asien, politisch; China und Japan; Afrika, politisch, und Stiller Ozean. Auch alle anderen Karten sind erneut verbessert worden. Der geänderten Schreibweise ist in den Karten Japans, Skandinaviens und Finnlands Rechnung getragen. So steht also dieser gut eingeführte Atlas auf der Höhe des geographischen Wissens unserer Tage.

☼

Eines der männlichsten Kriegsbücher, Ernst Jüngers Kriegstagebuch „In Stahlgewittern" liegt jetzt in 16. Auflage vor (Berlin, E. S. Mittler, 4.— RM.). Dieses Buch, das in seiner Schlichtheit und Zurückhaltung der eignen Leistung, in dem natürlichen Ton des jungen Soldaten geschrieben ist, erregte bekanntlich bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen. Es hatte viele Nachfolger, aber es blieb im Vordergrunde als eine klassisch zu nennende, vorbildliche Schilderung der Taten von Mann und Offizier im großen Kriege. Die neue Auflage umfaßt das 116. bis 125. Tausend. Es wird seinen Weg weiter machen, solange überhaupt noch soldatischer Geist lebendig ist.

☼

Jedes Heft der ausgezeichneten Sammlung „Die unsterbliche Landschaft", die der Major a. D. Erich Otto Volkmann herausgibt (Leipzig, Bibliographisches Institut), ist ein Erlebnis. Nachdem schon die Hefte „Flandern", „Von

Tannenberg bis Helsingfors", „Italienfront" und „Vogesenkrieg" erschienen sind, legt Volkmann die „serbisch-mazedonische Front" vor. Wieder liegt eine klare Übersichtskarte bei, und eine Fülle von Bildern, die meisterhaft das Wesen der Landschaft einfangen, macht auch diese ferne Landschaft zum Bewußtseinsbestandteil des Frontsoldaten. Grade in diesem Heft tritt Volkmanns Art, die Dinge zu packen, besonders eindringlich vor. Er scheut sich nicht, auch die Frage der großen Strategie zu berühren, und weist auf die Zwiespältigkeit hin, in die der einfache Soldat zunächst einmal auf einem Kriegsschauplatz geriet, zu dem er seinem Gefühl nach nicht die geringste Beziehung hatte. Volkmann bezieht in der richtigen Psychologie des echten Offiziers alles auf das Denken und Fühlen des einfachen Mannes in Feldgrau. Er stellt alles Geschehen in den großen Zusammenhang. Mit vorbildlicher Klarheit und Überlegenheit setzt er zwischen die Beschreibung der Kriegshandlungen — die Schilderung des Übergangs über die Save und seines Vorabends ist schlechthin ein Meisterstück von Stimmungskraft und dramatischer Spannung — tief schürfende psychologische Ausführungen über den Charakter des Gegners, der fremden Bevölkerung und über Wesen und Charakter der Landschaft. Ritterlich senkt er den Degen vor den tapferen Serben; er wird auch dem tragischen Versagen des bulgarischen Bundesgenossen am Ende unter Würdigung der tieferen Beweggründe gerecht. Die Landschaft ersteht in ihrer Besonderheit, Fremdheit und balkanisch-orientalischen Buntheit, die grade zu den Sinnen der deutschen Soldaten mit ungeheurer Eindringlichkeit sprachen. Aber alles ist bezogen auf den deutschen Soldaten, ihm deutet er nachträglich das miterlebte Geschehen und setzt ihn ab gegenüber den Österreichern und Bulgaren, zwischen denen und den Serben echter Haß züngelte, während der Reichsdeutsche im Serben nur den tapferen militärischen Gegner sah. Grade dieses Heft ist ein Heldenlied auf den deutschen Soldaten von 1916, dem mit Fug und Recht das höchste Lob erteilt wird, das man einem Soldaten nur geben kann: zuverlässig bis ins letzte, gehorsam und pflichttreu, gehärtet in zwei Kriegsjahren zur militärischen Vollendung schlechthin!

☼

Dr. Walter Rammner hat zu seiner Tierwelt der deutschen Landschaft ein botanisches Gegenstück geschrieben: „Die Pflanzenwelt der deutschen Landschaft" (Leipzig, Bibliographisches Institut). Er ist von dem gleichen Prinzip ausgegangen wie in seinem ersten Buch, beschreibt nicht das Leben der isolierten Pflanze innerhalb des abstrakten Rahmens der ihr verwandten Nachbarn einer Gattung, sondern sucht die Totalität des pflanzlichen Lebens in einer bestimmten Umwelt zu erfassen. Er will zeigen, welche Pflanzen miteinander die einzelnen Lebensräume der deutschen Landschaft, die deutschen Wälder, die offene Landschaft, die Küste, die Siedlungen und Parkanlagen bewohnen, und will gleichzeitig in diesem Gesamtbild die Lebensäußerungen der einzelnen Pflanzen wie vordem der Tiere klarlegen und anschaulich machen. Sein Buch ist keine bloße Botanik zum Bestimmen von Pflanzen, sondern ein Werk, das wie das Tierwerk beim Beobachten und Miterleben helfen will. Rammner hat sich an seine Arbeit mit einem lebendigen Gefühl für das Wesen der einzelnen Organismen gemacht, sachlich und mit Instinkt für die Besonderheiten und besonderen Lebensbedürfnisse der einzelnen geschlossenen Räume, aus genauer Kenntnis seines Arbeitsgebiets und der ihm benachbarten Bereiche. Man erfährt, auch wenn man einigermaßen Bescheid zu wissen glaubt, aus seiner Umordnung des großen Gebietes nicht nur den Anreiz zu neuen Betrachtungsweisen, sondern auch eine Menge Neues. Es wird viele geben, die nicht wußten, daß der Name Meerrettich eigentlich richtig Mährrettich, Pferderettich, heißt — was selbst der neueste Duden nicht mehr gewußt hat. Eine Fülle von vortrefflichen Abbildungen erhöht die Brauchbarkeit des Buches, wobei man wieder einmal sieht, wie zur Charakteristik von Pflanzen Zeichnung und Holzschnitt immer noch instruktiver wirken als Photographien. Zwölf farbige Tafeln beleben angenehm das Schwarzweiß der vierhundert Textabbildungen. *D. R.*

Politische Rundschau

Die alliierten und assoziierten Mächte des Jahres 1914 haben sich wieder zusammengefunden. Sie umgaben ihren alten Bund mit einer Schicht von Haß und Mißgunst und retteten seine Grundgedanken in das Jahr 1935 hinüber. Auch an den Parolen der längst vergangenen Zeit fehlt es nicht. Herr Flandin erklärte in seiner denkwürdigen Ansprache über die deutsche Aufrüstung, wenn Frankreich das Banner des „Rechtes" und der „Gerechtigkeit" wieder aufrollen würde, dann sei es überzeugt, daß alle Staaten Europas zu seiner Fahne stehen würden. Wir wollen die Parole vom „Recht" zunächst etwas näher betrachten. Nicht um Völkerrecht im gewöhnlichen Sinne des Wortes geht es hier, sondern um das Recht des Stärkeren! Das also ist Frankreichs These, die wir uns merken wollen. Und das Schlagwort von der „Gerechtigkeit"? Es ist die Gerechtigkeit einer Justiz, die jeden wirklichen Gerichtshof vermeidet und an die Stelle der schiedsrichterlichen Rechtsfindung eine Gerechtigkeit der Gewalt setzt. Der in Versailles zurecht gemachte „Vertrag" ist niemals ein Vertrag gewesen, sondern ein Gewaltakt, aus der Machtstellung der damaligen Siegerstaaten dem deutschen Volke aufgezwungen, ohne daß ein Protest auch nur zur Kenntnis genommen worden wäre.

☼

Von diesen Tatsachen wollen wir ausgehen, wenn wir die Ereignisse des Monats April betrachten. Zuerst kamen die Abgesandten Englands nach Berlin. Wir haben nicht viel Gutes von der Fahrt erwartet, denn England liegt schon lange auf der anderen Seite, es hat sich, vielleicht enttäuscht, Frankreich ganz wieder zugewandt. Von Berlin ging es in rascher Fahrt nach Warschau und Moskau und schließlich nach Prag. In Moskau hat man Herrn Eden gefeiert wie einen aus den kapitalistischen Ländern geflohenen Agenten der Weltrevolution. Max Hölz, Bela Kuhn und andere Größen der bolschewistischen Unterwelt sind ebenso gefeiert worden. Herr Eden ist Diplomat genug, um seine persönlichen Gefühle, die er mit fast allen seinen Landsleuten teilt, im Dienste seines Landes zu unterdrücken, und hat die Feiern mit guter Haltung über sich ergehen lassen. England hat offenkundig in Moskau nun gegen Japan optiert und die angelsächsische Front gegen Tokio schließen helfen. Vielleicht hat Herr Eden sich, durch die asiatisch-bolschewistische Aufmachung getrieben, nach außen hin zu weit vorgewagt: für den unbeeinflußten Beobachter hat er das britische Imperium in die Linie der Feinde Japans gestellt. Diese hochbedeutsame Phase der fernöstlichen Politik wollen wir festhalten, sie wird ihre Folgen haben. Die Unterhaltungen in Warschau und Prag, die mehr mit der Uhr in der Hand geführt wurden, sind gegenüber den Moskauer Ereignissen von untergeordneter Bedeutung.

☼

Von London ging es nach Stresa. Die drei Hauptmächte der alten Entente tagten nicht ohne Absicht auf einer einsamen Insel, denn was sich die Großen dort zu erzählen hatten, taugte nicht für die Ohren Neugieriger. Auch starke Rücksichten auf die Sicherheit des Lebens spielten bei dieser Wahl eine Rolle. Man hat sich auf die französische Formel für Genf geeinigt und in einem Schlußprotokoll festgelegt, daß eine Art Luftlocarno abgeschlossen werden soll mit angehängtem Ostpakt, dem das Reich seine grundsätzliche Beitrittsbereitschaft nicht mehr versagt hat. Das Reich hat inzwischen seine Vorbehalte formuliert; es wird also noch mancher Verhandlung bedürfen, bis der Barthousche Ostpakt für Europa Geltung erhalten wird. Immerhin hat Frankreich seinen Willen durchgesetzt und konnte wohl vorbereitet den Weg nach Genf antreten, um den Rechtstitel für Sanktionen zu erreichen. Was in Genf vor sich ging, war dann auch echter Völkerbund, so wie wir ihn aus früheren Zeiten kennen, als Oberschlesien zerrissen und die anderen Vergewaltigungen deutschen Volkstums in

Formeln des Genfer Rechtes gebracht worden sind. Lediglich Skandinavien hat es abgelehnt, dem franko-italienisch-englischen Entwurf sein Ja zu geben. Wir wissen, daß auf einer Konferenz der skandinavischen Außenminister diese Haltung gemeinsam beschlossen wurde, diktiert von der Sorge um die Möglichkeit einer Intervention Räte-Rußlands in Europa. Was wir vom Völkerbund zu halten haben, war uns bekannt. Wir haben nie versäumt, hier auf eine innere Struktur und seine Haltung in allen Fragen des Deutschtums hinzuweisen. Auf diesem einzigen Gebiet haben sogar die Beschlüsse des Rates Folgen gehabt und können auch weiter Folgen zeitigen. Denn sobald es gegen das Deutschtum geht, wird in Genf rasch und gründlich gearbeitet. Der Rat hat versucht, das Reich zu diffamieren. Dagegen muß Stellung genommen werden. Wir wollen einige geschichtliche Wahrheiten hier wiederholen, um dem „Recht" und der „Gerechtigkeit" Genfer Herkunft den gebührenden Stempel aufzudrücken. Derselbe Rat, der uns heute diffamiert, hat unter dem Vorsitz eines Japaners Oberschlesien zerteilt, obwohl eine Volksabstimmung trotz schärfsten Terrors für Deutschland optiert hatte. Derselbe Rat ist in vielen Streitfragen um die Danziger Verwaltung angerufen worden, er hat erst nach langem Drängen und auf Grund des Einflusses des Reiches im Rate selbst eine Entscheidung gefunden, die, wenn es nach Recht gegangen wäre, sofort hätte getroffen werden müssen. Dieser Rat hat in fast allen Fällen nur zu begründete Beschwerden deutscher Minderheiten abgelehnt, weil es seinem Prinzip der „Gerechtigkeit" widersprach, aus einem deutschen Menschen angetanen Unrecht Recht werden zu lassen. Schließlich hat in Genf eine Abrüstungskommission so lange getagt, bis sie in einem Weltgelächter verschwand. Man hat es aber peinlich vermieden, was Recht gewesen wäre, die zur Abrüstung zu zwingen, die entgegen feierlicher Versprechung im Locarno-Vertrag ununterbrochen aufgerüstet hatten. Die Haltung desselben Gremiums, das nun das Reich diffamiert hat, ist immer die gleiche geblieben: Recht der Macht, Gerechtigkeit der Gewalt. Ein solches Gremium hat das Recht verscherzt, über einen Staat, der seine Lebensrechte wahrt, zu Gericht zu sitzen. Und doch muß damit gerechnet werden, daß Genf und seine Politik wieder eine Grundlage der europäischen Politik geworden sind. Soll sie erschüttert, soll an die Stelle der zerstörenden Statik die für Europa heilsame Dynamik gesetzt werden, so müssen mühsame Wege politischer Kleinarbeit gegangen werden, die bei dem Standort wieder anfängt, den man einnahm, bevor die Engländer kamen. Halten wir Ausschau nach Gleichgesinnten, suchen wir andere Völker der Welt, die ihrerseits das „Recht" des Genfer Bundes schon am eigenen Leibe erfahren haben und versuchen wir sie in ein Syndikat von Staaten zu bringen, die von der französischen „Gerechtigkeit" und von der bolschewistischen Wunderblume ebensowenig halten wie wir, die nicht vom ewig Gestrigen, sondern vom Morgen den Frieden erwarten, und es wird um die einsam werden, die heute an der reich gedeckten Tafel der Bolschewisten Redensarten nachbeten, die schlecht zu ihrer eigentlichen Haltung passen. Litwinow sprach in Genf mit Moskauer Akustik. Seine Rede war von so kaltem Haß durchdrungen, daß es vielleicht genügen dürfte, sie als Einleitung zu einer Kundgebung für das Staatensyndikat des Weltfriedens zu benutzen. Das deutsche Volk, das ehrlich den Frieden will, das oft und oft durch die Tat seinen Friedenswillen klar erwiesen hat, sollte die Möglichkeiten des Augenblicks benutzen, um mit den Völkern aller Länder, die vom asiatischen Bolschewismus bedroht sind, gemeinsam neben und gegen Genf eine Körperschaft zu setzen, die mit moralisch klaren Parolen des Friedens gegen das Genfer „Recht" und die Genfer „Gerechtigkeit" auftritt und an seine Stelle die sittliche Kraft aufrichtiger Friedensthesen stellt. Das ist die Folgerung, die wir aus den denkwürdigen Aprilereignissen ziehen, deren Folgen unabsehbar sein können, wenn es so weiter geht. Die Bolschewiken wollen den Krieg in Europa, sie brauchen diesen Krieg für die Revolu-

tionierung der Welt, sie sind die einzigen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben. Nach Moskau zu blicken, erscheint uns deswegen wichtiger als nach London oder Paris, wo man die Selbständigkeit des Handelns nicht mehr hat. Die Lords haben sich ebenso wie die Goldmagnaten in Paris in die Suite der moskowitischen „Friedenspolitik" begeben; sie werden nur schwer aus dieser Linie zu bringen sein, wenn nicht weit ausgeholt wird, zur Bildung einer Neugruppierung von Völkern um uns.

☼

Um einen weiteren Punkt des Schlußprotokolls von Stresa zu behandeln, wollen wir die Entwicklung der Habsburgerfrage streifen. Mussolini hat bekanntlich in Stresa zum 20. Mai eine Konferenz für Rom festgesetzt, an der sämtliche Nachbarn Österreichs — zunächst ohne das Deutsche Reich — teilnehmen und einen Nichteinmischungspakt für Österreich abschließen sollen. Diese Dinge müssen ins rechte Licht gesetzt werden, damit man die Tragweite der kommenden Konferenz übersieht. Italien ist und bleibt der Schirmherr der beiden Donauländer Österreich und Ungarn. Den Zielen der vatikanischen Politik folgend, unterstützt Mussolini teils offen, teils versteckt die Restauration des Erzhauses Habsburg. Er will dabei dem SHS.-Staat — der Serben, Kroaten und Slowenen — das Gift der inneren Zersetzung beibringen, denn Kroaten und Slowenen sind katholisch und dem apostolischen Kaiser oder König innerlich viel näher als dem orthodoxen Herrn in Belgrad. Die römische Diplomatie hat mit der vatikanischen parallel überall dort propagandistisch gearbeitet, wo es galt, für Habsburg zu werben. Wir wissen von maßgebender tschechischer Seite, daß im tschechischen Volk die Sympathien für Habsburg fast schon ebenso groß sind wie bei den Slowaken. Eine Volksabstimmung für oder wider eine Habsburger Monarchie würde heute, wie maßgebende Politiker der Tschechen in Prag erklären, mit fast hundert Prozent zugunsten der Habsburger ausgehen. Da laufen überall sehr geschickt aufgemachte Propagandafilme, wo die sagenhafte Gestalt Franz Josephs als Ideal erscheint. In Prag geht man natürlich davon aus, daß ein Habsburger Reich deutschfeindlich sein muß, daß die verschwindende Minderheit der Deutschösterreicher in einem Staatenbund mit Kroaten, Slowenen, Slowaken und allen anderen Slawen keine Rolle spielen wird und die Slawisierung Wiens eine sichere Angriffsgrundlage gegen die Madjaren bildet, die sich heute noch stark gegen die Restauration wehren, weil sie eben die Gefahr sehen, die darin für ihr Volkstum liegt.

In Rom also wird voraussichtlich die Restauration gesichert werden. Es soll eben allen Nachbarn unmöglich gemacht werden, in Wien zu intervenieren, wenn dort unter den Klängen des alten „Gott erhalte" Kaiser Ottos Getreue den Tag der Wiederaufrichtung des Erzhauses feiern lassen. Die Konferenz von Rom hat eine viel weitergehende politische Konzeption als Grundlage, als es bei flüchtiger Betrachtung erscheinen mag, die Gewährung der Gleichberechtigung von Österreich gehört in dieses Spiel mit hinein. Wir haben aufgezeigt, wie in Rom die Lage in Mitteleuropa gesehen wird. Die Staatsmänner um Otto und Mussolini haben in ihrer Rechnung nur die Kleinigkeit nicht beachtet, daß die Bevölkerung Österreichs nicht für die Habsburger ist. Wenn man hört, was sich die Wiener erzählten, als sie von Kündigungen der Wohnungsinhaber in der alten Burg erfuhren, wo Beamte und Schauspieler der Republik wohnten und jetzt die Wohnung räumen müssen, so kommt man doch zu der Ansicht, daß nicht alles so glatt gehen wird, wie man in Steenockerzeel gern möchte. Der Klerikalismus hat sich in Österreich in einer Form gezeigt, die man überwunden wähnte, daß selbst überzeugte Katholiken abgefallen sind, um nicht dem Terror mittelalterlicher Auffassungen erliegen zu müssen. Die große Presse schweigt darüber, man muß schon ins Volk hineingehen, um alles zu hören. Die Stimmung ist dort erbittert, und viele werden zum wahren deutschen Volkstum zurückgedrängt, die früher schwankend und weich geworden waren.

Hoffentlich ist dieses deutsche Volkstum in Österreich stark genug, um die klerikal-slawische Gefahr der Habsburger unter italienischem Protektorat zu bannen.

☼

Die italienische Hand wurde in letzter Zeit auch in Danzig fühlbar. Wir erinnern an einen sonderbaren Konflikt des Völkerbundkommissars mit der Danziger Regierung, bei dem der italienische Beigeordnete der Hohen Kommission eine entscheidende Rolle gespielt hat. Seit den Wahlen gibt es Zwischenfälle mit Polen und in der Kanzlei des Kommissars seltsamen Eifer bei der Bearbeitung der Akten, die gegen das Deutschtum verwendet werden können.

☼

Im benachbarten Memel soll nach den Wünschen der Stresa-Mächte auf die Wiederherstellung des Memel-Statuts gedrungen werden. Wir sind gespannt, wie die Beauftragten Moskaus in Kowno darauf reagieren werden. Um das Deutschtum in Memel ist uns nicht bange, es wird seine alte Kraft bewähren und auch noch härterem Druck nicht weichen. Wir hoffen in seinem Interesse, daß nach der ständigen Vergewaltigung durch den Gouverneur nun bald ruhigere Zeiten kommen werden.

☼

Im Fernen Osten hat sich nichts geändert. Der Kaiser von Manschukuo weilte in Japan zu Besuch; wir hören, daß eine Anzahl von Verträgen abgeschlossen werden soll, die eine weitere Stabilisierung der Staatsgewalt und eine Vertiefung der militärischen Macht Japans am Kontinent bezwecken. Japan kann sicher damit rechnen, daß seine kontinentale Einflußsphäre in Manschukuo weiter konsolidiert und ausgebreitet wird. Die im Sommer geplanten Manöver der amerikanischen Flotte, die eine Verteidigungsübung von Formosa als taktische Aufgabe haben, zeigen die immer noch latente Spannung im Stillen Ozean. Sie wird stärker werden, wenn sich die Moskauer Reise Edens auswirken wird. *Reinoldus.*

Zwischen Fischen und Wassermann

Bei Beginn eines neuen Weltmonats, d. h. wenn der Schnittpunkt zwischen Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn und Äquator, der Frühlingspunkt, sich infolge der Präzession von einem Tierkreiszeichen zum anderen verlagert hat, wie jetzt von den Fischen zum Wassermann, jedesmal nach rund zweitausend Jahren, wird nach astrologischem Glauben die Menschheit von erhöhtem Wahn ergriffen. Geistige und körperliche Seuchen breiten sich aus, neue Religionen und Scheinreligionen entstehen, von Kriegen, Hungersnot und blutigen Ereignissen begleitet. Der Weltmonat der Fische begann, als die Lebenskraft der antiken Welt gebrochen war, einige Jahre vor der Ermordung Julius Cäsars. Jetzt setzt ein neuer ein, und die grotesken Symptome aus der Epoche zwischen zwei Weltmonaten mehren sich. Aus der Fülle der Berichterstattung, die in ihrer Art selbst ein Teil dieses Wahns ist, greifen wir einiges heraus.

Wahrsagerinnen, Fakire und Astrologen erleben jetzt eine Blütezeit in Frankreich. Allein in Paris haben sich 348 Wahrsagerinnen und Astrologen neu niedergelassen, und in Marseille sind 90 neue Wahrsager und 53 indische Fakire im letzten Jahr eingetroffen, von denen auch nicht einer über schlechte Geschäfte sich zu beklagen hat.

☼

Das größte Landflugzeug der Welt, das den Namen Maxim Gorkis erhalten hat, ist in Sowjetrußland fertiggestellt. Die Ausstattung ist ungewöhnlich luxuriös: insgesamt kann es 76 Personen mit sich führen, ist jedoch nicht als Passagierflugzeug gedacht. An der Sendestation sitzt ein Sprecher, der die Reiseeindrücke durch die russischen Sender dem großen Publikum vermittelt, am Empfänger einige Redakteure, die die neuesten Nachrichten während des Fluges aufnehmen und sie sofort in die Druckerei weitergeben. Das Flugzeug besitzt eine vollständig eingerichtete

Schnelldruckerei, die in der Lage ist, in sehr kurzer Zeit Tausende von Exemplaren einer Zeitung zu drucken, die über den Dörfern abgeworfen werden.

☼

Die amtliche Zeitung für kommunistisches Bildungswesen veröffentlichte folgenden Brief aus dem Industriegebiet des Ural: die Schule der Staatswirtschaft von Troitzka (Tscheljabinsk) hat keine Schulbänke in den Klassen. Die Ausstattung des Schulmobiliars dient offenbar Bevorzugten. Die Schüler müssen meist stehend schreiben. Dafür hat sich ein Schmied gleich mit seiner Familie im Klassenraum eingenistet und das Mobiliar in seinen Gebrauch genommen. Der Lehrer bat das Direktorium der Staatsanwaltschaft um Abhilfe, um Zuweisung von warmem Frühstück für die Lernenden. Die Antwort lautete: Genug der Belästigungen. Vom Einsammeln der Ähren durch die Lernenden bewilligen wir 30 Prozent für die Frühstückskost — damit basta! Die Ähren liegen aber immer noch auf einem Haufen. Niemand kann sie ausdreschen.

☼

In Sowjetrußland verhungern mit Wissen und Willen der Regierung ungezählte Tausende, ohne daß der Völkerbund sich rührt. Dafür ist aber durch Gesetz das Alter, in dem die Todesstrafe vollstreckt werden kann, auf zwölf Jahre herabgesetzt.

☼

Die vorjährige Weinernte war in Frankreich so überreich, daß man auf alle Weise versuchen muß, den verhängnisvollen Einfluß des Überangebotes auf dem Markt zu verhindern. Zu diesem Zwecke hat jetzt der „Fürst der Feinschmecker", der bekannte Gastrosoph Curnonsky, die Sitte des „5-Uhr-Weines" einzuführen versucht, um dadurch den beliebten „5-Uhr-Tee" zu verdrängen. Bei der ersten Veranstaltung dieser Art setzte er seinen Gästen einundzwanzig verschiedene Weine mit ebenso vielen verschiedenen Käsearten vor.

☼

Bei Houston Stewart Chamberlain heißt es über Eckhart (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, S. 876):

„Den vollendetsten Ausdruck der absolut mystischen Religion finden wir bei den arischen Indern; doch scheidet unsere großen germanischen Mystiker kaum die Breite eines Haares von ihren indischen Vorgängern und Zeitgenossen; eigentlich trennt sie nur das Eine: daß die indische Religion eine unverfälscht indogermanische ist, in welcher die Mystik ihren natürlichen, allseitig anerkannten Platz findet, während für Mystik in einem solchen Bunde semitischer Historie mit pseudoägyptischer Magie kein Platz ist . . . Man höre nur den 54. Spruch des Meisters Eckhart; er lautet: „Ir sunt wizzen, daz alle unser vollekomenheit und alle unser sêlikeit lît dar an, daz der mensche durchgange und übergange alle geschaffenheit und alle zîtlichkeit und allez Wesen und gange in den grunt, der gruntlôs ist." Das ist vollkommen indisch und könnte ein Zitat aus der Brihadâranyaka-Upanishad sein, wogegen es keiner Sophisterei gelingen dürfte, einen Zusammenhang zwischen dieser Religion und abrahamitischen Verheißungen herzustellen . . ."

☼

In der Zeitschrift „Die neue Literatur" schreibt Karl Kindt in einem Aufsatz: „Meister Eckhart, ein falscher Prophet?" „Nein, der Fall Eckhart ist ganz besonders gelagert. Seine Lehre weist nicht nur eine erdrückende Fülle von Berührungspunkten mit dem Judentum auf, sondern ist, gerade soweit sie eigenwüchsig-eckhartisch ist (und nicht scholastisch), eine schlecht verhüllte Neuauflage der Philosophie des synkretistischen Judentums und als solche eine ungeheure Gefahr für das junge rasse- und artbewußte Deutschland. Was nützen alle antisemitischen Maßnahmen, wenn unbewußt ältestes jüdisches Erbgut unter uns nicht nur geduldet, sondern sorgsam gehegt wird! Wir gleichen Menschen, die, während über ihrem Kopfe eine neue Heimstätte entsteht, ein Paket Dynamit nach dem anderen in ihren Keller schleppen."

☼

Gemütskranke durch Poesie zu heilen, wird in der Nähe von Paris in einem Sanatorium der französischen Ärztin

Lucie Guillet praktisch erprobt. Ein gemütskranker Industrieller, der nach dem Zusammenbruch seines Geschäftes trübsinnig geworden war, sei durch tägliches Vorsingen einiger Strophen eines alten Volksliedes wieder geheilt worden. Im übrigen stehen auf der Medizinliste des Sanatoriums alle bedeutenden Dichter, von den Klassikern angefangen bis zu den Modernen. Als besonders heilkräftig soll sich der Selbstvortrag lebender Autoren ausgewirkt haben.

☼

Ein Pariser Arzt soll eine Schule des Lachens eingerichtet haben, weil er das Lachen für eines der besten Heilmittel hält. Seine melancholischen Patienten müssen bei Beginn der Behandlung die Augen schließen, nicht mehr an die Sorgen denken und nur noch auf das hören, was der Arzt ihnen sagt. Dann spricht er nach Art Coués: „Ich bin ruhig, ich bin stark, es geht mir ausgezeichnet." Diese Worte müssen die Patienten wiederholen. Dann spielt ein Grammophon eine Lachplatte: das Lachen ist ansteckend. Ganz unwillkürlich wird das Zwerchfell der Hörer in schwingende Bewegung gesetzt: bei manchen wirkt dieses mechanische Mittel so stark, daß sie schließlich laut lachend aus dem Raume flüchten, weil sie einfach nicht mehr lachen können.

☼

Die isländische Regierung hat beschlossen, alle Geldstrafen, zu denen die auf öffentlichen Straßen aufgelesenen Betrunkenen verurteilt werden, zur Unterstützung der notleidenden Wissenschaftler zu verwenden. Die Zahl unterstützungsbedürftiger Gelehrter aus Island soll verhältnismäßig groß sein. Vielleicht wird nun die Zahl der Trunkenbolde zunehmen, denn sie können ja nun behaupten, daß sie im Interesse der Wissenschaft saufen.

☼

Einige Staaten Nordamerikas, darunter Colorado, haben wiederholt Sträflingen, die zum Tode verurteilt waren oder zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe, die Freiheit wiedergegeben, wenn sie sich lebensgefährlichen wissenschaftlichen Versuchen unterziehen wollten. In Denver wurden kürzlich zwei Sträflinge mit Tuberkelbazillen infiziert, um an ihrem Körper die Wirkung eines neuen Antituberkulosemittels erproben zu können. Die beiden Sträflinge sollen sich nach der Behandlung mit dem Mittel sehr rasch wieder von ihrer zuerst sehr schweren Erkrankung erholt haben. Der Gouverneur von Colorado hat den Gefangenen seine Anerkennung ausgesprochen und ihre Entlassung verfügt.

☼

In London tagte der erste europäische Buddhistenkongreß, an dem fünfhundert Delegierte von Buddhistengemeinden aus Großbritannien, Deutschland, Italien, Frankreich, der Schweiz, aus Rußland, Polen und den Randstaaten teilnahmen. Die hohe Zahl der vertretenen buddhistischen Glaubensgemeinschaften muß um so mehr überraschen, als es sich dabei um Angehörige europäischer Staaten handelt, die sich zur buddhistischen Lehre bekennen. Der Buddhismus wäre, nach den Darlegungen der in London versammelten Apostel, der einzige Weg zur Rettung Europas.

☼

Nach einer Zusammenstellung aus amtlichen russischen Parteizeitungen vom 1. Juli bis 1. Oktober letzten Jahres sind im Sowjetstaat in dieser Zeit neuntausendvierhundertsechsundsiebzig Todesurteile vollstreckt worden. Fast sechzig Prozent der Erschießungen sind wegen „Ernährungssabotage" erfolgt.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Edgar Lehmann, Leipzig. — Geheimrat Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Professor Kurt Kluge, Berlin. — Dr. Eberhard Kessel, Berlin. — Dr. Albrecht Haushofer, Berlin. — Oberbürgermeister Dr. Fritz Markmann, Magdeburg. — Wilmont Haacke, Berlin. — Peter Weber, Berlin. — Dr. Waldemar Hellmich, Grenzach.

Karl Klinghardt

Die neue Großmacht

Die heutige Lage der Türkei

Als die Türkei Mustafa Kemal Paschas, heute die Türkei Kamal Atatürks, im Spätjahr 1923 nach Unterzeichnung des Lausanner Vertrags die praktische Friedensarbeit in ihrem von achtjährigen Waffenkämpfen nachzitternden und zum Teil in Trümmer gelegtem Land mutig und entschlossen begann, da sprachen in Europa viele, selbst freundlich gesinnte Beobachter von einem „Experiment" mit sehr wenig Erfolgsaussicht. Heute ist längst bewiesen, daß in diesem kühnen Versuch einer revolutionären, republikanischen Neuformung des alten Sultanstaates nationale Kräfte und aufgeklärte Gedanken von höchster Bedeutung zum Ausdruck kamen. Ein Teil einer Weltwende vollzog sich hier.

Vielleicht war es tatsächlich schwer, vom Auslande her zu erkennen, daß grade das ob seines starren Konservativismus immer wieder bestaunte Türkenvolk wirklich einen Umbruch seiner Denkweise und seiner Willensrichtung erlebt habe. Vielleicht wirkten auch die alten Verleumdungen noch nach, mit denen man seit langen Jahrzehnten dem „Kranken Manne" die Daseinsberechtigung angezweifelt und teilweise abgesprochen hatte, um das Osmanische Reich auch von der moralischen Seite her aufteilungsreif erscheinen zu lassen. Jedenfalls wurde lange Zeit auch die neutürkische Republik immer noch gemessen am Maßstab des alten Sultanstaates und der in jener Zeit gesammelten zahlreichen charakteristischen Erfahrungen und Enttäuschungen der abendländischen Türkeipioniere.

Wieviel technische und wirtschaftliche Unternehmungen und Projekte waren der Sultanstürkei seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von allen Seiten angetragen worden, wie wenig davon war durchgeführt worden; und wieviel war versandet, war verwirtschaftet, sabotiert worden oder sonstwie den besonderen türkischen Verhältnissen erlegen. Nur wenige Kenner spürten damals, daß es sich bei solchen berüchtigten türkischen Sabotageakten gegenüber technischen und anderen Zivilisierungsprojekten um eine bald bewußte, bald nur gefühlsmäßige, jedenfalls aber folgerechte Abwehraktion gegen verhängnisvolle Überfremdung handelte. Die meisten leidtragenden Enttäuschten und die journalistischen Beobachter glaubten bei solchen sich immer wiederholenden Anlässen stets die schon sprichwörtlich gewordene Rückständigkeit, ja Zivilisationsunfähigkeit des türkischen Volkstums feststellen zu müssen.

Damals konnte man in den europäischen Stadtteilen Konstantinopels beliebig oft Äußerungen hören, daß eine Zivilisierung des türkischen Volkes

nicht Jahrzehnte, sondern wohl Jahrhunderte erfordere, ja, daß sie wahrscheinlich niemals eintreten werde, schon deshalb, weil bis dahin die Türkei notgedrungen ihren staatlichen Bestand eingebüßt haben werde.

Aus solcher Tradition in Vorstellung und Prognose ist es durchaus erklärlich, daß man der Türkei nach ihrem offenbaren und bewundernswerten Sieg im Befreiungskriege von 1919–1922 und dem sich würdig anfügenden politischen Erfolg von Lausanne wohl das Zeugnis einer tapferen Nation und einer klugen militärisch-politischen Führung ausstellte; darüber hinaus aber gerade für eine wirtschaftliche und kulturelle Neugestaltung der Nation, wie sie zur künftigen Existenzbehauptung notwendig war, nahezu kein Aktivum irgendwelcher Art feststellen zu können glaubte.

Nun haben sich alle böswilligen Erwartungen der zahlreichen Zweifler längst als vollkommen irrig erwiesen. In großen Etappen hat die Ankararegierung durch gleiche Geschicklichkeit auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet und durch eine großartige Tatkraft den Status erreicht, den schon vor einigen Monaten Karl Haushofer als den einer Großmacht bezeichnete.

Im neutürkischen nationalen Aufbau und Ausbau hat sich die Erfahrung bestätigt, daß jede erreichte höhere Fortschrittsstufe auch neuartige und verstärkte Aktionsmöglichkeiten mit sich bringt. Mit anderen Worten, daß in steigender Progression aufgebaut werden konnte und wurde. Wie seinerzeit der kaum glaubliche Erfolg auf den Schlachtfeldern Kleinasiens und am Konferenztisch von Lausanne und damit die glückliche Befreiung des Landes von jahrelanger feindlicher Besetzung dem ganzen Volk den unentbehrlichen Glauben an den ebenso schwierigen wie später erfolgreichen wirtschaftlichen Aufbau eingegeben hatte, so veranlassen und berechtigten heute die seither erfolgreich zurückgelegten Etappen die türkischen Gebildeten zu stolzen Hoffnungen und zu hohen Erwartungen.

Die erste Etappe dieser Friedensarbeit, die für den türkischen Nationalismus heute schon in einer scheinbar nebelgrauen Ferne liegt, ist die Zeit, in der das feindliche Ausland noch die sichere Erwartung hegte, der wirtschaftliche Ausbau im ausgepowerten Lande werde versagen und die gewaltigen revolutionären Maßnahmen auf kulturellem Gebiete würden eine Reaktion von seiten der Geistlichkeit und ihr nahestehenden Kreisen hervorrufen. Mit der letzten dieser Erwartungen verband sich auch die Spekulation, irgendwie von außen her reaktionäre Versuche im Reiche Kamal Atatürks beeinflussen und stärken zu können. Das war die Zeit, in der zu verschiedenen Gelegenheiten Sondergerichtshöfe das Land durchreisten, um mit den erkannten Feinden der Republik aufzuräumen und allen ähnlich Gesinnten die Lust an reaktionären Umsturzversuchen zu nehmen. In diese Zeit fällt auch der bekannte, vom Ausland hervorgerufene große Kurdenaufstand, der im Februar 1925 ausbrach und in dem eine doppelte Tendenz zum Ausdruck kam. Einmal sollte die Meinung der Welt und des Völker-

bundes in dem noch nicht entschiedenen Streit um den Besitz von Mossul und seinem Petroleum zugunsten der englischen Übereignungsforderung beeinflußt werden*). Des weiteren aber waren in dem seltsamen „Programm" der kurdischen Aufrührer auch Punkte enthalten, die der Bewegung das Gesicht einer Reaktion auf das kulturelle Fortschrittsprogramm der Ankararegierung geben sollten. Auch hierin kam der ausländische Ursprung der Kurdenrevolte mehr als deutlich zum Ausdruck**).

Mit dem Mossulentscheid vom Juni 1926, der die Ölgebiete dem Irak zuwies, schließt die Periode gewalttätiger Interventionsversuche und Bedrohungen gegen die neue Türkei. Von diesem Zeitpunkt ab ist das türkische Aufbauprogramm von außen her nicht mehr gestört worden, wenigstens nicht mit militärischen und politischen Mitteln. Auf wirtschaftlichem Gebiete hatte sich das Land allerdings noch nicht zur praktischen Anerkennung seiner vollen Gleichberechtigung durchgekämpft. Das beobachtende Ausland erkannte zum Teil mit Erschrecken, daß Volk und Regierung sich für die gigantische Wiederaufbauaufgabe aus eigener Kraft und ohne die ausgewiesenen Armenier und Griechen***) in erstaunlichen Erfolgen zusammenfanden, und daß offenbar alle Erwartungen auf eine wirtschaftliche Ohnmachtserweisung der türkischen Nation vergeblich waren. Da verfiel man in den Wirtschaftskreisen vieler Länder auf den Gedanken, die Abnahme der türkischen Rohstoffe zu verweigern, dadurch den Außenhandel der Türkei lahmzulegen und ihr damit die finanziellen Mittel (insbesondere die Devisen) zur nationalen Technisierung zu entziehen. Die Türkei hat unter größten Entbehrungen aller Stände diesem mehrjährigen Angriff standgehalten und ist gestärkt an innerer Kraft und an Ansehen in der Welt aus dieser Machtprobe hervorgegangen.

In diesem Zeitabschnitt sind es namentlich die kleineren europäischen Staaten gewesen, die zuerst zu Handelsabkommen mit dem schwer aber sicher vorwärtssteuernden Staate Kamal Atatürks bereit waren; ein Abkommen zog andere nach sich. Heute umfassen die politischen und wirtschaftlichen Verträge der Türkei einen Kreis von 27 Staaten. Die politisch-wichtigen Abkommen sind hierunter: Zunächst die Bindungen mit Rußland, die noch aus dem türkischen Befreiungskampf selbst herrühren (Abkommen von Moskau am 16. März 1921), ferner die Vereinbarung mit den

*) Der Aufstand brach aus, als gerade eine Kommission des Völkerbundes im Mossulgebiete die Hinneigung der — teilweise kurdischen — Bevölkerung zur Türkei, oder zum englischen Irak-Staate an Ort und Stelle prüfte.

**) Das „Programm" der Kurden verlangte u. a. die Aufhebung der von Ankara verfügten Schleierbefreiung der Frauen. Die — vermutlich weitest sitzenden — Verfasser des Programms hatten übersehen, daß im Gegensatz zu Türken und Arabern die kurdischen Frauen keine Schleier trugen, also von dieser Reform Kamal Atatürks überhaupt nicht berührt wurden.

***) Armenier und Griechen waren die wichtigsten Träger von Handel, Handwerk und Verkehrswirtschaft gewesen. Die Armenier wurden im Weltkrieg in Stärke von etwa 2 Millionen vertrieben oder vernichtet. Die Griechen wurden auf Grund des Lausanner Vertrags in Stärke von etwa 1,5 Millionen in den Jahren 1923/24 nach Griechenland rückgesiedelt.

Balkanstaaten, schließlich die mit den islamischen Nachbarstaaten im Osten, mit Iran (Persien) und Afghanistan, von denen noch später die Rede sein wird. Im Schatten dieser sich ankündigenden und festigenden Anerkennung durch das Ausland konnte sich das Aufbauprogramm in wirtschaftlicher wie kultureller Richtung – den Anfeindungen zum Trotz – stetig und in steigendem Tempo fortsetzen.

Eine nächste Etappe, die sich weithin kenntlich machte, wurde bezeichnet durch die Aufforderung des Völkerbundes an die – noch kürzlich so verfemte und bis 1923 offiziell bekämpfte Türkei – dem Bunde beizutreten. Die Türkei kam der besonders höflichen Einladung nach und vollzog im Sommer 1932 ihren Eintritt in den Genfer Areopag unter geradezu triumphalen Begleiterscheinungen. Auch anläßlich des zehnjährigen Staatsjubiläums der Ankararepublik, Ende Oktober 1933, wurden dem Lande von beinahe allen großen und kleinen Mächten die höchsten Anerkennungen zuteil. Im September 1934 erhielt sie dann einen Ratssitz im Völkerbund. Auch auf der Londoner Weltwirtschaftskonferenz war die türkische Delegation in ehrenvoller Weise hervorgetreten.

Auf Grund dieses ständigen Vorwärtsschreitens ist der heutige Zustand des Landes ein allseits gefestigter und aussichtsreicher.

So sind zunächst alle Probleme, die mit dem Lausanner Vertrag vom 24. August 1923 keine Lösung fanden, weil man sie zurückstellte, um das Vertragsgesamtwerk nicht zu gefährden, seitdem befriedigend gelöst worden. Entspricht die türkisch-irakische Grenzziehung bei Mossul, wie sie schließlich in dem Abkommen von 1926 (am 5. Juni 1926 in Ankara unterzeichnet) vereinbart wurde, auch nicht dem national-türkischen Programm, so wurde in gewissen (bescheidenen) Abgaben, die von der Erdölausbeute auch an die Türkei jährlich zu entrichten sind, doch eine Aussöhnungsbereitschaft zum Ausdruck gebracht. Heute erfreut sich die Türkei wirklich auch der besten Beziehungen zum Irakstaate, wenn auch viel weniger auf der Grundlage irgendeiner Englandfreundlichkeit als auf der des immer schärfer hervortretenden Nationalismus der arabischen Irakbewohner.

Auch an einer anderen Stelle der türkischen Grenzen nach Französisch-Syrien hin, ist dem türkischen Nationalismus nicht voll Genüge geschehen, die Türkei erwartet hier immer noch den Verzicht Frankreichs auf einzelne Gebiete mit türkischer Bewohnerschaft um Alexandrette und Antakya. Bei dem Willen der Franzosen, sich die Türkei wieder mehr geneigt zu machen und die unumstritten erste Wirtschaftsstellung des Deutschen Reiches im Außenhandel mit der Türkei zu schwächen, ist früher oder später mit einer Erfüllung dieser türkischen Wünsche zu rechnen, nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit den laufenden Schwierigkeiten der Franzosen in Syrien.

Noch zwei weitere Rückstände waren aus den Lausanner Abmachungen vorhanden: die Regelung des Schuldenproblems und die Frage der aus der alten Türkei übernommenen ausländischen Konzessionen, zu welch letzteren auch sämtliche in der Türkei betriebenen Eisenbahnen gehörten mit einer

Gesamtlänge von allerdings nur 1378 Kilometern. Das Schuldenabkommen, das die Türkei in langjährigen zähen Verhandlungen erreicht hat, ist außerordentlich vorteilhaft. Die Schulden sind auf 963 Millionen Franken herabgesetzt worden, die mit einem jährlichen Zinssatz von vorderhand nur 5 Millionen Türkische Pfund (1 Türkisches Pfund ungefähr 2 RM.) zu verzinsen sind. Eine Ziffer, die bei einem Budget von durchschnittlich 170 bis 180 Millionen Türkische Pfund nicht mehr stark ins Gewicht fällt. (In der alten Türkei waren allein zur Verzinsung der unter der ausländischen Schuldenverwaltung zu Konstantinopel, der Dette Publique, zusammengefaßten und verwalteten Staatsschulden, 47 Prozent der türkischen Staatseinnahmen diesem Institut direkt verpfändet.)

Auch im Konzessionswesen hat sich der türkische wirtschaftliche Nationalismus restlos durchgesetzt. Heute gibt es kaum ein größeres Unternehmen, in dem nicht türkischer Staat oder Kommune oder Private mindestens mit 51 Prozent der Anteile, meist aber mit viel höherem Satz, vertreten sind. Die fremden Bahnstrecken sind in Kleinasien vollständig vom Staate angekauft. Das Gesamtbahnnetz wurde auf einen heutigen Stand von fast 5000 Kilometern ausgebaut. Die allerwichtigsten Längs- und Querverbindungen, die der alten Türkei fehlten, sind damit geschaffen.

Hierdurch ist nicht nur einer wichtigen Verwaltungs- und Verteidigungsnotwendigkeit genügt, sondern der wirtschaftliche Aufbau, der ganz und gar auf der Landwirtschaft und ihrer Intensivierung aufgebaut ist, hat seine wichtigste Grundlage bekommen. Neben der Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten hat durch Einführung modernen landwirtschaftlichen Geräts, vor allem aber durch Lehrgänge, Mustergüter, durch genossenschaftliche Zusammenfassung der Bauernschaften und nicht zuletzt eine vernünftige Steuerregelung das Land seine Agrarproduktion stark gehoben und sich in der Ernährungsfrage von ausländischer Einfuhr unabhängig gemacht. Auch die landwirtschaftliche Ausfuhr, welche die Grundlage der Handelsbilanz abgibt, wurde nach Umfang und vor allem nach Qualität gesteigert. Auf dem Gebiet der Aufbereitung landwirtschaftlicher Produkte, ihrer Reinigung und Verpackung wurden die ersten nationalen Industrieanlagen geschaffen.

Die übrige Industrialisierung, die ganz schrittweise unter staatlicher Kontrolle und Führung aufgebaut wurde, ist lediglich bestimmt, den wichtigsten Massenbedürfnissen Rechnung zu tragen, und ferner den Erfordernissen der nationalen Rüstung. Ausfuhrindustrie ist nirgends beabsichtigt. Auf dem Gebiet der Zuckererzeugung hat sich das Land schon selbständig gemacht. Ebenso wird die heimische Wolle restlos in türkischen Spinnereien und Webereien verarbeitet. Zur Zeit errichtet man mehrere große Baumwollspinnereien, die ebenfalls den wesentlichsten nationalen Massenbedarf decken sollen. In der Rüstungsindustrie ist man ebenfalls weit vorgeschritten, selbst Flugzeuge werden im Lande hergestellt, aber die eigentliche Schwerindustrie ist noch nicht vollzählig. Sie wird es erst werden, wenn die Montanindustrie die entsprechenden Fortschritte gemacht haben wird. Zur Zeit

werden vorhandene Gruben modernisiert und an den Verkehr angeschlossen. Der Kohlenabbau von Zonguldak steht in stetiger Aufwärtsentwicklung. Vorläufig werden noch erhebliche Mengen exportiert. In den allernächsten Jahren dürfte der Bahnanschluß von dort nach Ankara fertiggestellt sein. Auch die berühmten Kupfergruben von Ergani-Maden werden bald für modernen Abbau eingerichtet und vom Bahnnetz erreicht sein, während für den Eisenabbau noch Entscheidungen zwischen den am günstigst gelegenen Fundorten zu treffen sind, von denen die nähere Gestaltung der Rüstungs-Schwerindustrie abhängen wird.

Die gesamte Entwicklung auf allen Gebieten der Technisierung erfolgt unter einheitlichen staatlichen Gesichtspunkten, unter staatlicher Aufsicht und meistenteils staatlicher Leitung. Auch die kommunale und die private industrielle und unternehmerische Betätigung geschieht im Rahmen des großen nationalen Programms, dem man in äußerlicher Anlehnung an russische Vorbilder den Namen eines ersten und zweiten Fünfjahresplanes gegeben hat.

Die Anlehnung an Rußland ist überhaupt ein Charakteristikum der neuen Türkei. Im Gegensatz etwa zum russischen Einfluß in China, wo eine schwache Staatsgewalt die schädliche Mitgift eines solchen Einflusses nicht hintanhalten kann, ist es der Türkei gegeben, die russischen Einwirkungen auf eine allgemeine, ganz wesentliche Stützung gegenüber den abendländischen Mächten und auf bedeutsame technische und wirtschaftliche Unterstützung zu beschränken. Der kommunistische Einfluß ist in der Ankararepublik gänzlich ausgeschaltet. Auf Grund eines zinslosen russischen Kredites von 8 Millionen Dollar, vereinbart August 1932, der fast ausschließlich in technischen Leistungen und Lieferungen abgetragen wird, werden mehrere Baumwollspinnereien und Webereien erbaut, werden laufend russische Autobusse und Flugzeuge eingeführt.

Auch an anderen auswärtigen Bewerbern um Mitarbeit im Aufbauprogramm fehlt es der Türkei wahrlich nicht. Sie genießt wirtschaftlichen Kredit, gerade weil sie eigentliche ausländische Anleihen nicht aufgenommen hat. Neben dem russischen Kredit besteht noch ein italienischer in doppelter Höhe, abgeschlossen im Winter 1932/33, der ebenfalls zu zwei Dritteln in Lieferungen und Leistungen durchgeführt wird. Die Fristen für die Rückzahlung der Kredite sind sehr weit bemessen, beim Russenkredit sind es zwanzig Jahre, bei vielen Lieferungen auch anderer Staaten sind es zehn Jahre und bei technischen Bauten ausländischer Firmen sind meist die Zahlungsziele doppelt so lang wie die Erbauungszeit. Hier greifen für die Lieferanten fast überall die staatlichen Garantien der sich bewerbenden fremden Länder ein.

Alles in allem genommen hat die Türkei ihr nationales Wirtschaftsprogramm mit Zähigkeit und unter großer Anspannung aber auch mit vollem Erfolg vorwärtsgetrieben. Diese Tatsache spricht sich unter anderem

auch aus in der mit dem planmäßigen Ausbau von Ankara (im Jahre 1923 40000 Einwohner, 1935 gegen 100000) begonnenen Periode verstärkter Städteentwicklung. Mit dieser langsamen, aber wichtigen Verstädterung erfolgt auch eine Unterstreichung des anfänglich so radikal erscheinenden türkischen Kulturprogramms. Zur Aufhebung des Schleierzwangs der Frauen und ihrer völligen Einreihung in das öffentliche Leben, zur Schließung der Klöster, zum Verbot der heimischen Trachten, insbesondere der Kopfbedeckungen, zur Einführung des Schweizer Gesetzbuches und Eherechts, zur Einführung der Lateinschrift, kamen im Spätjahr 1934 neue kulturelle Maßnahmen hinzu, nämlich die vorgeschriebene Schaffung von (erblichen) Familiennamen (wie Kamal Atatürk statt Mustafa Kemal Pascha), das aktive und passive Wahlrecht der Frauen, schließlich die Abschaffung der der Geistlichkeit seither noch belassenen alttürkischen Trachten.

Diese drei neuen kulturellen Gesetze ziehen gleichsam einen Schlußstrich unter einen Wandlungsprozeß, aus dem ein vollkommen modernisierter Staat hervorgegangen ist. Die Strukturveränderung der gesamten Nation hat dank der Besonnenheit, die überall mit der erstaunlichen staatlichen Energie gepaart war, keine schädliche Erschütterung des Volksganzen und des Staates bedeutet, sondern geradezu eine magnetische Gleichrichtung aller nationalen Kräfte im Sinne eines großen gemeinsamen Neubaues, der bestimmt ist der Welt zu zeigen, daß gerade aus unverfälschtem asiatischem Blut durchaus neuzeitliche Staaten geformt werden können; in Vorderasien so gut wie in Japan.

Der Beweis hierfür ist restlos gelungen. Das wäre allein aus dem Widerschein dieser jetzt elfjährigen türkischen Friedensarbeit zu erkennen, wie er sich im östlichen Mittelmeer, im Balkan, im Schwarzen Meergebiet, in Iran und Afghanistan, ja bis nach Zentralasien hineinspiegelt. Wer die Entwicklung der türkisch-griechischen Beziehungen näher verfolgt hat, der konnte sehen, wie sich der unglücklichste und haßerfüllteste Feind der Türkei binnen weniger Jahre zum beflissensten Freund gewandelt hat. Der mißglückte dreijährige Feldzug der Griechen in West-Kleinasien hat verheerende Folgen für Griechenland gehabt: Zusammenbruch, völligen Verzicht und die Aufnahme von anderthalb Millionen aus der Türkei ausgewiesener griechischer Zivilbevölkerung, die das kleine Griechenland erst gegen 1930 einigermaßen verdaut hatte. Trotzdem hat gerade Griechenland die Türkei in den Völkerbund bitten lassen und steht heute, was offizielle vertragliche Bindungen anbelangt, fast am herzlichsten zu Ankara von allen auswärtigen Mächten.

Neben Griechenland sind Rumänien und Jugoslawien mit der Türkei in den seit 1930 alljährlich wiederkehrenden Balkankonferenzen zusammengeschlossen. Diese Konferenzen haben im Februar 1934 den Balkanpakt als Ergebnis gehabt, in dem sich unter anderen die vier Staaten gegenseitige Hilfe zusichern im Falle eines Angriffes von dritter Seite. Man geht nicht fehl, wenn man in dieser von den Balkanstaaten ganz bewußt gepflegten

Beziehung zur Türkei eine Rückendeckung sieht, gegenüber den wirtschaftlichen und politischen Ambitionen anderer westeuropäischer Staaten gerade im Balkan. Man könnte es fast als einen Witz der Geschichte bezeichnen, daß die Länder, die einst mit Hilfe der abendländischen Mächte sich vom Joch der „türkischen Barbaren" befreiten, nach so kurzer Zeit den einst verabscheuten Staat als politischen Freund herbeibitten, um Rückhalt eben gegen die Befreier von einst zu suchen und zu finden.

Nicht weniger gut ist die Verbindung der Türkei nach Osten. Verzweifelt haben die Revolutionstruppen Kemal Atatürks einst um die Aufrechterhaltung der Grenze mit Persien (zirka 300 Kilometer, die bei einem Eindringen Sowjetrußlands in Nordpersien oder Osttürkei verlorengegangen wären, ebenso bei einem Vorstoß der Engländer entsprechend weit über Mossul hinaus) gerungen. Jetzt marschiert der persische nationale Aufbau und der afghanische unter direktem und indirektem Vorbild und Einfluß der kemalistischen Türkei. Besuche des Schahs von Persien in der Türkei (Sommer 1934), Pläne für verbindende Handelsstraßen oder Bahnen (es handelt sich um die alte „Königsstraße" Trapezunt—Erserum—Bajasid—Täbris—Teheran), in Afghanistan eine Fülle türkischer Reformatoren auf allen Gebieten des staatlichen Lebens und die Schlichtung des afghanisch-persischen Grenzstreites vom Dezember 1934 durch türkische Schiedsrichter (Mission des Generals Fachredin-Pascha Februar-März 1935) kennzeichnen diese Ostverbindung der Türken.

Man kann sagen: auf der Plattform der inneren Staatsfestigkeit und der ständig zunehmenden ausstrahlenden Kraft der neuen Türkei erhebt türkischer politischer und kultureller Nationalismus seine Gedanken bereits zu den hohen Zielen einer allgemeineren Führerrolle in Westasien. Ist Ostasien offenbar bestimmt, einer allgemeinen japanischen Führerrolle Gefolgschaft zu leisten, so wird in Westasien dieser Anspruch vermutlich von der künftigen Türkei erhoben werden. Viele, insbesondere politische Hemmnisse stehen hier wohl noch entgegen. Allen am Mittelmeer und am Weg durch den Suezkanal interessierten Mächten wird die Entstehung eines neuen Machtzentrums um Ankara und die türkischen Meerengen sehr unwillkommen sein, aber bekanntermaßen halten sich alle abendländischen Mächte gegenseitig im Schach, während die Asiaten mehr und mehr dem großen Gemeinschaftsgedanken huldigen: „Asien den Asiaten!" und selbst „Der Balkan den Balkanvölkern" zur Parole zu werden scheint.

Türk-Völker sitzen im Kaukasus, in Zentralasien, sogar in Ostturkestan und der historische Einbruchweg der Türken nach dem Mittelmeer und nach Mittelasien nimmt im mongolischen Norden seinen Anfang. Man besinnt sich wieder, wenn auch nicht im Sinne des einstigen Pan-Türkismus und Pan-Islamismus auf die große Rolle, die Türk-Völker und türkischen Dynastien in fast allen Ländern Asiens und bis in die ägyptische Mamelukendynastie gespielt haben, und in denen für diese blutnationale Betrachtungsweise eine natürliche Berufung für staats- und großmachtbildende Führerschaft zum

Ausdruck kommt. Neueste kulturelle Forschungen der Türken betonen heute schon bewußt die nord-asiatische Prägung des türkischen Volkstums. Der Islam wird in dieser Perspektive als semitische Überfremdung abgelehnt und die Übereinstimmung mongolischer Runen mit germanisch-nordischen Runen hervorgehoben. Es wird in diesen Kreisen geplant, alten Beziehungen der arisch-normannischen Urheimat mit den nord-asiatischen Zonen nachzugehen und zu diesem Zwecke sollen kürzlich bereits Studienkommissionen nach Nordskandinavien entsandt worden sein.

Mögen diese kulturellen und großpolitischen Betrachtungen und Tendenzen noch längerer Entwicklung bedürfen, um klarere Bilder zu ergeben, im praktisch-politischen Gebiet bleibt noch ein Wort zu sprechen über die Türkischen Meerengen, die im Lausanner Vertrag zwar eine Regelung, aber eine Regelung mit provisorischem Gesicht erhielten. Die Meerengen sind heute entfestigt, und ein Streifen von vierzig Kilometer Breite ist im Zug der Meerengen internationalisiert. Diese Lage bedeutet eine ständige Gefährdung Istanbuls und damit der europäischen Türkei und natürlich zugleich auch eine Gefährdung des russischen Bundesgenossen.

Im Frühsommer 1934 wollte die Türkei den Antrag auf Wiederbefestigung beim Völkerbund stellen. Sie zog ihn zurück, um dem damals aktuellen Eintritt Sowjetrußlands in Genf auch ihrerseits den Weg zu ebnen. Das Problem der Meerengen hat seitdem nichts an Bedeutung eingebüßt, im Gegenteil: je stärker die Türkei wird, desto bedeutsamer wird dieses Problem für die gesamte abendländische Politik. Auch der mit Recht viel beachtete Bau der ungeheueren Ölleitungen vom Mossulgebiet nach den Mittelmeerhäfen Tripolis und Haifa erfolgt mit im Schatten des türkischen Meerengenproblems und der wachsenden Kraftlinien, die die mit Sowjetrußland verbündete, mit Griechenland, Persien und Afghanistan so befreundete Ankararepublik aussendet.

Eugen Diesel

Europa ohne Kompaß

Worum es geht

Wer sich fragt, worum es sich denn in einem ganz großen geschichtlichen Sinne bei dem ebenso entsetzlichen wie verheißungsvollen politischen Prozeß dieser Jahrzehnte handelt, wird am zutreffendsten und kürzesten antworten: es handelt sich um Europa. Wir nehmen indessen noch keine praktischen Ziele, reifen Ideen und politischen Kräfte wahr, die deutlich auf Europa gerichtet wären. Bei den einzelnen europäischen Völkern sind nationale Zielrichtungen und Ideen sehr heftig, europäische nur matt in Wirksamkeit. Die nationalen Leitgedanken und -gefühle können kaum noch deutlicher, als es bereits der Fall ist, herausgearbeitet oder politisch wirksam gemacht

werden. Sie sind im Begriffe, an Grenzwerte zu stoßen, jenseits welcher sich neue Ziele abzeichnen. In der Entwicklungsgeschichte der Nationalismen erleben wir heute die Epoche angestrengtester Steigerung. Ist es denkbar, noch nationaler zu sein? Können die Nationen noch mehr darstellen, sich noch mehr zum Gesetz allen politischen Handelns machen wollen, als es heute erlebt wird? Nunmehr sollte die gestraffte Fruchtkapsel des Nationalismus aufspringen und ihre Samen in das Erdreich der Zukunft schleudern. Heißt dieses „Europa"? Wann und wie werden diese Samen aufgehen? Als gierige, fleischfressende Pflanzen, deren jede Europa aussaugen möchte? Oder als eine auf dem gleichen Mutterboden aufeinander angewiesene Pflanzengemeinschaft?

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß die Völker sich zur Vermeidung großen Unheils später oder früher einer europäischen Gemeinschaft werden unterwerfen müssen, über deren Verfassung und Form noch die verschiedensten Meinungen herrschen. So zahlreiche, dicht besiedelte, hoch organisierte und kultivierte Völker mit soviel gemeinsamem Besitz haben nach der Vollendung ihrer nationalen Reife und der politischen (wenn auch nicht kulturellen) Durchmessung ihrer völkischen Kreise die Aufgabe, eine gemeinsame europäische Ordnung zu finden.

Das treibende Kampfgeschwader

Sobald wir nach einer europäischen Ziel- oder Willensrichtung fragen, erkennen wir, daß das Geschwader der europäischen Nationen noch nicht bewußt in der europäischen Richtung steuert. Es ist kein Flaggschiff da. Der Kompaß jedes einzelnen Schiffes weist nach einer anderen Richtung, die man durch möglichst rücksichtslose Fahrt einzuhalten sucht, was man nationalpolitische Weisheit nennt. Dabei erleiden die Galeeren dieses anarchischen Geschwaders manche abscheuliche Havarie, und die einzelnen Schiffe, auch die widerspenstigsten, werden durch den harten Zwang der Zeitgesetze doch immer wieder gezwungen, der Gesamtrichtung der Flotte zu folgen, die, man sage was man wolle, doch schon so etwas wie eine europäische Richtung ist.

Aber diese Richtung ist eine schwer zu sichtende, unentschiedene europäische Zickzacklinie, etwas zwar Vorhandenes, irgendwohin Weisendes, jedoch in deutlichen politischen Ausdrücken kaum zu Beschreibendes. Wohin also zeigt die Nadel des Kompasses? Ist überhaupt ein Kompaß vorhanden? Nein! Hohe Sternbilder mögen uns leuchten, wenn der Himmel gerade klar ist, und das Geschwader der Völker mag bei allem Gezeter und Gehader ihrer Kapitäne ahnungsvoll unbewußt schon eine europäische Richtung verfolgen. Aber einem durch Sturm und Nebel weisenden politischen Kompaß folgen wir nicht.

Soll man daraus die Folgerung ziehen, daß das gemeinsame Segeln des Geschwaders eine alberne Sache sei, und daß es besser ist, die eigenen Galeeren nicht nur zu panzern, sondern mit scharfen Rammsporen zu versehen, um die lästigen Mitsegler, wo sie im Wege stehen, in den Grund

zu bohren? Auch so etwas mag man eine Idee nennen, wenn man will. Es ist die taktische Idee der Seeschlacht bei Salamis, aber eine politische Idee europäischer oder selbst wahrhaft nationaler Art ist das nicht. Zwischen den Völkern Europas gelten nur die Vorstellungen von einem politischen Mechanismus, den man so bedienen soll, daß der Teil des Mechanismus, den man selbst darstellt, möglichst wenig, die anderen Teile hingegen möglichst heftig geschädigt werden.

Der Zweifel an Europa

Bei dieser häßlichen und für uns alle gefährlichen politischen Akrobatik schwebt den Beteiligten das Europäische nur sehr dumpf als etwas Gemeinsames vor. Man hält sich an die Vorstellungen und Hebel, mit denen etwas anzufangen ist, und wenn es auch etwas Schlechtes und Dummes ist. Dies Üble und Törichte gilt auf alle Fälle mehr als die Nichtigkeit oder Utopie, wofür man die europäische Bestrebung hält. Die Fahrt ins blaue Niemandsland, wohin noch kein Kompaß weist, möchte kein „Verantwortungsbewußter" mitmachen.

Daß die einzelnen Völker politisch in Wirksamkeit sind, Europa aber nicht, dient als Beweis für die Ohnmacht des Europäischen. Darüber hinaus macht sich sogar das Bestreben geltend, die nationalen Kräfte zur Zerstörung der keimenden europäischen Möglichkeit anzusetzen. Man weist dabei darauf hin, daß nationale Kräfte seit langer Zeit wegweisend am Werke gewesen sind und daß sie gleichwohl Europa nicht zerstört haben; ferner daß ihr früheres Zusammenwirken ohne besondere europäische Ideologie sogar manche Blüte Europas hervorgerufen habe. Aber es handelte sich eben um ein Zusammenwirken, und die früher beobachtete Blüte und Kraft eines mangelhaft zusammenwirkenden Europa läßt ahnen, was aus ihm bei einem rechten Zusammenwirken werden kann.

Zudem muß man sich vorhalten, daß der europäische Nationalismus früher nicht so entwickelt war wie heute, wo sich gerade aus der Steigerung des Nationalismus die europäische Frage stellt.

Der europäische Regler vor dem Weltkrieg

Sind wir berechtigt, den Zustand zwischen den Nationen während des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts überhaupt ein Zusammenwirken zu nennen und ihn unserer Zeit als einer im europäischen Sinne steuer- und führungslosen Epoche entgegenzustellen? Während des 19. Jahrhunderts bildete sich in der Tat zwischen den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre Spannkraft, Tätigkeit und Bewaffnung im imperialistischen Sinne steigernden Nationen ein Regler: der politische und wirtschaftliche Liberalismus, besser gesagt, eine ausgleichende Gebarung und politische Arbeitsweise inmitten einer allgemeinen Fortschrittsstimmung. Man lebte „nationalliberal", das heißt, man verzichtete weder auf den nationalen und

imperialistischen Drang, noch auf das freiheitlich-humane Element, in welches man den Nationalismus einbettete. Man glich aus, verkehrte international, machte Weltgeschäfte, erfreute sich einer schwer zu beschreibenden europäischen Atmosphäre des „laissez faire, laissez aller" und schlitterte doch auf diesem glättenden Schmieröl angenehmer liberaler und nationaler Zustände in den Weltkrieg hinein.

Dieser Liberalismus war keine Idee, sondern ein psychologisches Kompromiß. Er war nicht „europäische Politik", die damals noch gar nicht entdeckt war. Aber er war ein nicht unzweckmäßiger, wenn auch schließlich versagender Ausgleich gegen die Gefahren des Nationalismus in einem weder ideell noch politisch gefestigten Europa. Eine Reihe von Jahrzehnten konnte es den europäischen Völkern auf diese Weise verhältnismäßig gut gehen; und der Liberalismus hat im gewissen Sinne seine Aufgabe eines halb humanen, halb nationalen Ausgleiches zwischen den Völkern eine Zeitlang gar nicht übel erfüllt. Schließlich mußte sich der human-liberale Ausgleich in Europa als zu kraftlos herausstellen.

Heute wird der politische Mechanismus Europas durch die nationalen Kräfte überbeansprucht. Hierbei fehlt es ihm an dem altgewohnten Schmieröl des liberalen Ausgleichs, die Lager der Maschine sind trocken und beginnen heiß zu laufen. Hart und erbarmungslos arbeitet der politische Mechanismus ohne praktische Regelung durch die europäische Idee, nur mit den einzelnen gegeneinander gerichteten nationalen Ideen. Bei solch allgemeinem Mißstand wird es viel deutlicher als früher, daß es sich schließlich doch um Europa handelt. Aber wir sahen, daß der politische und ideologische Kompaß für die neue Richtung noch nicht vorhanden ist.

Morgendämmerung der neuen Idee und Aufgabe

Eine höhere politische Ordnung muß sich als europäische Idee nicht nur als ein Ausgleich oder Stimmung, sondern mit wuchtigem Ernst neben und über die nationalen Ordnungen stellen. Der Erdteil muß als Einheit höherer Art genau so bewußt werden, wie einstmals die Völker und Nationen als Einheiten höherer Art hervortraten. Die Völker Europas müssen beginnen, als Geschwader zu segeln und ablassen, sich in wüsten und wirren Schlachten um die machtvolle Entfaltung zu bringen, die zu erwarten ist, wenn Europa seinen Kompaß erhält.

Solche Dinge sprechen sich einfach aus. Aber was bedeutet es, wenn aus der Not der Völker ein großer Beweggrund europäischer Art die Gemüter ergreift und in seinen Bann zwingt? Nicht mehr und nicht weniger als ein ganz neues politisches, geistiges und sittliches Denken und Fühlen, unvergleichbar demjenigen, das bis zum Weltkriege und nachher zwischen den Völkern (international) galt. Es kommt diesmal als wahrer politischer Ernst, als eine gewaltige Aufgabe aus den Völkern heraus und ist geeignet, die Farbe, Stimmung und Richtung unseres Daseins von Grund auf im Sinn einer neuen Epoche zu verändern.

Die kommende Epoche und ihr Zielbild

Ein völliger Umbruch, ein gänzliches Anderswerden des Abendlandes ist zu erwarten als Folge eines neuen Verhältnisses der Völker zueinander und eines neuen politischen Gefüges, anderer Gesinnung des Einzelnen wie der Masse. Die unbeschreibliche Vielfalt, der unendliche Reichtum des abendländischen Wesens hat im politischen Leben kaum noch zu ertragende Spannungen hervorgerufen. Ein europäisches Ziel kann nur angesteuert werden, wenn die Fülle der qualvollen geistigen und seelischen Widersprüche und Beweggründe durch eine einfache und große Zeitidee wirksam überbrückt wird, was unweigerlich auch die größten politischen Folgen haben müßte.

Die einzige politische und kulturelle Idee, würdig von den größten Politikern, den edelsten Geistern, den vaterländischen Kämpfern und der Jugend aufgegriffen zu werden, die einzige, die im Bunde mit der erfüllten oder sich erfüllenden nationalen Idee ins Freie und Große führt, ist die europäische Idee.

Erkennt man die Notwendigkeit einer gemeinsamen europäischen Richtung an, ist man sich ferner darüber klar, daß die Vielfältigkeit der Völker nicht leidet, wenn man ihre Vielstrebigkeit durch ein wachsendes politisches Einheitsbewußtsein versöhnt, so bedeutet diese Erkenntnis nichts Geringeres als das Folgende: wir haben die Anfänge einer Epoche zu gestalten, in welcher der Umbruch aller Werte nicht aufzuhalten ist, in der keine politische oder kulturelle Form und Kraft der Vergangenheit für sich vereinzelt kraftvoll genug und imstande wäre, die Idee des Kommenden zu vertreten und die Herrschaft des europäischen Geistes zu begründen. Das bedeutet weiter, daß nichts unangetastet bleibt, daß nichts sich der Umschmelzung entziehen kann, wenn erst einmal Ideen und Leitbilder in Erscheinung treten, auf welche die Entwicklung des anhebenden Zeitalters begründet werden kann. Wir schreiten in ein Zeitalter, das sich von allen vergangenen Zeiten gründlich unterscheidet.

In solcher Zeit steht der Einzelne wie das Volk vor der Aufgabe, zu dem nationalen Bereich im Fühlen, Denken und Handeln auch den europäischen Bereich hinzuzunehmen. Wiederum spricht sich das einfach aus, aber es schließt seelische und praktische Aufgaben von unbändiger Schwierigkeit in sich. „Das Streben nach nationaler Abschließung steht aber gerade darum in einer engen Beziehung zu diesem weltumfassenden Zuge unserer Zeit, weil es ihm widerspricht; es ist der Rückschlag davon. Wir fühlen die elementare Macht des Naturgesetzes in diesem Strom der Weltinteressen; wir müssen hinein und ihm folgen, wollen uns aber zugleich zusammenhalten, damit er uns nicht auseinanderreißt und fortreißt: daher dieser Widerspruch, dessen sich jeder von uns bewußt wird, der in sich selbst und in seine Zeit hineinschaut." (Ratzel)

Das Fortarbeiten jenes politischen Mechanismus, den man nicht abstellen kann, wird das kommende Europa heraufführen helfen: er wird

durch den harten Zwang der nicht endenden Nöte und die langsam zunehmende Macht der neuen Idee zu einer Arbeitsweise gebracht werden, die Europa und seinen Völkern angemessener ist als die Methoden, Gewohnheiten und Konstruktionen von heute. Die europäische Idee aber wird politisch wirksam werden, sie wird sich im Geist und Wesen zunächst einzelner, dann einer zunehmenden Schicht politisch fähiger Menschen formen und im politischen Leben tatsächlichen Einfluß gewinnen. Diese Leute werden ausgezeichnet sein durch eine bestimmte seelische und charakterliche Haltung, durch eine Kraft des Gemüts, die nicht mit trübem Mißtrauen an das Ziel Europa herangeht. Sie muß souverän, mutig, klar, jeder Phrase und taktischer Agitation abhold sein. Innere Sicherheit – die ist vonnöten, um jene so einfach zu fordernde, so schwer zu verwirklichende Tat zu leisten. Wir brauchen in Zukunft nicht die vor den größten Aufgaben Zaghaften, die Beschränkten, die aus mangelndem Zutrauen stets nach kleineren Zielen hin Entsagenden, die diese Zielchen um so lauter verkünden, je weniger Mut sie für die wahrhaft großen und zeitgemäßen Ziele haben. Wer schließt sich der Strömung an, die das Große und Zeitgemäße will? Die nächsten Jahre zwar werden schreckliche Ereignisse bringen, auf die sich der Enge und Unfreudige als Gegenbeweis berufen mag. Aber sehr bald wird klar werden, daß die Kämpfe der kommenden Zeit sinnvoll nur gedeutet werden können aus dem, was trotz allem und allem in einem europäischen Sinne ans Licht treten möchte.

Bei dem, was hier gefordert wird, handelt es sich nicht um Liberalismus, Internationalismus und Utopie. Es geht hier um eine Aufgabe, um die politische Schlagworte und unklare Begriffe noch nicht herumgewuchert sind, und die darum von den ewig Gestrigen, deren Blick nicht in das Kühne und Zukünftige dringen möchte, mit Phrasen, Mißtrauen und veralteten, die Sache nicht treffenden Urteilen abgetan wird. Eins ist sicher: stehen große politische Umwälzungen in Europa bevor, so wird die Umwälzung auch alle übrigen, mit dem Geist und Gemüt des Menschen zusammenhängenden Gebiete ergreifen. Diese Umwälzungen aber *stehen* bevor. Darum *wird* alles Gefühl und Denken, Dichten und Schaffen von dem Sturm ergriffen werden. Es ist dieser apokalyptische, über Europa hinbrausende Sturm, dessen Blitze das Wissen um größte Wandlungen, Bewegungen und Verheißungen entzündet. Das gefährliche Licht wird strahlen über Arbeit, Staat, Kultur, Religion, Philosophie.

Es handelt sich im Leben immer um Aufgaben, nicht um billige Prophezeiungen oder Meinungen. Die Aufgaben des Zeitalters – mögen sie sich erfüllen oder nicht – rufen die einfachste, beste und anständigste Schicht des europäischen Menschen, der europäischen Jugend in die Arena gewaltiger Geschicke. Jubeln wir dem Geschick, jubeln wir der Aufgabe zu! Noch nie war eine Aufgabe schwerer, aber auch noch nie großartiger und lohnender. „Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich, und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir."

Ernst Samhaber

Die Verkehrserschließung von Südamerika

Wir leben in einer Zeit des Verkehrsumbruches. Die Motorisierung, die erst die technischen Hilfsmittel voll entwickeln mußte, beginnt, dem Verkehr neue Wege zu weisen. Das Beginnen der Reichsautobahnen zeigt, wohin diese Entwicklung noch führen kann. Bisher haben rechtliche (steuerliche) und wirtschaftliche Bedenken (Rücksicht auf die Eisenbahnen) die volle Entfaltung zurückgehalten. Erst jetzt will man den neuen Bedingungen des Verkehrs Rechnung tragen und dem Auto auch die ihm eigenen Straßen geben. In einer solchen Zeit lohnt es sich, die Geschichte des Verkehrs mit Sorgfalt zu studieren, nicht nur um aus der Geschichte zu lernen, sondern auch die stolze Zuversicht aus ihr zu schöpfen, daß jede Steigerung der Verkehrsmöglichkeiten auch ein wirtschaftliches und politisches Aufblühen der Völker nach sich gezogen hat.

In keinem Erdteil läßt sich das so klar und deutlich erkennen, wie in Südamerika. In Europa und Asien verliert sich die Geschichte der großen Verkehrslinien in den Anfängen menschlicher Geschichte überhaupt, in Nordamerika und Australien geht das Tempo der Erschließung durch die Eisenbahnen mit so verwirrender Geschwindigkeit vor sich, daß ein tieferes Eindringen außerordentlich erschwert wird. In Südamerika gab es zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer, also 1499, überhaupt keinen Verkehr in unserem Sinne, aber dann setzt eine stetige Entwicklung ein, die gleichmäßig bis in unsere Tage fortschreitet.

Die Ursache für das Fehlen eines Verkehrs bis ins 16. Jahrhundert ist der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln. Wir dürfen nicht vergessen, daß es in Südamerika vor dem Erscheinen der Europäer keine Pferde oder Rindvieh gab, ebensowenig eine Schiffsbautechnik, die über den Kanubau hinausgegangen wäre. Es gibt heute noch in Südamerika ziemlich dicht besiedelte Gebiete, für die das Rad, also erst recht der Wagen, völlig unbekannt sind. Das Tragtier der Inkas, das Lama, kann nur einen ungenügenden Ersatz bieten, sowohl der Langsamkeit der Bewegung wegen als der Begrenzung der Tragfähigkeit.

Dennoch läßt sich mit Recht sagen, daß das Reich der Inkas so weit gereicht hat, wie das Lama Lebensmöglichkeiten fand. Die Reiche der Caraiben beruhten auf den Flußverbindungen, und so war selbst der erste primitive Verkehr doch geschichtsbildend. Das Fehlen besserer Verkehrsmittel hat aber eine eigenartige Folge gehabt, es gab in Südamerika vor dem Eintreffen der Spanier keine Städte. Das, was wir als solche bezeichnen, wie etwa die Residenz der Inkas Cuzco, waren nur Kultstätten, in die zu den großen religiösen Festen die Bevölkerung der Umgebung hineinströmte und in denen in den übrigen Zeiten die zahlenmäßig geringen Truppen des

Inka und die Priester wohnten. Wir wissen von Mexiko, daß bei solchen Festen dreißig- bis vierzigtausend Menschen in die Stadt kamen, die sich alle selbst beköstigen mußten und die meist in primitiven Hütten wohnten, die sie sich selbst bauten. Es gab sonst keine Möglichkeit, größere Lebensmittelmengen regelmäßig zu bewegen, und da die „Städte" meist sehr hoch gelegen waren, mußten die Lebensmittel sehr weit hergebracht werden. In Mexiko war das insofern anders, als die Städte an Seen lagen, die eine Versorgung aus weiterer Umgebung zu Schiff zuließen.

Das wurde völlig anders, als die Europäer kamen. Sie brachten das Pferd, das Rind und den Wagen. Ihrer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung nach strebten sie zunächst in Städte, und so gründeten sie in den ersten Jahrzehnten ihrer Herrschaft fast alle die Städte, die es heute in Südamerika gibt. Die hervorragend angelegten Inkastraßen konnten sie allerdings nur zu einem geringen Maße benutzen, denn diese waren auf den Verkehr der Menschen und des Lama, nicht des Wagens eingerichtet, deswegen überwanden sie die schwierigen Gebirgsstrecken häufig durch Treppen, was für die Spanier mit ihren rollenden Verkehrsmitteln unmöglich war. Der Vorwurf, daß die Spanier nur aus Unfähigkeit und Trägheit die wundervollen Inkastraßen hätten verkommen lassen, zeigt nur den Mangel an geschichtlichem Wissen. Die Verkehrserschließung Südamerikas durch die Spanier ist eine ganz gewaltige Leistung gewesen, der sich kaum eine andere zur Seite stellen läßt.

Vergleichen wir etwa Südamerika mit Afrika, womit es wegen seiner Gestalt und Lage gewisse Ähnlichkeiten hat, so sehen wir, daß noch nicht fünfzig Jahre nach seiner Entdeckung Südamerika bereits mehrfach durchquert worden war. Orellana war den Amazonas hinuntergefahren (1542), Ordaz den Orinoko hinauf (1532), Cabot war 1527 den Parana, Irala 1548 den Paraguay hinaufgefahren, auf dem Landwege waren damals bereits sowohl die Verbindung vom La Plata nach Chile wie nach dem Alto Peru, der Hochfläche des heutigen Bolivien, vielbegangene Verkehrsstraßen geworden. Vergleichen wir damit, daß Afrika erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durchquert wurde, obwohl dieser Erdteil seit den ältesten Tagen der menschlichen Geschichte bekannt war.

Das Problem der Verkehrserschließung lag aber nicht in der Entdeckung von Verkehrsmöglichkeiten, sondern in der Erschließung des Landes durch den Verkehr, und dem stand auf amerikanischer Seite die Selbstgenügsamkeit der einheimischen Bevölkerung, auf Seite der Europäer die geringe Zahl und die Schwierigkeit des Verkehrs mit dem Mutterlande entgegen. Die damaligen Verkehrsmittel ließen nur den Transport von sehr hochwertigen Gütern zu, und das waren die tropischen Plantagenerzeugnisse (Zucker, Tabak, Kaffee, Gewürze und so weiter) und die Edelmetalle. So entwickelt Spanien den tropischen Plantagenbau an der geographisch günstigsten Stelle seines amerikanischen Kolonialreiches, auf den Antillen und an der

Küste des Karaibischen Meeres, der Küste von Mexiko, Mittelamerika, Kolumbien und Venezuela, während Portugal seine Plantagen an der brasilianischen Küste entwickelt. Das Monopol der Portugiesen im afrikanischen Sklavenhandel, das im 17. Jahrhundert auf die Engländer übergeht, läßt nun die spanische Plantagenwirtschaft verkümmern, genau so wie umgekehrt die brasilianische Plantagenkultur zurückgeht, als England den Sklavenhandel beherrscht. Diese Plantagen liegen meist an der heißen Küste und brauchen so gut wie keinen Verkehr zu Lande. Wo er nötig ist, etwa wie in Venezuela, handelt es sich nur um kurze Strecken, und dann gibt es meist ganz hervorragende Straßen.

Das andere große Ausfuhrgut waren die Edelmetalle, die meist in sehr entlegenen Bergwerken in außerordentlicher Höhe (Potosi fünftausend Meter) gewonnen wurden. Das setzte wiederum sehr entwickelte Verkehrsbedingungen voraus, sowohl zum Transport der Edelmetalle zur Küste wie zur Verpflegung der Minenarbeiter in dieser Höhe, wo nichts mehr wächst.

Das eigentliche Verkehrsproblem Südamerikas lag aber nicht in der Ausfuhr, sondern in der Erschließung des Landes, in dem Hineinfließenlassen der europäischen Güter bis ins letzte Indianerdorf, um dort den Wunsch zu erwecken, aus der Selbstgenügsamkeit herauszukommen, durch eigene gesteigerte Arbeit teilzunehmen an den Schätzen einer höheren Kultur, des alles entwickelnden Welthandels. Stößt dieser Gedanke der Belebung der Wirtschaft durch die Eingliederung in den Welthandel bereits in Europa auf starken Widerstand, so läßt sich denken, wie die indianische Bevölkerung der Wirtschaft der herrschenden Spanier abhold war und lieber in primitiven Verhältnissen verkümmerte, als das Land dem Verkehr und damit dem fremden Einfluß erschloß.

Von der wirtschaftlichen und seelischen Revolution, die unter der spanischen Herrschaft durch den Verkehr über Südamerika hinwegschritt, können wir uns nur schwer einen Begriff machen. Bedenken wir, daß bis dahin jedes Indianerdorf autark gewesen war, mit einem Anbau, der so gut wie völlig jedem Einfluß von Witterung (durch die künstliche Bewässerung im Inkastaat) und Marktlage entzogen war, in einem absoluten Gleichklange der Jahre, und nun wird die gesamte Wirtschaft umgestellt von der Kartoffel auf das Getreide, von der Selbstversorgung zur Versorgung der neuen Städte und der in unendlicher Höhe liegenden Minenstädte (Potosi hatte in seiner besten Zeit über hunderttausend Einwohner), von der halbkommunistischen Gemeindewirtschaft auf den Großgrundbesitz. Wenn auch dem Indianer der Verbrauch europäischer Industrieerzeugnisse verschlossen bleibt, so muß er jetzt dem Grundbesitzer den Zoll entrichten, damit dieser in den Städten diesen Luxus genießen kann. Der indianische Landarbeiter trägt durch seine Feldarbeit die Kosten des Silberbergbaus, der die Wirtschaft Europas in jenen Jahrhunderten von Grund auf umgestalten soll.

Neben dem Luxus der Reichen, also der spanischen Grundbesitzer, Beamten und der Geistlichkeit entwickelt sich aber im spanischen und ähnlich im portugiesischen Kolonialreich auch ein richtiger Massenluxus, der das

Verkehrswesen neu gestaltet, nur daß es sich dabei weniger um die Einfuhr europäischer Waren als um den Transport amerikanischer Erzeugnisse handelt. Man versteht die koloniale Wirtschaft Südamerikas und dessen Verkehr nicht, wenn man nicht diese Umschichtung des Massenkonsums berücksichtigt. Das ist einmal der Fleischkonsum. Aus den großen Prärien Argentiniens gehen die „Viehstraßen" östlich die Kordilleren entlang nach Norden, um nicht nur die Minen des heutigen Bolivien, sondern auch die Gebirgstäler Perus bis Cuzco hinauf mit Vieh zu versorgen. Ähnlich verlaufen die Viehstraßen Brasiliens aus den Ebenen des Südens, also des heutigen Parana, bis weit nach Norden, bis Pernambuco. Im Norden sind die Llanos von Venezuela die großen Lieferanten von frischem Fleisch. Diese Viehstraßen zeichnen sich dadurch aus, daß das Vieh sehr langsam vorwärtsgetrieben wird, so daß es unterwegs dauernd fressen und sich von Zeit zu Zeit wieder aufmästen kann.

Einen viel schnelleren Verkehr verlangt der Paraguaytee, der Maté, der meist im südlichen Brasilien gewonnen wurde. Maté stellte während der Kolonialzeit das wichtigste Einfuhrgut Chiles dar, und die große Straße Buenos Aires—Santiago de Chile verdankt seinem Transport den größten Teil ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Ein anderes Massengut ist das Salz, das auf ganz besonderen „Salzstraßen" den Weg zur Küste oder zum Konsumenten findet. Räumlich noch enger begrenzt sind die Goldstraßen Brasiliens gewesen, da hier es das Staatsinteresse, also die Erhebung des sehr hohen Goldausfuhrzolles (entsprechend dem „königlichen Fünften" im spanischen Kolonialreich) die scharfe Kontrolle auf ganz wenigen Straßen notwendig machte. Neben der offiziellen Goldstraße gab es natürlich auch vielbegangene Schmugglerstraßen, die dann später sich zu wichtigen Verkehrsadern entwickelten.

Diesen aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen erwachsenen Straßen kann man die politischen Straßen gegenüberstellen, die aus verwaltungstechnischen und militärischen Gesichtspunkten zur bewußten Erschließung des Landes gebaut und unterhalten wurden. Da waren in der Kordillere die Längsstraßen, die sich vielfach den alten Inkastraßen anschlossen, mit der Fortsetzung im chilenischen Längstal bis an die Grenze zu den unbezwungenen Araukanern.

In Argentinien war es der große Handelsweg, der von Buenos Aires etwa fünfhundert Kilometer nach Nordwesten führte, zum Tercerofluße bis zum heutigen Orte Villa Maria, sich immer in gewisser Entfernung vom Parana haltend. Dann teilte sich der Handelsweg. Eine Strecke führte nach Nordwesten über Cordoba, Santiago del Estero, Tucuman, Salta, Jujuy nach Peru, während die andere Straße über San Luis, Mendoza nach Chile führte. Der Grund für diese Straßenführung lag in dem Bestreben, sowohl die gefahrbringende Pampa im Süden, in der die Indianer bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fast unbeschränkt herrschten, als auch den Urwald im Norden zu meiden, aus dem ebenfalls räuberische Indianerüberfälle drohten.

In Brasilien fehlt, entsprechend der ganz anders gestalteten portugiesischen Verwaltung, ein ähnliches, von der Verwaltung aufgebautes Straßensystem, und deswegen schreitet die Erschließung des Inneren nur viel langsamer vorwärts entsprechend den Goldfunden im 18. Jahrhundert. Dafür hat Brasilien ein ausgebildetes Flußsystem, das vor allem von den Paulistanern, den sogenannten Mamelucos, ausgezeichnet zu ihren großen Sklavenraubfahrten bis weit ins spanische Gebiet hinein, sowohl an den Paraguay wie bis in die Quellflüsse des Amazonas und in den Unterlauf des San Francisco ausgenutzt wurde. Die Spanier haben dagegen mit ihren Flußsystemen wenig anfangen können. Den La Plata haben sie ganz vernachlässigt, so daß sich die Portugiesen an der Mündung festsetzen konnten, bis Spanien ihnen 1750 das heutige Uruguay gegen die Jesuitenmissionen am oberen Parana umtauschte, und auch den Orinoko gestalteten sie nicht zur großen Verkehrsstraße aus, wie das technisch wohl möglich gewesen wäre. Die Ursache dafür liegt aber nicht im schlechten Willen und der systematischen Unterdrückung der Kolonie zugunsten des Mutterlandes, wie öfters behauptet wird, sondern in der Unmöglichkeit, im Urwald einen Bedarf für den Verkehr zu schaffen. Die Indianermissionen am La Plata-System wie am Orinoko beruhten nicht auf der Monokultur einiger Ausfuhrerzeugnisse, sondern waren durchaus auf der indianischen Selbstgenügsamkeit aufgebaut und brauchten keinen Verkehr. Das zeigte sich im großen, als die südamerikanischen Länder unabhängig wurden. Statt zuzunehmen, nahm der Verkehr im 19. Jahrhundert ab.

Die einzelnen Länder schlossen sich durch hohe Zollschranken ab, der Diktator Rosas von Argentinien blockierte den Zugang Paraguays zum Meer, er selbst mußte viele Jahre lang die englisch-französische Blockade seiner Häfen dulden, und die zerrütteten Währungsverhältnisse ließen einen Verkehr zwischen den neuen Republiken nicht sich entfalten. Die große Wende kam erst, als nach einer allgemeinen Stabilisierung der politischen Verhältnisse das neue Verkehrsmittel der Eisenbahn bisher ungeahnte wirtschaftliche Möglichkeiten erschloß. Wenn wir aber genauer zuschauen, so hat die Eisenbahn eigentlich nur die argentinische Pampa erschlossen.

Gewiß begann die Eisenbahn in Südamerika als Stichbahn von der Küste zu einem nahegelegenen Bergwerk (die erste Eisenbahn in Chile Caldera—Copiapo 1851), aber dabei handelt es sich um eine technische Erleichterung, nicht um eine grundsätzliche Neugestaltung. Die Eisenbahn hat ferner den Verkehr auf den alten Handelsstraßen verbessert, das heißt sowohl beschleunigt wie verbilligt. Brauchte im 18. Jahrhundert ein Transport von Buenos Aires nach Mendoza etwa vierzig bis fünfzig Tage, so hatte die Verbesserung durch die schnellen Pferdewagen bereits in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine bedeutende Beschleunigung gebracht. Was bedeutete aber die Beschleunigung auf die Hälfte gegenüber der neuen Eisenbahn! Diese wird von Rosario 1866 angefangen und erreicht 1882 Mendoza früher, als daß sie (1888) mit der Hauptstadt Buenos Aires verbunden wird,

aber erst 1910 führt der Transandino über das Gebirge hinweg bis nach Chile, und erst nach dem Weltkriege wird die direkte Verbindung mit dem Hochlande von Bolivien fertiggestellt. Ähnlich entsteht auch in Chile die Eisenbahn neben der alten Straße zur Verbilligung des bereits bestehenden Verkehrs, ohne eine wirkliche Umwälzung herbeizuführen, sondern nur eine gleichmäßige Entwicklung bewirkend.

Anders ist es in der argentinischen Pampa. Hier gibt erst die Eisenbahn die Möglichkeit, den Getreidebau zum Zweck der Ausfuhr nach Europa auszudehnen, und nun ergießen sich die Scharen der europäischen, vor allem der italienischen Einwanderer in das neuerschlossene Land. Wir sehen also ein Bild, was der Erschließung Nordamerikas durch die großen Eisenbahnen entspricht. Ähnlich wie in Nordamerika sind auch die argentinischen, meist mit englischem Kapital gebauten Eisenbahnen die Träger der Kolonisation der weiten Ebenen, sie werden mit allen Arbeiten, Wasserversorgung, Hafenbauten, Erntekrediten und so weiter belastet, und zum Ausgleich erhalten sie von der Regierung weite Strecken Landes als Ersatz für ihre Unkosten zugewiesen. Die Eisenbahnen ermöglichen erst den Getreidebau für die Ausfuhr nach Europa, und selbst für die Eisenbahnen ist der Transport des Weizens auf dreihundert Kilometer bis zum nächsten Hafen beschränkt. Darüber hinaus kann Weizen nicht mehr im Preise die Transportkosten decken, und dabei machte der Weizentransport im Jahre 1914 von der Westbahn (Argentino Oeste) 61,7 Prozent, von der Südbahn 34,3, vom Pacifico 41,8 und von der Zentralbahn 46,6 Prozent aller Transporte aus.

Viel schwieriger ist die Erschließung des Inneren, da ist es mehr die Versorgung der großen Hafenstadt Buenos Aires mit zwei Millionen Einwohnern aus dem Inneren, also mit Zucker aus Tucuman und mit Trauben aus Mendoza. Aber hier müssen stets hohe Zollschranken den Wettbewerb des Auslandes ausschließen, bis sich die neue Kultur entwickeln kann. Bestimmend bleibt für die südamerikanische Wirtschaft die Exportkultur, meist eine Monokultur bestimmter Erzeugnisse, wie des Weizens in Argentinien, des Kaffees in Brasilien. Die Folge ist, daß über drei Fünftel der südamerikanischen Bevölkerung überhaupt in einem schmalen Streifen lebt, der nur bis zweihundert Kilometer von der Küste entfernt ist.

In dieser Tatsache liegt das Problem der Verkehrserschließung von Südamerika. Alles, was bisher geschehen ist, kann nur als erster Anfang gewertet werden. Aber während vor der großen Weltwirtschaftskrise die psychologischen und politischen Voraussetzungen für eine wirkliche Verkehrserschließung fehlten, da die Blicke Südamerikas nur nach außen, nach Nordamerika und Europa gerichtet waren, sind heute die Bestrebungen der Erschließung des inneren Marktes sehr viel stärker und einflußreicher geworden, besonders da auch die Hoffnung auf die großen nordamerikanischen Anleihen geschwunden ist. Es wäre sehr erfreulich, wenn an dieser neuen Verkehrserschließung Deutschland mit seiner industriellen Technik einen entsprechenden Anteil haben würde.

Friedrich Solger

Das Geschichtsbild der Geologie

Wenn man die Geographie eine Philosophie des Raumes genannt hat, dann ist die Geschichte eine Philosophie der Zeit. Wie Kopernikus uns das Raumbild geweitet hat, so daß wir uns nicht mehr durch die Himmelsglocke von der Unendlichkeit getrennt fühlen, sondern unmittelbar in sie hinausschauen, so hat die Erdgeschichte uns den Vorhang weggezogen, der mit der Vorstellung von der Erschaffung der Welt vor fünftausend Jahren uns von der unendlichen Vergangenheit trennte. Wie wir seit Kopernikus gelernt haben, in allen Himmelskörpern Verwandte der Erde zu sehen, so hat der Entwicklungsgedanke uns gelehrt, in Tier und Pflanze das uns Verwandte zu erkennen und die große Einheit des Lebens und seiner Grundgesetze, eine Erkenntnis, die wir wiederum vergleichen können mit der Tat Newtons. Wie er das Gesetz des fallenden Steines uns in den kreisenden Weltenkörpern wiederfinden lehrte, so hat der Entwicklungsgedanke in den Mittelpunkt unserer Philosophie der Zeit das Wunder des Erbes gestellt. Damit erst ist unserm Geschichtsbilde sein eigentlicher Sinn gegeben. Alle andern Naturgesetze führen mit einer gewissen Notwendigkeit zu dem Gedanken einer großen Weltformel, die sich ausrechnen ließe wie die Bahn der Erde um die Sonne. Die Erkenntnis vom Gesetz des Erbes führt umgekehrt zu dem Gedanken immer gesteigerter Eigenart, eben dem, was wir Entwicklung nennen. Diese Eigenart kann man nicht ausrechnen; sondern man kann nur die Entwicklungslinie suchen, in der sie steht, das Gesetz, nach dem sie angetreten ist.

Dies Gesetz muß um so gewaltiger hervortreten, je größere Zeiträume wir überblicken können, wie das Gesetz der Schwerkraft uns in seinem ganzen Ernst erst bewußt geworden ist, seit wir wissen, daß ihm auch die Sonnen des Weltalls gehorchen.

In dieser Weitung unseres Geschichtsbildes sehe ich das letzte geistige Ziel der Geologie, und von den Grundlinien, die in diesem Bilde heute schon für uns hervortreten, möchte ich sprechen.

Die Erforscher der menschlichen Geschichte haben den Anspruch der Geologie, Geschichte zu schreiben, mehr als einmal abgewiesen. In ihnen lebt ein Geschichtsbild, dessen Punkte menschliche Persönlichkeiten, dessen Linien deren Schicksale und Taten sind. Es geht uns im Raume wohl ähnlich. Wenn der Astronom sich den Geographen des Weltalls nennen wollte, dann würde er vielleicht auch Widerspruch finden; denn man würde ihn fragen, wie er denn seine Wissenschaft, in der der einzelne Weltkörper als Punkt erscheint, mit der Erdkunde vergleichen wolle, in der unser Weltkörper umgekehrt der Rahmen jener erdrückenden Fülle von Tatsachen ist, deren Ordnung wir zu erkennen suchen. Aber eben hier versagt die Vergleichbarkeit von Raum und Zeit. Im Raume kann ich die Erde aussondern aus den anderen Weltkörpern. In der Zeit kann ich das Erbe, von dessen Entwicklung

die Menschengeschichte erzählt, nicht trennen von dem Entwicklungsgange, den es durchgemacht hat, ehe es Erbe dieser Menschheit wurde. Zwischen dem Menschen und seiner Vorzeit liegt nicht der leere Raum, wie zwischen der Erde und dem nächsten Weltkörper; sondern ununterbrochen läuft der Faden unseres Erbes in eine unübersehbare Vergangenheit zurück, und der Hintergrund ist die Geschichte der Erde. Erst wo wir an die Grenze der Erdgeschichte kommen, klafft auch hier jene Lücke wie zwischen Erdkunde und Himmelskunde. Aber innerhalb der Erdgeschichte ist die Loslösung der urkundlich geschriebenen Menschengeschichte von ihrer eigenen Vergangenheit nur eine Gewohnheit, wie vor Kopernikus die grundsätzliche Herauslösung der Erde aus dem Gesamtbilde des Weltalls.

Als das 15. Jahrhundert uns die Weitung unseres Raumbildes gab, hat es uns nicht zugleich gelöst von dem engen Zeitbilde, das uns beherrschte. Das Erbe der Vergangenheit hat in diesem länger nachgewirkt als in jenem. Noch die Zeit der Aufklärung, die uns in Kant und Laplace die großen Herolde einer Geschichte des Sonnensystems schenkte, hat doch diese Geschichte nur astronomisch gesehen, noch nicht geologisch. Die Geologie des 18. Jahrhunderts steht noch ganz überwiegend im Banne der mosaischen Schöpfungslehre. In Goethes geologischer Entwicklung spiegelt sich diese Abhängigkeit noch deutlich wider. Es ist doch im wesentlichen die Geologie seiner Zeit, die er zwar mit eignem Urteil aufgenommen, aber doch in ihrer Grundhaltung nicht selbständig geformt hat. In seinem Hymnus auf den Granit hat er uns dies Bild gezeichnet. Der Granit ist ihm das Zeugnis des Uranfanges, einer Zeit, in der er Kristallisationskräfte allein am Werke sieht, die die Felsmassen schaffen. Im Laufe der folgenden Entwicklung sollen dann diese Kristallisationskräfte, die nach innerem Gesetz das Gestein zusammenfügten, zurückgetreten sein zugunsten der Schwerkraft, die die Trümmer des Urgesteines, vom strömenden und wogenden Wasser fortgetragen, ins Meer führten und dort zu Boden sinken ließen. Während diese Vorgänge sich abspielten, sollte zugleich der Spiegel des Meeres, der ursprünglich alles Gestein überdeckte, auf seinen heutigen Stand gesunken sein.

Man sieht deutlich die Nachwirkung mosaischer Vorstellungen. Die Erde hebt sich aus den Wassern, was ja im Grunde nur denkbar war, so lange man sich im Sinne des morgenländischen Weltbildes die Insel „Erde" auf den Wassern der Tiefe schwimmend dachte. Seit Kopernikus war ja im Grunde ein allmähliches Sinken des Meeresspiegels unverständlich, wenn man sich nicht etwa den Erdkörper selbst in dauernder Wandlung der Gestalt begriffen dachte, und eben dies hat Goethe mit Entrüstung abgelehnt.

Man sieht aber auch eine andere merkwürdige Abhängigkeit. Die Lebensgeschichte der Erde mit ihrem Übergang von der Kristallisation zur Schichtenbildung, von dem Aufbau eines Urgefüges zu seiner Überdeckung mit äußeren Rinden, erinnert lebhaft an die Lebensgeschichte des einzelnen Menschen. Wie man bei der noch jugendlichen Erde an ein Wachsen aus inneren Kräften heraus dachte, so erlebt eben jeder Mensch in seiner Jugend

dies allmähliche Kristallisieren des inneren Gefüges. Aber immer mehr steht dies dann fest, und die Schichten der Erfahrungen und Erinnerungen sind das, was nun nur noch hinzu kommt. Die Vorstellung von Jugend und Alter der irdischen Natur ist denn auch im Geschichtsbilde des Geologen lange erhalten geblieben und scheint mir zu beweisen, daß der alte mythische Drang, die Natur unter dem Bilde des Menschen zu sehen, unbewußt in uns heute noch fortwirkt, wo die bewußte Kritik ihn nicht im Keime erstickt.

Nur dieser unbewußte Vergleich mit der menschlichen Persönlichkeit macht es mir auch verständlich, warum Goethe sich entschieden dagegen wehrte, daß es granitische Gesteine jüngeren Alters geben könne. Dann hätte es ja nicht eine einmalige Jugend und ein Altern der Erde gegeben, sondern ein Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen, immer wiederkehrenden Kraftäußerungen. Aber gerade das wurde nun unerbittlich das Bild, das sich zwangläufig aus der sorgfältigen Ermittelung der Schichtenfolge ergab. Auch Goethe hat in einem Punkte ein solches Schwanken für durchaus möglich gehalten, nämlich hinsichtlich des Klimas. Den Gedanken einer Eiszeit, der schon zu seinen Lebzeiten auftrat, hat er durchaus erwägenswert gefunden. Vom Klima sind wir eben gewohnt, daß es auch in das Leben des Menschen einen festen Rhythmus hineinzeichnet im Wechsel von Sommer und Winter. Aber nun ergriff dieser Wechsel beim Fortschreiten der erdgeschichtlichen Forschung anscheinend alles. Nicht nur das Klima hatte geschwankt, sondern auch der Meeresspiegel hatte bald höher, bald tiefer gelegen, Zeiten der Gebirgsbildung hatten gewechselt mit Zeiten der inneren Ruhe des Erdkörpers, und wenn wir heute unsere Anschauungen überblicken, dann steht die Lebensgeschichte einer erkaltenden Erde, die allmählich alt wird, für uns vollkommen im Hintergrunde, und die letzte Million von Jahrtausenden hat sich abgespielt in einem dauernden Wechsel und einer dauernden Wiederkehr einer gleichen Gruppe von Erscheinungen. Schon im Kambrium hat es Eis auf der Erde gegeben, und noch im Tertiär können granitähnliche Gesteine entstanden sein.

War in Goethes erdgeschichtlicher Auffassung ein Werden in ganz bestimmter Richtung, eine Wandlung der Naturgesetze, der Grundzug, so trat nun langsam, aber unaufhaltsam, ein abgesehen von einem gewissen Spielraum der Schwingung unveränderliches Sein in den Vordergrund, bestimmt durch unabänderliche Naturgesetze. Damit verlor die Geologie zunächst ihr geschichtliches Antlitz. Sie schien nur eine Erweiterung der Naturwissenschaft werden zu sollen, die überall die dauernden Gesetze sucht, und der ein einmaliger Ablauf in seiner Besonderheit nichts bedeutet. Aber der Gegenstand selbst führt notwendig wieder zu geschichtsmäßigem Denken. Es ist eben doch nicht ein ruhiges Sein, von dem die Urkunden reden, sondern ein Geschehen, ein Fortschreiten von Ereignis zu Ereignis, ein Weg, bei dem die Frage sich aufdrängt: wo ist sein Anfang? wo ist sein Ende? Schon die alte Katastrophenlehre, bei der wir an den Namen Cuviers denken, hatte wenigstens für

die Tierwelt eine mehrfache Wiederholung des gleichen Schicksals, ein Stirb und Werde, gefordert. Aber diese Aneinanderreihung von Schicksalen, von denen das eine ausgelöscht sein sollte, damit das Neue Platz fände, hatte Goethe nicht befriedigt. Wie gegenüber dem Vulkanismus so stellte er gegenüber jeder Annahme einer Katastrophe die Frage, die er dem Thales in den Mund legt: was wird dadurch nun weiter fortgesetzt? Der Kerngedanke aller Geschichte tritt uns hier entgegen: die Entwicklung eines Erbes.

Das 19. Jahrhundert hat uns gelehrt, diese Entwicklung nicht im Einzelleben zu suchen, sondern in der Geschlechterfolge der Sippe und schließlich der Rasse. Am Anfang der Aufklärung stehen die Robinsonromane, die die Eigenentwicklung des Enterbten behandeln. Am Anfang der Gegenwart stehen als eine Art Gegenstück Freytags „Ahnen" und Willibald Alexis' „Vaterländische Romane". Wir lernten Entwicklung größer sehen als die kurze Spanne des Einzellebens und doch zusammengesetzt aus solchen Einzelleben, die immer wieder vergingen. Nicht die Linie des einzelnen Lebens enthielt nun den Fortschritt; sondern die Achse desjenigen Kreislaufes, der sich immer wiederholte, schob sich langsam vorwärts in ganz anderer Richtung, als das Einzelleben sie zu verfolgen schien.

So stellte sich auch die Erdgeschichte nun als eine Reihe von Kreisläufen dar, eine Auffassung, die schließlich Davis zu der gangbaren Münze des Erosionszyklus prägte: die erdgestaltenden Kräfte des Alltags ebnen die Gebirge ein; das ist der Ablauf eines Vorganges, der Anfang und Ende haben muß; denn wenn die Einebnung vollendet ist, gleiten die Kräfte, die sie vollführt haben, künftig wirkungslos an der gealterten Erdoberfläche ab. Nur ein neuer Anfang, eine Neuentstehung von Gebirgen, schafft wieder ein Geschehen. Diesen Anfang sehen wir in der Wirkung innerer, gebirgsbildender Kräfte der Erdrinde. Der Wechsel zwischen der Aufrichtung der Gebirge durch innere Kräfte und ihrer Abtragung durch äußere Kräfte ergibt jene Kreisläufe, deren Wiederholung die Erdgeschichte erfüllt wie die Atemzüge das Menschenleben.

Warum aber folgen die beiden sich ergänzenden Takte des Rhythmus aufeinander? Darauf antwortete die Lehre von der Entstehung der Gebirge in den Geosynklinalen, den Großmulden der Erde. Mit der Abkühlung des Erdinneren sollte die Erde schrumpfen. Wo dadurch ein Teil der Erdoberfläche zu langsamem Sinken gebracht wurde, da wurden, so meinte man, die Trümmer der in der Nachbarschaft abgetragenen Gebirge in diese Vertiefung geschüttet, und die gesenkte Stelle bedeckte sich mit einem dickeren Mantel neuer Gesteine. Die innere Erdwärme drang langsam in diese ein, und der alte Untergrund wurde dadurch so erhitzt, daß er schließlich teilweise eingeschmolzen wurde. Damit aber war dieser Teil der Erdrinde schwächer geworden als die Umgebung. Der Gewölbedruck der Erdkruste über dem geschrumpften Kern mußte den erweichten Streifen zusammendrücken und die Auffaltung eines Gebirges die Folge sein.

Aber schon hatten die Urkunden der Erdgeschichte uns Unterlagen gegeben, aus denen hervorging, daß wir die Aufrichtung eines Gebirges nicht

als die Einzelangelegenheit einer örtlichen Landschaft auffassen dürften, sondern nur als eine Angelegenheit der gesamten Erde. Das war das Gleichzeitigkeitsgesetz von Stille. Es sagte: die großen Faltungen sind auf der ganzen Erde gleichzeitig eingetreten. Wepfer und Ampferer zeigten, daß wir uns die Gebirge nicht durch Druck von außen zusammengeschoben denken können, weil die Gesteine nicht fest genug sind, um so ungeheure Drucke fortzupflanzen. Sie hätten schon bei viel kleineren Drucken längst nachgeben müssen. Die treibende Kraft mußte an jedem Punkte der gefalteten Masse gewirkt haben, konnte nicht in einem einfachen Druck von außen bestehen. Zwei Wege wurden eingeschlagen, um dieser Forderung zu entsprechen. Einerseits sah man in der Schwerkraft die Ursache. Die gefalteten Massen sollten bergab geglitten sein und sich dabei durch die Wucht ihrer eignen Masse zusammengeschoben haben. Es ist die Auffassung, die Haarmann neuerdings zu seiner Oszillationstheorie ausgebaut hat: die Erdoberfläche sinkt nicht nur ein, sondern im Wechsel damit hebt sie sich auch wieder, und dann gleiten von der Anschwellung, dem Geotumor, die jungen, noch wenig verfestigten Ablagerungen hinab und schieben sich zu Gebirgen zusammen, während die Anschwellung wieder zurücksinkt.

Die zweite Richtung der Erklärung sah die Ursache der Faltung nicht in einem solchen Bergabfließen der Gesteinsmasse, sondern in Strömungen des Schmelzflusses, der unter der Erdhaut entweder dauernd in Bewegung ist oder doch unter Umständen in Bewegung kommen kann. Ich selbst möchte in dieser letzten Richtung die Erklärung suchen. Die Zeiten großer Gebirgsbildung sind solche starker Magmaströmungen der Erde. Sie sind nicht die in notwendigem Rhythmus sich wiederholenden Atemzüge der Erde, sondern sie sind große Erschütterungen durch Kräfte des Weltalls, die die Erde ergriffen, wie auch die kurzen Rhythmen des Klimas, Tag und Nacht, wie Sommer und Winter uns die Einordnung in ein Kräftefeld zeigen, das nicht mit der Erde abgeschlossen ist, sondern den Zusammenhang mit dem ganzen Sonnensystem und damit schließlich auch mit der unabsehbaren Fixsternwelt erkennen läßt.

Überall sehen wir nun in eine Unendlichkeit hinaus, und die große Kantsche Antinomie tritt uns auch hier entgegen: stehen wir wirklich vor einer Unendlichkeit? Oder sehen wir nur das Ende nicht? Wie bei Kant die Fassung der Frage uns die Unmöglichkeit zeigt, sie zu beantworten, und wie dadurch unser Erkenntnisdrang eben auf andere, fruchtbarere Fragen abgelenkt wurde, so ist es auch in der Geologie. Wo ist der Anfang und wo das Ende unseres Weges? Wir wissen es nicht; aber das Leben stellt auch eine ganz andere Frage an uns, die Frage: welches Erbe trägst du durch diese Geschichte?

Nach den Grenzen der Welt konnte man vor Kopernikus fragen, solange man noch am alten morgenländischen Erdbilde haftete. Seit diese Grenzen ins Unerforschbare gerückt sind, trat für den Astronomen die andre Frage an die Stelle: was hält unsere Erde in ihrer Bahn? Für die Erdgeschichte

entspricht dem die Frage: welche Kräfte bestimmen das Stück Erdgeschichte, in dem unsere Lebensaufgabe liegt? Wir suchen nicht mehr einen Überblick vom Anfang bis zum Ende, sondern wir wollen Augenmaß gewinnen für die Bedeutung der wirkenden Kräfte. Wir erkennen als die Kräfte unbedingt erster Ordnung die sonst übersehenen Kräfte des Weltalls, die in großen Revolutionen der Erdgeschichte unsern Planeten packten und Gebirge schufen. Von dem Futter, daß diese ihnen hinschütten, lebt die Arbeit der äußeren Erdkräfte. Jene bestimmen, wo Land und wo Meer ist und über welche Abhänge die Flüsse strömen müssen. Nur in diesem Rahmen kann Wasser, Wind und Eis sich betätigen. Sie verwalten nur das Erbe der Gebirgsbildung. Welche Kräfte aber dieser Verwaltung zur Verfügung stehen für jeden Ort, das entscheidet das Klima. Und auch in diesem Klima sehen wir einen ewigen Wechsel, und wieder wird das Gesetz, das diesen Wechsel vorschreibt, bestimmt von Kräften außerhalb der Erde. Die Sonne bestimmt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und so weit wir die Klimaschwankungen größeren Zeitmaßes heute zu verstehen glauben, führen wir sie zurück auf Schwankungen in der Lage der Erde zur Sonne. Die großen Eiszeitalter als Ganzes aber sind auch damit noch nicht erklärt. Hier scheinen Zusammenhänge zu walten mit denselben Kräften des Kosmos, die die Zeiten der Gebirgsbildung bestimmen.

Überall lernen wir uns als Glied eines größeren Ganzen fühlen. Aber wir lernen uns vor allem auch fühlen als eingeordnet in eine bestimmte Geschichte, mit deren Erbe wir unlöslich verbunden sind. Norddeutschland hat heute ein Klima, das manchen Zeiten des Tertiärzeitalters fast gleich war. Aber die Bedingungen für das Leben sind nicht die gleichen wie damals. Über die Sande der Tertiärzeit, die bis zum letzten ausgewaschen waren und den Pflanzen wenig Nährstoffe bieten konnten, hat das Eis der Eiszeit die wenig verwitterten Trümmer nordischer Gesteine geschüttet, und die Erträge, die der norddeutsche Bauer heute von seinem Boden gewinnt, dankt er neben dem eignen Fleiße der Tatsache, daß er in seinem Boden ein Erbe der Eiszeit übernommen hat. Die Gletscher dieser Eiszeit selbst aber waren in dem, was sie uns zuführen konnten, gebunden an das Erbe, das sie in ihrem nordischen Ursprungsgebiet an Gesteinen vorfanden, und dies wiederum ist bestimmt durch die ganze erdgeschichtliche Entwicklung Nordeuropas, soweit wir sie zurückverfolgen können.

Dies Bewußtsein der Erbgebundenheit im ganzen Weltbilde erscheint heute als die mächtigste Wirkung unserer erdgeschichtlichen Erkenntnis. Daraus ergibt sich die vielleicht noch wichtigere Frage: können wir ein großes Gesetz der Wandlung erkennen, das das Schicksal dieses Erbes bestimmte? Die Wissenschaft wird noch lange zu kämpfen haben, ehe sie uns eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben wird. Die Antwort des 19. Jahrhunderts glaube ich am richtigsten dahin zusammenzufassen, daß ich sage: diese Wandlung ist Auslese.

Der Gedanke der Auslese ist den Naturforschern der letzten Menschenalter am lebendigsten zum Bewußtsein gebracht worden durch Darwin. Es war nicht die Geschichte der Erde, auf die er ihn anwandte, sondern die Geschichte des Lebens. Aber in der Forschung waren die Geschichte der Erde und des Lebens eben in diesem 19. Jahrhundert so innig miteinander verwoben, daß erst die alles trennende Spezialisierung der neuesten Zeit auch zwischen ihnen einen Zaun aufzurichten beginnt, und doch hat die ganze Erdgeschichte für uns ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie den Schauplatz der Geschichte des Lebens und damit weitgehend auch den Ablauf ihrer Kämpfe bestimmt. Aber ehe ich diesem Gedanken folge, möchte ich darauf hinweisen, daß das Gesetz der Auslese nicht auf die Geschichte des Lebens beschränkt ist, sondern alle Geschichte beherrscht, nur verschieden in der Bedeutung der Folgen je nach dem Träger, dessen Geschichte wir betrachten.

Joh. Walther ist einmal dem Gedanken nachgegangen, daß auch die Gesteine, indem sie zerstört und neugebaut werden, immer wieder einer Sichtung auf ihre Dauerhaftigkeit unterliegen. Je weniger widerstandsfähig ein Gestein gegen die Kräfte der Verwitterung ist, um so leichter wird es zerstört werden, und so muß ein steigendes Übergewicht der dauerhaften Gesteine entstehen. In der Tat ist die Zahl der durch äußere Kräfte neugebildeten Gesteine an der Erdoberfläche in wenige Typen einzuordnen, die kieseligen, tonigen, kalkigen und organischen Gesteine, jedes unter bestimmten Bedingungen besonders widerstandsfähig. Aber das Bild wird dadurch verwickelter, daß immer wieder Gesteine in die Verwitterung hineingezogen werden, die dieser Vorprüfung nicht unterlegen haben. Das sind die Erstarrungsgesteine, die in der Hitze der Tiefe vorbereitet und dann an der Erdoberfläche ausgegossen oder wie der Granit erst durch die Abtragung ihrer Decke an diese Oberfläche gelangt sind. Aus ihren Trümmern entstehen alle andern Gesteine, und nur bei diesem Vorgange sehen wir jene Auslese. Wird der Mantel dieser Trümmergesteine immer mächtiger? Wird es den vulkanischen Kräften immer schwerer, ihn zu durchbrechen? Und wird dieser Auslesevorgang deshalb einmal mit dem Verschwinden der vulkanischen Gesteine endigen? Bisher ist noch immer, wo wir ein Ende zu sehen glaubten, dieses durch die spätere Forschung wieder in weitere Ferne gerückt worden. Wieder fühlen wir uns gewarnt, nicht nach dem Ende zu fragen, sondern nach dem Morgen, um das das Heute kämpft. In diesem Kampfe scheint der Gedanke der Auslese uns für die Geschichte des Bodens wenig fruchtbare Gesichtspunkte zu geben, weil in den Kreislauf der Gesteinstrümmer zu viel neue Stoffe eintreten, die noch keiner Auslese unterworfen waren.

Ganz anders in der Geschichte des Lebens. Hier hat der Entwicklungsgedanke uns zu der Überzeugung geführt, daß nichts Neues der Lebewelt zugeführt wird, sondern immer nur altes Erbe umgeprägt wird in dem Kampfe, der das Tüchtigste ausliest. So erhält das Leben eine Sonderstellung in der Geschichtsbetrachtung. Alle E r s c h e i n u n g e n s i n d z w a r e r b b e d i n g t, i n s o f e r n s i e n i c h t e i n t r e t e n k ö n n e n, w e n n n i c h t i n d e r V e r g a n g e n h e i t

die Bedingungen vorbereitet sind, unter denen allein sie eintreten können. Aber im allgemeinen können alle Vorgänge wiederholt werden, wenn jene Bedingungen wiederkehren. Es hat mehr als eine Eiszeit gegeben, mehr als eine Zeit mächtiger Kohlenablagerungen, mehr als eine Zeit der Gebirgsbildung. Aber wir sind überzeugt, daß jede Lebensform nur in einem einzigen Erbverbande auftreten kann, daß dieser selbst ihre wesentlichste Bedingung ist.

Kochsalz bildet sich überall, wo Chlor und Natrium sich vereinigen. Die Geschichte entscheidet höchstens darüber, wann das geschieht; wir können es auch selbst herbeiführen. Leben läßt sich nicht aus solchen Bausteinen aufbauen, sondern nur aus seinem eigenen Erbe, und eine neue Lebensform ist nur möglich, wenn ein altes Erbe vorhanden ist, das sie aus sich entwickeln kann, und wenn die Geschichte dieses unter Bedingungen der Auslese stellt, in denen alle Einzelprägungen ausgemerzt werden, die jener Entwicklung nicht fähig sind. Ich will hier nicht die Gesetze des Lebens schildern, sondern nur die Art darlegen, wie der Geologe das Leben mit der Geschichte verbunden sieht. Tausend Lebensformen, die er in der Natur findet, sind ihm Zeugnisse für ebensoviel verschiedene Geschichtswege, auf denen Erbgut gesichtet wurde. Und wieder stehen wir vor der Frage nach dem Anfange. Hier werden wir nicht leugnen können, daß es im Rahmen unseres ganzen Bildes von der Geschichte der Erde eine Zeit gegeben haben muß, in der das Leben auf ihr noch unmöglich war. Aber wir haben keine Zeugnisse für seinen Anfang. Als in vorkambrischer Zeit die ersten Reste von Lebewesen in Gesteinsschichten so eingebettet wurden, daß sie uns noch heute erkennbar sind, da waren schon alle großen Stämme des Tierreiches mit Ausnahme der Wirbeltiere vorhanden. Wohl können wir nach dem Grade und der Art der Arbeitsteilung die Stämme der Tierwelt in mehrere Stufen gliedern, deren erste die Urtiere, deren letzte die Gliedertiere und Wirbeltiere einnehmen. Wir können auch mannigfache Vergleiche zwischen den Bauplänen dieser Stämme ziehen, die uns ahnen lassen, daß der eine aus dem andern einmal hervorgegangen sein wird; aber belegt ist uns keiner dieser Vorgänge. Entweder ist die Jahrmilliarde, aus der wir Versteinerungen kennen, nur ein kleiner Teil der Gesamtgeschichte des Lebens, oder die Wandlung des Erbgutes ist früher doch unter andern Bedingungen erfolgt als heute, obwohl Wasser, Luft und Erde kaum anders geworden sind. Auch das Leben als Ganzes hat dann eine Jugendzeit gehabt, in der es bildsamer war, und dies scheint in der Tat der Weg zu sein, auf dem wir die Lösung suchen müssen. Wie es in der Zeit keine Möglichkeit des Rückwärtsschreitens gibt, so auch im Erbgang des Lebens. Nachdem das ursprüngliche Erbgut aus sich die möglichen Grundtypen entwickelt hatte, ist jeder von diesen an den ererbten Bauplan gebunden. Was sich an Lebensraum auf Grund dieses Bauplanes erobern ließ, hat jeder erobert, und wenn noch einmal die übrigen Bedingungen eintreten sollten, unter denen einst ein Typus aus einem andern entstand, dann würde er heute die Grundbedingung jenes Vorganges nicht mehr finden,

daß er nämlich ohne Wettbewerber war. So ist selbst innerhalb der Wirbeltiere der Übergang vom ursprünglichen Wasserwirbeltier zum Landwirbeltier nur ein einziges Mal geglückt. Sonst müßten wir bei der ungeheuren Tragweite der Umstellung auf das Landleben mehr als einen Bauplan in den Gliedmaßen der Landwirbeltiere finden. Aber ein einziger Plan nur beherrscht den Bau des Beingerüstes vom Urlurch bis zum Menschen. Die ganze Bedeutung des Einmaligen in der Geschichte tritt uns hier entgegen, und physikalisch-chemische Überlegungen führen zu der Annahme, daß das Leben auch nur einmal auf der Erde entstanden ist. Dann verliert auch die Frage danach, wann, wo und warum das geschah, für uns die Bedeutung; denn dann ist der Vorgang nicht wiederholbar, weil das vorhandene Leben mit seinem Wettbewerb offenbar jedes sich neu vorbereitende im voraus erdrückt. Dieser Wettbewerb zeigt sich innerhalb der Wirbeltiere. Die Kriechtiere kommen erst zur reichen Entfaltung, nachdem die großen Lurche ausgestorben sind, die Säugetiere erst nach dem großen Sauriersterben der Kreidezeit. Auch die Fäden der Geschichte des Lebens spinnen sich eben nicht jeder für sich selbstherrlich weiter, sondern müssen sich gegenüber der Gesamtheit des Lebens durchsetzen. Immer wieder findet eine Auslese im Rahmen dieses ganzen Lebens statt.

Aus einem solchen Geschichtsbilde, in dem das Leben so sehr als ein Ganzes erscheint, kann der Mensch unmöglich herausgerissen werden. Der Geologe muß fordern, daß seine Betrachtung der Geschichte grundsätzlich auch da zu ihrem Rechte kommt, wo die Geschichte des Menschen behandelt wird. Wir haben das bisher eigentlich nur an einer Stelle getan, dort wo wir die Geschichte der Menschheit nur aus Bodenurkunden kennen, beim Menschen der Eiszeit. Der ganze Inhalt dieser Geschichtsschreibung kann dem Wesen der Sache nach nichts anderes sein als Rassengeschichte, genau wie die Geschichtsschreibung der Tierwelt. Aber schon früh treten neben die Knochenfunde, die uns vom Körperbau jener Menschen Kunde geben, die Spuren ihrer Kultur. Sie liefern die bei weitem zahlreicheren Urkunden. Sie leiten uns hinüber bis an die Schwelle der schriftlichen Urkunden, und erst von ihnen ab pflegt man von einer „Weltgeschichte" zu sprechen. Was davor liegt, nennt man Vorgeschichte, weil ihre Akten anders geführt sind, als wir es von der Weltgeschichte bisher erwarteten. Die wahre Weltgeschichte steht nur als Ahnung vor dem Auge des Geologen, aber doch weiß er auch die besonderen Rechte zu würdigen, die die auf geschriebene Urkunden gegründete Geschichte für sich in Anspruch nehmen darf. Hier sind uns eben viel mehr Äußerungen des Lebens beurkundet als in den vorausgehenden Jahrtausenden. Wir stehen dieser Geschichtsschreibung etwa gegenüber wie der Paläontologe der Biologie der lebenden Tiere. Sie beantwortet uns Fragen, die wir an die versteinerten Tierreste nicht stellen können, aus deren Lösung aber auch für die Beurteilung dieser Reste neue fruchtbare Gesichtspunkte sich ergeben. In der Tierforschung haben wir nur Vorteile davon

gehabt, daß wir die Erforschung der Gegenwart mit der Erforschung der erdgeschichtlichen Vergangenheit verbanden. Das Gleiche wird sich beim Menschen zeigen. Schon heben sich ganz große Linien in diesem Geschichtsbilde heraus, wenn wir die Eiszeit überblicken.

Während der Jahrtausende jeder Vereisung sind die Menschen in einzeln kämpfende Heersäulen getrennt durch unbewohnbare Öden, und jede einzelne für sich führt jenen Kampf um ihre Unsterblichkeit, in der ihr Rassencharakter geprägt wurde. Dann schwinden in eisarmen Zwischenzeiten die Schranken, und diese Rassen berühren und durchdringen einander. Der noch schwerere Kampf um die Reinheit und Freiheit der eignen Rasse gegenüber der fremden beginnt, die Schrecken der Natur scheinen zurückzutreten, bis eine neue Vereisung das entstandene Rassengemisch darauf prüft, ob es auch dem alten Einzelkampf noch gewachsen ist und ein geschlossenes Rassentum von noch kraftvollerer Prägung aus ihm geschmiedet werden kann. Auch hier ein Kreislauf, der sich wiederholt, aber dessen Wirkung auf das Leben immer neu ist. Als Erbe dieses heldenhaften Schicksals gehen wir der Zukunft entgegen.

Worin liegt die Hemmung begründet, die uns hindert, den großen Schatz rassengeschichtlicher Erkenntnis, der in der Erdgeschichte aufgespeichert ist, auch zum Verständnis der Menschengeschichte nutzbar zu machen? Die Eigenart der sogenannten Weltgeschichte liegt darin, daß sie von Menschen nicht nur handelt, sondern daß die Urkunden auch von Menschen geschrieben worden sind. Sie ist gleichsam Geschichte von innen gesehen, der Inhalt ihrer Urkunden ist Erlebnis, der Inhalt der erdgeschichtlichen Urkunden ist das jeweilige äußere Ergebnis der geschichtlichen Vorgänge. So steht im Vordergrunde der Weltgeschichte die Tat, die meist dann besonders sich in den Urkunden spiegelt, wenn sie die Tat eines Einzelwillens war. Die erdgeschichtlichen Urkunden sagen uns nicht, was die Menschen taten, sondern lassen uns ahnen, wie ihr Wesen sich wandelte, nicht das Wesen des einzelnen, sondern das Erbwesen der Rasse. So tritt die Geschichtsauffassung des Geologen auch an die Geschichte der gegenwärtigen Menschheit mit der Forderung heran: ruhe nicht eher, als bis du durch das Gewirr deiner Urkunden hindurch zum Wirken der Rassen in der Geschichte und zur Wirkung des geschichtlichen Auslesevorganges gekommen bist! Wir wollen geschichtlich nicht nur das Erbe unseres Bodens verstehen, sondern auch das Erbe unseres Blutes. Der Erforscher der Menschengeschichte wendet uns wohl ein, alle die Gesetzmäßigkeiten, die der Naturforscher erkennt, träten in der menschlich beurkundeten Geschichte zurück hinter der entscheidenden Bedeutung des freien Willens, und alles Hineinlegen von Naturgesetzen in diese Geschichte sei Voreingenommenheit, deren sich der Geschichtsforscher nicht schuldig machen dürfe, wenn er mit Ranke erkennen wolle, „wie es denn eigentlich war". Wir aber erwidern ihm, daß er erst dann eine Geschichte des menschlichen Willens wahrhaft wird schreiben können, wenn er auch ihn auffaßt als eine aus Erbe geborene Kraft, die an einer ererbten Aufgabe sich zu bewähren hat.

Wolfgang Hohrath

Sand / Novelle

Du bist etwas zu schwerfällig für den eleganten Trubel der lebendigsten Stadt der Welt: Paris. Du durchfährst fruchtbare, langweilige Ebenen bis an die Westküste Frankreichs und stellst fest, daß die deutschen Eisenbahnen sauberer und gepflegter sind als die französischen. Du spürst den Zauber des Meeres bei der Überfahrt über den Kanal. Du bist enttäuscht von London. Nach dem farbigen, großzügig angelegten Paris mit der reichen Baukultur ist es dir zu grau, nüchtern, geschäftlich. Du nimmst den „Flying Scot" und fährst nach dem Norden. Der geräuschlose Gang des Wagens, der teppichbelegte Boden, die weichen Kissen in den Abteils, die vornehm-höflichen Kellner, die selbstverständliche Zurückhaltung der Mitreisenden lassen dich fühlen, daß du im zivilisiertesten Land der Welt reist. Du siehst saftige grüne Weiden mit kurzgeschnittenen Hecken, später lange Hügelwellen mit Gruppen von Eichen und Linden und statt der Hecken niedrige Steinmauern. Du fährst über die Grenze von Nordengland hinaus, durch das fruchtbare südliche Schottland immer weiter nach Norden. Du rast, bequem in deine Fensterecke gelehnt, vorbei an graugrünen, spärlichen Weideflächen am Meer, vorbei an öden Fischerdörfern, vorbei an Menschen, für die das Leben ein einziger Kampf ist, für die es keine weichen Kissen in wohnlichen Abteils der L. N. E. R. Co. gibt. Der Zug verläßt die Küste und kürzt ab über einen Teil des schottischen Hochlands hinweg. Du siehst braune Heidehügel und dunkle Fichtenwälder. Schließlich kommst du wieder ans Meer. In der Stadt „Forres" – du erinnerst dich an „Macbeth" – steigst du aus. Du lernst schottische Gastfreundschaft kennen. Du sitzt an schottischen Kaminen und blickst ins knisternde Feuer, während jemand Klavier spielt oder eintönige nordische Wiegenlieder singt. Du nimmst dir ein Rad und erlebst die eigenartige Struktur der Landschaft: dicht an der Küste Marschgebiet – fette Weiden und Mastvieh. Wenige Kilometer davon, aber immer noch in der Ebene: etwas leichterer, fruchtbarer Boden für Kartoffeln, Rüben, Hafer, Weizen. Weiter ins Land hinein: ansteigende Hügel mit trockenem Gras – Jungviehweide. Dahinter hoher Mischwald, später mehr und mehr Nadelwald. Schließlich das Heideland der schottischen Hochebene: endlose Ketten runder, brauner Heidehügel, einsame Seen, Hochmoore, Schafherden. Bei einer deiner Entdeckungsfahrten gerätst du gleich oberhalb des Waldes an einen schmalen Sandweg, der hügelan führt. Du stellst dein Rad an einen Baum und gehst dem Weg nach. Zur Rechten begleiten dich nackte Fichtenstämme mit spärlichen Wipfeln, links bleiben mit jedem Schritt die vollen Kronen des Buchenwaldes zurück. Über ihn hinblickend, siehst du einen breiten grauen Streifen: das Meer. Dein Weg wird eben, der Fichtenwald zur Rechten tritt etwas zurück, so daß ein kleines Plateau entsteht. An dieser

Stelle ist eines der lächerlich kleinen alten schottischen Häuser, die nur noch ab und zu, in den ärmlichsten Winkeln kleiner Dörfer oder in großer Einsamkeit in der mageren Heide zu finden sind. Es ist so klein, daß es höchstens zwei Räume bergen kann. Ein breites Strohdach mit abgeschrägten Giebeln hängt tief über die kleinen Fenster herunter. Aus der Mitte des Daches ragt ein einziger mächtiger Schornstein. Die dicken Mauern sind auf einer Seite etwas gesunken, so daß das Dach einen Knick hat. Auf der schmalen Bank neben der Tür sitzt ein alter Mann. Du sprichst mit ihm, so gut das geht — denn er redet schottisch, und du kannst nur englisch. Er ist Jagdaufseher. Du erfährst, daß vor mehr als 200 Jahren hier die „Hexe von den Culbin Sands" gehaust hat und dort oben, wo die Steinbank steht, ist sie gestorben. Du gehst etwa fünfzig Meter von der Hütte aus aufwärts. Da steht eine verwitterte Bank aus ungefügen, grauen Steinblöcken. Ein leises Grauen hindert dich, dich darauf zu setzen, aber du bleibst eine Weile stehen und siehst ins Land hinaus. Du bist jetzt so hoch über dem Wald, daß du dahinter ein paar Türme der Stadt bemerkst, daneben Felder und im Hintergrund die unruhige Linie der Küste und das Meer. Du läßt die Einsamkeit des Ortes zu dir sprechen, bis der Abend dämmert und aus dem Wald ein Kauz anfängt zu klagen. Dich fröstelt, und du eilst den Berg hinunter.

Ein paar Tage später gehst du nach der anderen Seite: der Küste zu. Du bist eigensinnig und gehst ohne Weg — zuerst durch ein Stück Hochwald, dann über die endlose Ebene einer sumpfigen Wiese. Mit jedem Schritt sinkt dein Fuß ein, und du siehst dich nach einer Weile verstohlen um, ob kein Lebewesen in deiner Nähe ist, das dich retten könnte, falls du versinkst. Aber soweit du sehen kannst, ist nichts als Sumpf, ein paar verstreute Erlen und öde Wasserflächen. Nur in der Richtung nach der Küste zu ist es lebendig: du siehst Wolken von Möven, einzelne Schwärme von Kiebitzen und ein paar regungslose Reiher. Du bist froh, fremdes Leben in der bedrückenden Einsamkeit zu finden und gehst weiter auf die Vogelschwärme zu. Wie du den Möven näherkommst, geschieht etwas, was du nicht erwartet hast. Die einzelnen Paare, die wohl hier ihre Brutstätten haben, fliegen auf dich zu, schießen mit angelegten Flügeln auf dich herunter, breiten erst dicht über deinem Kopf die Schwingen aus und rauschen vorbei, mit häßlichem Kreischen. Wieder und wieder stoßen die großen Vögel auf dich herunter, und da du als einzige senkrechte Linie in der weiten, flachen Ebene dastehst, hast du ein Gefühl, als ständest du nackt und schutzlos in einem fremden, dir feindlichen Element. Du fühlst dich als Eindringling in ein Stück von Gott geschützte Natur, das die weißen Vögel mit den häßlichen Stimmen mit Recht gegen dich verteidigen. Nach einer Stunde etwa wird der Boden unter dir fester, einzelne Baumgruppen beleben die Landschaft, die Möven bleiben zurück, und unzählige Kaninchen hoppeln zwischen ihren Bauen herum. Du gehst, nach der Sonne orientiert, weiter auf die Küste zu. Der Boden wird immer sandiger, und schließlich stehst du

vor einer Kiefernschonung, die sich über einen Hügel hinzieht. Du versuchst, einen Weg zu finden. Es ist aussichtslos. Du kriechst auf allen Vieren durch die dürren, graubraunen Äste der halbvertrockneten Bäume. Von Zeit zu Zeit legst du dich hin und horchst, ob du nicht schon das Rauschen des Meeres hören kannst. Aber kein Laut stört die unheimliche Stille, nur ein paar verstaubte Spinnennetze und eine Menge vertrocknete Motten sind zwischen den dürren Ästen. Endlich kommst du aus den Kiefern heraus. Du hast erwartet, nun das bewegte Meer vor dir zu haben – und was du siehst, paßt so zu der Trostlosigkeit, aus der du eben kommst, daß du erschrickst: so weit du sehen kannst, liegt vor dir eine Sandwüste. Ein Hügel am anderen, einer wie der andere, nur hier und da ein Büschel hartes Gras. Du setzt vorsichtig den Fuß, ob der Sand auch trägt. Aber er ist fein wie weißer Staub und haftet fest zusammen. Du gehst auf die höchste Erhebung zu, die vor dir liegt. Du hoffst auf einen Ausblick aufs Meer. Aber nichts als Sand ist da, schmerzend hell in der hohen Sonne. Und auf dem Sand liegt es leblos, reinlich und schneeweiß gebleicht: kleine Gerippe, Kaninchen, Vögel, Fische. Du mußt dich zusammennehmen, um nicht unruhig zu werden. Du gehst mit langen Schritten in der Richtung nach dem Wasser zu, Hügel auf, Hügel ab. Als du über die letzte Höhe kommst, die dir das Wasser bis jetzt verborgen hat, atmest du tief auf: vor dir liegt, mit kleinen Wellen glitzernd in der Sonne, klar und graugrün das Meer. Und wie um aller Einsamkeit plötzlich ein Ende zu machen, liegen dir fast gegenüber, so daß das Meer aussieht wie ein großer See, die Küste und die Silhouetten der Berge von Nordschottland. Du steigst hinunter ans Wasser, so daß du die Wellen leise mit den Steinen spielen hörst. Du gleitest mit den Augen nachdenklich an der sanften Linie der Küste entlang. Du denkst an die Einsamkeit der Wüste hinter dir. Du denkst an die Einsamkeit der Hütte in der Heide – an die Hexe von den Culbin Sands. Die Culbin Sands sind da, wo du jetzt sitzt, und während du den Zauber und das Fremde dieses Landes auf dich wirken läßt, will ich dir erzählen, was sich vor mehr als zweihundert Jahren der Sage nach hier zugetragen hat.

Es gibt Menschen, die in ein großes Schicksal hineingeboren werden, es gibt Menschen, die zu Alltäglichem bestimmt scheinen und vom Schicksal erst aus dem Alltag heraus hineingerissen werden in irgendein großes Geschehen, nicht ohne ihr Zutun, aber meist ohne ihre Schuld.

Henri Duchesne war in Marseille aufgewachsen. Sohn eines Schankwirts in der Nähe des Hafens. Er war es gewöhnt, Menschen um sich zu haben, und er lernte es, sie zu behandeln, wie jeder es brauchte. Er hatte Witz genug, sie nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, körperliche Vorzüge genug, um Neider zu haben, Kräfte genug, um sich Respekt zu verschaffen, und Klugheit genug, um sich nicht zu verlieren in nutzlosen Schwärmereien. Er war als Arbeiter einer von denen, die einfach alles können, was sie anfassen. Wenn er hinter dem Schanktisch stand und mit den Weinflaschen

hantierte, konnte man ihn für einen Jongleur halten. Lag ihm daran, gutzahlende Gäste lang aufzuhalten, so war er witzig wie ein Clown. Mußte das schäbige Haus repariert werden, so war er findig wie ein geschickter Polier. Ging es auf den Fischfang, so tat wie durch ein Wunder sein Boot meist den schwersten Fang.

Ein Onkel nahm ihn auf seinem Fischsegler mit auf eine Fahrt an der britischen Küste entlang. Hoch im Norden wurde er schwer krank und mußte schließlich zusammen mit einer gewissen Summe Geld in der schottischen Hafenstadt Inverneß an Land gesetzt werden. Seine Pfleger hatten den unruhigen Kranken, der viel zu temperamentvoll erzählte, gern – und als er schließlich zum Erstaunen aller gesund wurde und sich nach Arbeit umsehen wollte, da das Geld allmählich knapp wurde, gaben sie ihm eine Empfehlung mit an Verwandte in einer Nachbarstadt, die dort eine Fleischerei hatten. So kam Henri Duchesne nach Forres. Der Fleischermeister James McLennan, ein Sohn des alten McLennan, der eine Fischerei und ein paar Äcker an der Küste hatte, nahm ihn als Gesellen probeweise an. Nach einem halben Jahr war er nicht nur endgültig angenommen, sondern bereits erster Geselle des Betriebes.

Henri Duchesne war ein Fremdling, und er war persönlich den Mc Lennans empfohlen worden. Er war ehrlich und zuverlässig. Und leistete etwas in seinem Beruf. Das mochten wohl die Hauptgründe sein, daß der Meister ihn eines Tages einlud, den Abend mit ihm und seiner Familie in seinem Wohnhaus, das etwas außerhalb der kleinen Stadt lag, zu verbringen. Henri saß mit der Familie um den Kamin, machte der Frau des Hauses in seinem gebrochenen Englisch ein paar nette Komplimente und erzählte von seiner Heimat und interessante Dinge, die er dort erlebt oder auch nicht erlebt hatte. Außer dem Meister und dessen Frau gab es einen dreizehnjährigen Jungen, der gern ungezogene Bemerkungen machte, und eine Tochter, die blaß und still war und an die sich Henri hinterher kaum mehr erinnern konnte.

Einige Zeit später war in Forres eins der üblichen Kampfspiele, und die Jugend der Stadt war beinahe vollzählig auf dem Rasenplatz hinter der Kirche. Henri hatte sich einen Platz ausgesucht, von dem aus er so ziemlich alles übersehen konnte, und verglich bei jeder Kampfart die Leistung der Kämpfer mit dem, was er selbst wohl fertigbringen würde. Mit den Läufern hätte er konkurrieren können, und als der Sieger umjubelt einlief, hatte er ein verächtliches Lächeln auf den Lippen und stand stolz da in dem Bewußtsein, daß eigentlich er den Jubel verdient hätte. Beim Baumstammwerfen aber – sie nannten es "tossing the caber" – wurde er ganz klein. Es galt, den schweren Stamm ohne Hilfe vom Boden aufzuheben, ihn senkrecht hinzustellen, auf die Hände zu nehmen, ein Stück weit damit zu laufen, um Schwung zu haben und ihn mit einem Ruck hochzustoßen, so daß er sich über das obere Ende hinweg überschlug. Der Stamm hatte ein vorgeschriebenes Gewicht, und es kam vor, daß ein paar Jahre lang niemand da war,

der es fertig brachte, ihn überschlagen zu lassen. Die den Baumstamm stießen, waren nordisch-schottische hochgewachsene Gestalten, und die Muskeln unterhalb der bunten Röcke zeigten ihre Kräfte.

Als Henri über das Menschengewühl unter ihm hinsah, wurde sein Blick gefesselt durch das blasse Antlitz eines Mädchens, das inmitten der sie umgebenden Plattheit edel aufzuleuchten schien. Er starrte wie benommen hin und ging, wie von einer rätselhaften Kraft angezogen, auf das Mädchen zu. Sie unterhielt sich mit einer neben ihr Stehenden. Beim Näherkommen unterschied er unter einem hellen Barett tiefdunkles Haar, ein kluges, edles Gesicht und große, blaue Augen. Er überlegte, wo er sie schon gesehen haben könnte – da fiel ihm ein, daß es die Tochter seines Meisters war, die er neulich so wenig beachtet hatte. Sein Stolz gebot ihm, dem Untergebenen, ihr nicht nachzulaufen, und er blieb stehen, wo er war, und sah wieder auf die Kampfbahn. Bei der nächsten Pause hörte er ein „Hallo" neben sich. Ein paar tiefe, blaue Augen unter dunklen Brauen sahen ihn fröhlich an, und freimütig hielt sie ihm ihre Hand hin zur Begrüßung.

Sie sahen sich öfter und öfter am Kaminfeuer der Eltern. Sie nannten sich „May" und „Henry". Sie sprach seinen Namen englisch aus und bestärkte dadurch das Gefühl in ihm, daß er unter ihrem Einfluß ein anderer Mensch wurde, als er früher war. Ihm kam es vor, als verlöre er einen Teil seiner Lebhaftigkeit und spielerischen Leichtigkeit und als lernte er Seiten seines Wesens kennen, von denen er früher nichts gewußt hatte. Sie erzählte ihm von dem Fischerhaus ihrer Großeltern an der See. Sie sang ihm mit ihrer klangvoll-tiefen Stimme Lieder, deren eigenartig-schwermütige, fast eintönige Melodien ihn ergriffen. Der rätselhafte Reiz, der von ihr ausging, wurde stärker, je öfter er sie sah und je mehr er ihre reiche Seele erkannte. Sie machten zusammen einsame Spaziergänge. Sie wanderten durch sumpfige Wiesen zu den fetten Weiden ihres Großvaters am Strand. Sie gingen aufwärts durch dichte Wälder in die öden Heideberge, von denen man die fruchtbare Küste und das weite Meer sehen konnte. Er hatte sich bisher für einen ausgepichten Leutekenner gehalten, aber ihm schien es jetzt, als begreife er zum erstenmal in seinem Leben einen wahren Menschen.

Zweieinhalb Jahre nach seiner Ankunft in dem fremden Land heiratete der Franzose Henri Duchesne die Schottin May McLennan und zog mit ihr in das Fischerhaus ihrer Großeltern McLennan hart an der See. Die erste Zeit verging ihnen rasch im Taumel der Freude an sich selbst und an der Menge der Aufgaben, die ihnen das Leben stellte. Henri war Fischer und Bauer zugleich. Mit der ihm eigenen Energie und Lebenskraft nahm er mit Freuden den Kampf auf gegen das Meer, das er liebte und das nicht immer gern die Schätze hergibt, die es birgt, und gegen den Boden, der meist nur ungern das wachsen läßt, was die Menschen von ihm brauchen. Es kamen schöne Spätherbsttage, an denen die See mit glatter Fläche ihre ruhige, rollende Bewegung machte und Henri in seinem Kahn Zeit

hatte, den eleganten kleinen Seeschwalben mit den schmalen Flügeln zuzusehen, wie sie ruhig in der stillen Luft standen und dann plötzlich wie ein Pfeil ins Wasser stießen. Oft ging er wohl auch am Pflug hinter dem gleichmäßig schreitenden Braunen inmitten einer weißen Wolke von Lachmöven, die geduldig, zum Greifen nahe, neben ihm hinsegelten und eine nach der anderen in die Furche hinter ihm einschwenkten. In solchem Frieden schien ihm die Welt ein Garten Gottes, und wenn er an die Zukunft dachte, dann sah er sie klar und schön und friedlich vor sich liegen. Aber es kamen auch andere Tage. Tage, an denen die See ein Meer von weißen Kämmen war und wo der naßkalte Sturm einem die Gedanken fortwehte und man die Lust zu leben verloren hätte, wäre da nicht die Vorstellung von einem knisternden Feuer in einem einfachklaren, gemütlichen Zimmer gewesen und von einem Paar blauer Augen, die einen ängstlich-bewundernd ansehen konnten.

Während der ersten zwei Jahre wohnten die Großeltern McLennan noch im selben Haus mit den jungen Leuten. Der stille Alte mit dem fast schneeweißen Bart und den freundlichen, hellen Augen kümmerte sich um die Fischerei keinen Augenblick mehr, nachdem er gesehen hatte, daß der junge Franzose genau so viel davon verstand wie er selber und sich nichts dreinreden ließ. Doch den gewohnten Gang der Arbeiten auf dem Acker überwachte er mit unerschütterlicher Strenge, und das war gut so, denn der Fremdling war kein Bauer. Nicht daß der Alte noch viel gearbeitet hätte, aber in der Früh beim Porridge sagte er ein paar Worte, und Henri und die Knechte wußten, was den Tag über getan werden mußte. Waren sie dann draußen mit einer Arbeit fertig, bevor es Abend war, dann gaben sie sich meist gar keine Mühe mehr zu überlegen, womit sie die noch fehlende Zeit am besten ausnützen könnten. Sie sahen sich ein wenig um, und selten dauerte es lange, da kam der Alte von irgendeiner Seite her mit ruhigen, langen Schritten auf sie zu, gebückt und mit einem knotigen Stock in der Hand, und sagte ihnen in seiner knappen, launigen Art, was sie zu tun hätten.

Dann starb die alte McLennan und wurde in ihrem Heimatdorf begraben, zwei Kilometer landeinwärts. Der Großvater wollte erst seine Äcker nicht aus den Händen lassen, aber schließlich zog auch er dahin, wo er seine Jugend verlebt hatte, und wenn das Wetter schön war, dann stand er oft lange auf dem Friedhof an der Gruft der McLennans, den Hut in der Hand und den weißen Kopf gebeugt.

Es begann eine etwas fatale Zeit für Henri. Er hatte unter der unaufdringlichen, aber bestimmten Aufsicht des Alten gelernt, wie der Acker gepflügt, geeggt, gewalzt werden mußte, wie das Gras gehauen und die Kartoffeln geerntet wurden. Aber er war kein selbständiger Landmann geworden, der für jeden Tag genau weiß, welche Arbeit getan werden muß und der bei unvorhergesehenen Ereignissen schnell richtige Entscheidungen trifft. Da war es sehr gut, daß er eine Frau hatte, die ihm in solchen Dingen

eine Stütze sein konnte. Sie hatte als Kind und auch später jede Freizeit benutzt, zu den Großeltern zu laufen, mit dem Großvater zusammen über die Felder zu gehen und das Jungvieh auf der Weide zu zählen. Sie hatte gescheite Fragen gestellt und kluge Antworten bekommen – und wenn sie am Abend die Schweine gefüttert und die Kühe gemolken hatte und mit dem Alten zusammen beim Kamin saß, dann mußte der Großvater erzählen, was er morgen auf den Äckern vorhatte und warum er gerade das und nicht etwas anderes machen wollte. So gab es sich ganz von selbst, daß die beiden Eheleute abends über den Plan des nächsten Tages redeten und daß May dabei nicht eher ruhte, als bis jeder Punkt klar war und auch etwaige Unregelmäßigkeiten wie Regenwetter, so weit es ging, erörtert waren. Sie gab sich dabei alle Mühe, nicht wie ein Schulmeister zu reden, sie stellte absichtlich mal eine dumme Frage, um Henri die Freude zu machen, daß er etwas besser wußte – und Henri selbst war klug genug, ihren Rat sofort anzunehmen, wenn er einsah, daß sie recht hatte. Da er die körperliche Arbeit leidenschaftlich gern und besser als irgendein anderer machte, hatte er nie das Gefühl der Untertänigkeit ihr gegenüber, sondern war stolz darauf, eine so kluge Frau zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Paul Fechter

Der Schwiegersohn Hardenbergs

Fürst Hermann Pückler-Muskau

„Das größte Lob, das ich Deinen Briefen spenden kann, ist wohl das: ich lese das alles wie Pücklers Briefe."
Theodor Fontane an seine Frau.

In den Oktober dieses Jahres fällt der 150. Geburtstag des Fürsten Hermann Pückler-Muskau, des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen und Schöpfers der Gärten von Muskau und Branitz. Er durfte sich als Sechzigjähriger rühmen, für seine Scharteken 30 bis 40000 Taler gezogen zu haben – „in Deutschland, wo es Schiller und Herder und Jean Paul, selbst Vulpius nie so weit gebracht haben und Goethe erst am Ende seiner Laufbahn"; der alte Goethe notierte nicht weniger als dreimal in seinen Tagebüchern: „Briefe eines Verstorbenen vorgenommen" – das letztemal kaum zwei Wochen vor seinem Ende; das junge Deutschland von Laube bis Heine brachte ihm begeisterte Huldigungen und Ovationen dar. Heute lebt Pücklers Name im wesentlichen durch das nach ihm benannte Eisdessert fort – und allenfalls für die, die sie kennen, in seinen Parkschöpfungen. Der Schriftsteller Pückler-Muskau ist fast völlig vergessen, obwohl er menschlich eine der interessantesten Erscheinungen nicht nur seiner Zeit ist,

Wirkungen auf Menschen und Werke gehabt hat, bei denen man solche kaum voraussetzen würde – und obwohl in seinem Werk eine Fülle des bis heute frisch und lebendig Gebliebenen steht, allein schon in der Sammlung von Lebensbildern und Anekdoten, an denen nicht nur sein Verehrer und Schüler Theodor Fontane seine Freude gehabt hat.

Ein seltsames Leben war diesem Sohn des 18. Jahrhunderts beschieden, der 1870 als Fünfundachtzigjähriger an den König von Preußen das Gesuch richtete, den Krieg in seinem Gefolge mitmachen zu dürfen. Er war ein Mensch des Dixhuitième, um so mehr, als er von der Mutter, einer Tochter der Gräfin Olympia la Tour du Pin, französisches Blut in den Adern hatte; in seinen Schriften verklingt wie in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen die Sprachwelt Friedrichs des Großen und der Aufklärung mit dem beinahe unerläßlichen Zusatz Herrnhut – und er war zugleich eine der ersten modernen Erscheinungen in der Welt des Schreibens, ein Dandy und ein Snob, ein Relativist und überlegener Spieler, ein Mensch des Lebens aus den Worten, ein Held nach dem Herzen des Vaters Fontane, Gascogner und homme à femmes frei von allen Bindungen seiner Zeit und ihrer Betrachtungen – er ist als einer der ersten durchaus von der Möglichkeit des lenkbaren Luftschiffs überzeugt und kokettiert nicht nur mit seinen aufgeklärten politischen Ansichten, sondern besitzt sie wirklich. Natürlich ist ein gut Teil snobistische Koketterie dabei, wenn er in seinem Muskau Laube und David Friedrich Strauß Asylrecht gewährt; aber seine Freundschaft mit Varnhagen, dem Gatten Rahels, ist ebenso echt wie seine Bewunderung für Heine, in dem er mit einiger Überschätzung den modernen Lichtenberg zu erkennen glaubt – und wenn der vierte Friedrich Wilhelm bei einem Besuch in Muskau halb ärgerlich, halb malitiös fragt, seit wann denn die Pücklers einen Adler im Wappen führten, erhält er die kühle Antwort: „Ungefähr so lange, wie die Hohenzollern in der Mark sitzen.“ Er war bei all seinen Schwächen ein Mann, der, wenn auch gestützt auf die Sicherungen seiner äußeren Stellung, den Mut zu sich besaß und sein wunderliches Leben halb sentimental, halb als eleganter Ästhet, schauspielerisch und aufrichtig, kühl und beteiligt zugleich mit Haltung und Stil zu Ende führte. Höchstens daß er zuletzt noch Mitglied des preußischen Herrenhauses wurde, ist ein etwas zu bürgerlicher Zug in seinem Bilde.

Seine Jugend hat er selbst einmal in einem langen Brief an die Gräfin Hahn-Hahn, die interessanteste Partnerin seiner Korrespondenz, geschildert – zuerst sich selbst als „hübsches Kind vom lebendigsten Geist und der größten Impressionabilität im Guten wie im Schlimmen, ein wildes aber anmutiges kleines Wesen“; dann die Eltern. „Einen Vater, der sich so gut als gar nicht um das Kind bekümmerte, ja dem es wegen seiner ganz und auffallend heterogenen Natur immer mehr zuwider wurde, ferner eine ganz junge fast noch kindische Mutter, die den Vergnügungen der Welt sehr ergeben, mit ihrem Manne stets in Unfrieden lebend, sich im ganzen ebenso

wenig ihres Kindes ernstlich annahm als dieser, außer wenn sie, par bouffées, einmal wie mit der Puppe mit ihm spielte, ein anderes Mal nach Maßstab der ebengemachten Lektüre auf den Einfall kam, es heute à la Rousseau, morgen à la Basedow, übermorgen nach einem andern Schema zu erziehen, wobei die unglaublichsten Experimente vorfielen, bis man der ganzen Geschichte dann wieder überdrüssig wurde und nun das Kind auf längere oder kürzere Zeit irgendeinem Offizianten oder einem homme de confiance aus der Dienerschaft zu spezieller und unumschränkter Führung übergab." Der Satz in seiner Länge wie in seiner Klarheit ist zugleich ein Musterbeispiel der Stilsicherheit des Briefschreibers, die ganz leise Sentimentalität sich selbst gegenüber, die aus ihm spricht, ein durchgehender Wesenszug Pücklers — der allerdings auch bewußt, rollenmäßig verwertet wird.

Mit neun Jahren kommt er in eine herrnhutische Anstalt in der Nähe und empfängt die Grundlagen für seine Kenntnis der Brüdergemeinden, deren fromme Wundenlieder er später in seinen Tutti Frutti, vorsichtshalber mit griechischen Lettern gedruckt, der Öffentlichkeit vorlegt. Hier „ergab sich der sonst so wilde und ziemlich ungezogene Knabe der neuen frommen Richtung mit glühender Seele. Alles, was von Leidenschaft in ihm war, wandte er dem jugendlichen Jesus, dem schönen liebenden Heiland zu, der kindischen Spielerei jener Sekte mit diesem Bilde bis in die äußersten Verirrungen folgend, während Jesu Leidensnächten in süßen Tränen zerfließend, und jubelnd sein Bild küssend, wenn er wieder auferstanden war." Dann wird das empfängliche heiße Kind „rücksichtslos in das Eis der Welt geworfen": die Eltern trennen sich, werden geschieden — die Mutter heiratet bald von neuem, trifft den Sohn nur noch auf Reisen. Der zieht von Anstalt zu Anstalt, von Hofmeister zu Hofmeister, im fünfzehnten Jahr auf die Universität Leipzig, um Jura zu studieren, im achtzehnten zu einem Garderegiment nach Dresden — wo seine Vitalität sich nun bereits in Theater umzusetzen beginnt: er sprengt einmal zu Pferde von der Elbbrücke hinab in den Strom, fängt an in Szenen zu leben. Dazwischen beginnt er mit der eigentlichen Beschäftigung seines Lebens, mit dem Reisen — bis der Vater stirbt und er Standesherr in Muskau wird. Den Feldzug von 1813 verbringt er krank daheim: er wird in Bautzen Napoleons Gefangener: den Ausgleich bringt das Jahr 1815, in dem er als Adjutant Carl Augusts den Feldzug in Frankreich mitmacht. Er selbst formuliert diesen Ausklang seiner jungen Jahre folgendermaßen: „Dann hat es (das empfängliche heiße Kind) auch seine Zeit unter den für Deutschlands Befreiung kämpfenden bons enfants als dupe figuriert, ist auch eine Heirat aus Konvenienz eingegangen, hat sich, unbefriedigt zu Hause, in anderen Weltteilen umhergetummelt, dazwischen Hunderte von Intrigen und Liaisons, aber nie eine wahre Liebe gefunden, die es hier vielleicht nicht gibt, und ist endlich betrogen und betrügend, verraten und verratend, verspottet und verspottend, nach so viel traurigen Erfahrungen ... mit dem von Ihnen verehrten Salomo inne geworden, daß alles außer uns eitel sei."

Die Heirat aus Konvenienz, von der der sechzigjährige Schreiber dieses Briefes mit leichter Erinnerungstäuschung und der koketten Pose enttäuschten Gefühls hier spricht, hat in Wirklichkeit wohl etwas anders ausgesehen. Pückler hatte sich, als er die dreißig schon hinter sich hatte, gleichzeitig in zwei junge Mädchen verliebt, Töchter des Reichsgrafen von Pappenheim, der mit der Tochter Hardenbergs verheiratet war. Im Verlauf dieses Spiels aber fing auch die Mutter der beiden Mädchen, Lucie von Pappenheim, Feuer: obwohl neun Jahre älter als Pückler, packte sie ein heftiges Gefühl für den schönen, lebendigen, eleganten Mann, das schließlich auch ihn ergriff, mitriß und dazu brachte, die Frau, die sich um seinetwillen hatte scheiden lassen, zu heiraten. Sie wurde die Empfängerin seiner lebendigsten und schönsten Briefe, vor allem in den späteren Jahren ihrer Ehe, als sie schon entschlossen waren, sich in freundschaftlichem Einvernehmen wieder zu trennen — um seiner Gartenanlagen willen. Pückler hatte nämlich für seine Schöpfung Muskau, mit der er den englischen Parkstil gegen den französischen durchsetzte, und für sein auch sonst nicht eben sparsames Dasein den größten Teil seines Vermögens aufgebraucht, so daß er den einzigen Weg zu einer Sanierung seiner Verhältnisse in einer reichen Heirat sah. Lucie Hardenberg war der gleichen Ansicht und stimmte zu: sie ließen sich scheiden, und er ging nach London, auf die Brautschau und gleichzeitig um dort den richtigen Spleen zu lernen. Von dort aus schreibt er seiner Frau, seiner Herzensschnucke, wie er sie immer anredet, die Briefe, die nach seiner Rückkehr in einer vierbändigen Auswahl zusammengestellt als die „Briefe eines Verstorbenen" erscheinen und seinen Ruhm begründen. Da es mit der reichen Heirat nichts wird, kommt er nach Deutschland zurück, vereinigt sich von neuem mit seiner Frau, um doch bald wieder sein unstetes Reiseleben aufzunehmen. 1834 erscheint „Tutti Frutti", fünf Bände aus den Papieren des Verstorbenen — mit dem Motto „De mortuis nil nisi bene — zur Beherzigung für alle Rezensenten." Es ist ein wunderliches Durcheinander von Abhandlungen über alle möglichen politischen, landwirtschaftlichen, künstlerischen Themen, von Aphorismen, Dramenbruchstücken, Novellenfragmenten, Briefen — recht eigentlich der Übergang von der späten Romantik Hoffmanns und Tiecks, die vier Jahre später sein gefährlichster Gegner Immermann im „Münchhausen" ebenfalls noch einmal aufnimmt, zum Jungen Deutschland, dem Pückler an Geist, Haltung und Grazie trotz seiner spielerisch bewußten Dilettanterei des Schreibens nur erheblich überlegen war. Für ihn war noch das Schreiben Schauspiel, eine zwar mit allem Selbstgenuß der eigenen Eitelkeit gespielte Rolle, deren der Fürst ganz im Hintergrund seiner Seele sich doch ein klein wenig genierte. Das einzige, was ihm wirklich entsprach, war Reisen, die Welt und sein Ich konfrontieren und in Briefen an Freunde und Frauen die empfangenen Eindrücke und Sensationen registrieren. Deshalb hielt es ihn auch nicht lange in Deutschland: er ging von neuem auf Wanderfahrten, durch das Reich, durch Frankreich, Spanien, Algier, durch Griechenland, Arabien, Ägypten — und von überall

her bringt Semilasso, der Halbmüde, wie er sich jetzt nannte, den Namen zugleich selbst mit dem Worte Lasso verbindend, mit dem man Menschen und Tiere fängt, seine Bücher nach Hause: Semilassos vorletzten Weltgang und die Griechischen Leiden, Aus Mehemet Alis Reich und die Heimkehr, und obwohl er die Frische der Anfänge nur selten noch erreicht: der Erfolg und die Leser bleiben ihm treu. Immermanns Spott schadet ihm nichts, Heine nennt ihn seinen hochgefeierten und wohlverwandten Zeitgenossen, Varnhagen stellt fest, er wirke wie ein Zauber auf die Leute – und nur Herwegh setzt mit der überwuchtigen Pathetik des Vierundzwanzigjährigen die Gedichte eines Lebendigen den Werken des Verstorbenen entgegen, der sich selber gar nicht so ernst nahm, um eine solche Polemik ganz zu verstehen – obwohl er sie natürlich zugleich geschmeichelt als Anerkennung seiner Bedeutung entgegennahm.

Von seiner ägyptischen Reise hatte Pückler eine schöne, junge Sklavin, Machbubah, eine Abessinierin mitgebracht, die er in Gondar auf dem Sklavenmarkt gekauft hatte und als seine Freundin in die Wiener Gesellschaft einführte. Sie wurde das Urbild der Chelion, der aus Indien stammenden Gattin des Grafen Jodokus in Stifters „Narrenburg"; Pückler hatte mit ihr in Pera eine ähnliche Szene erlebt wie Jodok mit Chelion – und war ebenso verzweifelt wie der, als sie im Oktober 1840 in Muskau, wohin er sie gebracht hatte, der Schwindsucht erlag. Auch durch die „zweite Frau" der Marlitt geistert sie in der romantischen Gestalt der jungen Inderin in etwas blasserem Abglanz. Die Fürstin, obwohl im übrigen Pücklers Eskapaden gegenüber sehr überlegen und souverän, lehnt sich eifersüchtig gegen den jungen Gast in Muskau auf; die Lösung bringt das nördliche Klima. Machbubah findet ihr Grab im Park von Muskau – den Pückler wenige Jahre später verkauft, um sich in Branitz bei Kottbus an eine neue, Landschaft formende Arbeit zu machen. 1854 stirbt seine Frau; er überlebt sie um fast zwei Jahrzehnte. Erst am 4. Februar 1871 stirbt der beinahe sechsundachtzigjährige, immer noch schöne und elegante Mann, der beide Napoleons, Waterloo und Sedan, den Verzicht des Kaisers Franz und die Proklamation des neuen Reiches in Versailles, Goethe und Lassalle, die Rahel und die Marlitt erlebt hatte.

Wer Pücklers Wesen erfassen will, muß sich an den Briefschreiber halten, vor allem, wenn er an Frauen schreibt. Das Schreiben als solches blieb ihm trotz aller Eitelkeit, die er sich selbst gern und oft bestätigt hat, innerlich fern, wurde ihm in dem Moment, in dem es einen Zusatz von Beruf und Tätigkeit bekam, verdächtig und blamabel – obwohl er von Hause aus nicht unbeträchtliche Gaben mitbrachte. Er besaß neben einer großen Belesenheit und der Sprachenbeherrschung seiner Schicht ein starkes Talent des Formulierens, Sinn für die Pointe wie für Anschaulichkeit: er war ein sehr empfindliches Reagens auf Momente, in denen das Leben witzig und überraschend sich selber zum Ausdruck brachte. Er hatte den

unmittelbaren Sinn für die Anekdote, den Fontane neben der Kunst des Briefschreibens von ihm geerbt hat. Aber er brauchte, um zu sich selbst zu kommen, den Partner, der ihm sein Wesen zurückstrahlen konnte, das er selbst, schauspielernd, erst mit seinen Worten an ihn schuf. Pückler konnte nicht, wie der wirkliche Autor, ins Leere sprechen: er brauchte Widerhall, Spiegelungsmöglichkeiten — und brauchte noch mehr. Er lebte, wie die meisten schauspielerischen Menschen, ohne eigentliches Wesen zum großen Teil aus dem, was von seinem Gegenüber zu ihm kam — sowohl als Wesen kam wie als sein Wesensbild. Er spürte den eigenen inneren Nichtbesitz und hielt sich instinktiv zeit seines Lebens an Frauen, um von ihnen irgendeine Erfüllung zu bekommen und in ihren Antworten zugleich ein Bild seiner Art zu empfangen, das er nun bejahend oder verneinend weiter ausbauen konnte. Die innere Dramatik, die dieses Leben trotz aller posierten Blasiertheit, aller enzyklopädistischen Skepsis und weltmännischen Freiheit ebenfalls erfüllte, spricht am unmittelbarsten aus seinen Briefen an Frauen: sie haben seine andere Literatur trotz aller Qualitäten, die auch sie besitzt, überdauert und sind noch heute lesenswert wie einst, da der leidenschaftliche Briefschreiber sie, immer neue Selbstbestätigung für das leere Dunkel seiner inneren Welt suchend, sorgfältig und prätentiös die Toilette seiner Seele überwachend, vor dem ewig blanken Spiegel seines Ich geschrieben hat.

Die meisten Briefe Pücklers sind an seine Frau gerichtet. Sie sind menschlich am sympathischsten, trotz alles allzu Menschlichen im Bilde dieser Ehe. Alle seine guten Qualitäten, seine Neugier, sein Beteiligtsein bei allem bisher Unbekannten, sein Wille zur Wahrheit, den nur seine schauspielerische Grundanlage immer wieder wirkungslos macht, weil ihn die Lust an den Worten unvermerkt von den Tatsachen der inneren Welt ablenkt; seine Naivität gegenüber allem Moralischen, die er aus dem 18. Jahrhundert mitbrachte, die Grazie seiner Pose und die Freude an der Formulierung selbst dann noch, wenn er selbst fühlt, daß er mit ihr nicht an sein Wesen herankommt, seine Gutartigkeit und Liebenswürdigkeit, zu der ihn schon sein ständiger Wirkungswille anhält, kommen der Fürstin gegenüber am meisten zur Geltung. Sie kennt ihn am besten, er kann nicht allzu viel Luftschlösser seiner selbst vor ihr aufbauen: er muß sachlich sein und seine Reize in und an den Dingen entfalten, die er bringt. Das gibt den englischen Briefen ihre Frische und Lebendigkeit: Persönliches und Gegenständliches halten sich die Waage, der Mensch steht neben der Wirklichkeit, zuweilen sogar hinter ihr. Noch in den späteren Semilassobänden sind die Briefe an Frau Lucie die lebendigsten Partien.

Die menschlich aufschlußreichsten Korrespondenzen freilich hat Pückler mit anderen Frauen geführt — und zwar mit einer sehr merkwürdigen Trias: mit Bettina, mit der Gräfin Hahn-Hahn und mit Eugenie John, die sich als Schriftstellerin Eugenie Marlitt nannte. Jeder dieser Briefwechsel ist ein menschliches Dokument, jeder zeigt den Briefschreiber und -empfänger von einer neuen Seite, enthüllt sein Wesen oder seine Wesenlosigkeit im

Zusammenstoß mit einer anderen Seelenwelt. Es gibt nicht viele Briefe in der deutschen Literatur, die so viel Aufschlüsse über grundsätzliche Wesensverschiedenheiten des Männlichen und des Weiblichen enthalten.

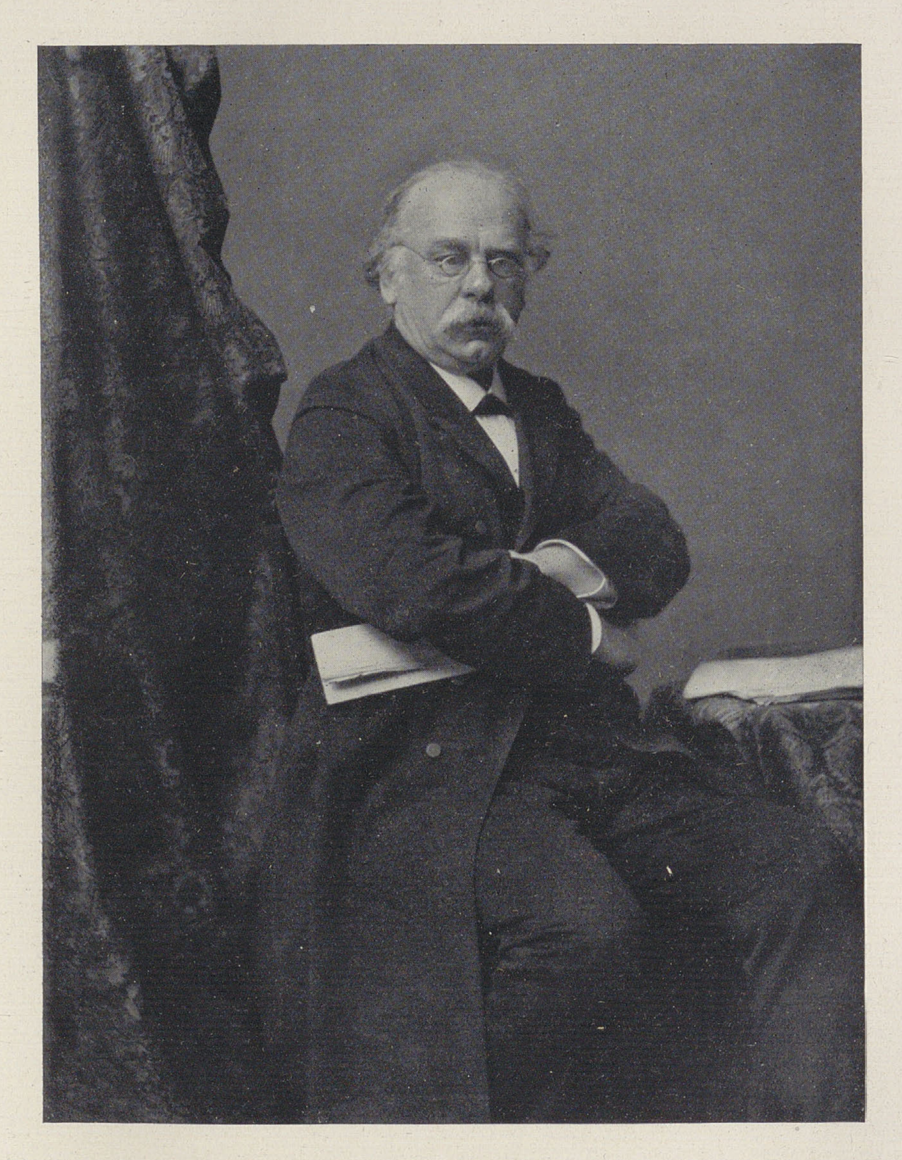
Die bewegteste Korrespondenz ist die zwischen Pückler und Bettina. Sie hat streckenweise etwas Groteskes, weil hier zwei einander wesensähnliche Veranlagungen aufeinanderstoßen – nur daß der eine, Pückler, die Situation übersieht, die andere, Bettina, nicht. Sie sind beide Schauspieler; Pückler weiß es und kann daher von vornherein jeden Zug Bettinas mit einem Gegenzug beantworten. Sie kommt verwegen herangerauscht, wie gegen einen Partner auf der Bühne – und muß mit Erstaunen feststellen, daß er zugleich für sie Zuschauer und Kritiker ist. Sie kommt mit dem ganzen Aufgebot romantischer Seele und Höhenexistenz, wie sie ihr Gewohnheit sind: er durchschaut das Schauspiel und führt sie bald behaglich, bald sogar mit einer Härte, die nur sie mit ihrem Zuviel in ihm weckt, auf die Erde zurück. Sie wird pathetisch, er bleibt ironisch. Er nennt in ihrer Beziehung sich die Frau, sie den Mann – sie habe den Beruf etwas aus ihm zu machen. Wenn sie dann an diese Aufgabe herangeht, mit all ihrem Wortüberschwang, bremst er: „In solcher Stimmung sind Deine überfeurigen Briefe, närrische Bettina, gerade recht; nur wünschte ich, Du begnügtest Dich mir dergleichen zu schreiben, und erzähltest nicht so viel an andere davon. Du bist eine ziemlich gewöhnliche Adamstochter darin, daß Du nicht gut schweigen kannst. Um aber gegen einen ganz aufrichtig sein zu können, muß man es gegen alle andern nicht sein." – Und als sie weiter in gleicher Weise fortfährt, wird er noch deutlicher: „Ich liebe solche Kürassierschreiben nicht, wie Dein letztes. Willst Du mich etwa beherrschen? Das ist unmöglich, ganz unmöglich! Denn diese Unmöglichkeit liegt bei mir in einem Mangel, nicht in einer Stärke!" – Selten hat jemand die eigentlich unangreifbare Position der Wesenlosen, Schauspielerischen so klar gesehen und so knapp formuliert wie Pückler hier. Der Briefwechsel geht weiter; der Sieg aber gehört schon hier zu Beginn ihm.

Die Rache für Bettina hat die Gräfin Ida Hahn-Hahn genommen. Diese Korrespondenz liegt etwa zehn bis zwölf Jahre später – und hier ist der Sieger nicht der männliche Partner. Die Gräfin hat die schärferen Augen; sie sieht durch alle schönen Worte und Gefühle hindurch und sagt, was sie sieht. Pückler ist zuerst sehr überlegen, spielt souverän sein männlich geistiges Theater – und übersieht, wieviel er damit dieser Frau, die als Frau viel mehr Wesen denn als Schriftstellerin hatte, von sich offenbart. Sie spürt hinter seiner Ehrlichkeit die „unbewußte Verachtung der Wahrheit" und ist auf der Hut vor ihm: sie spürt seine Wesenlosigkeit durch alles hindurch. Sie versucht, ihn zu entschuldigen: „Es ist zu viel Bewußtsein in Ihnen" (wobei sie übersieht, daß das Bewußtsein ja sein wesentlicher Inhalt ist). Aber dann bekennt sie: „Ach, Pückler, ich mag Sie eigentlich gar nicht leiden! Es ist so etwas Entzauberndes an Ihrer Hand: woran sie streift, seh' ich eine Blüte herunterfallen." Das trifft sein Herz, denn er fühlt die

Wahrheit der Worte — und nun versucht er mit dem oben zitierten Abriß seines Lebens unmerklich an ihr Mitleid zu appellieren. Aber dann kommt ihm das Demütigende dieser Antwort zum Bewußtsein und die Niederlage, die er erlitten hat und nun beginnt, mit hintergründiger Bosheit, die nicht ausgesprochen und doch fühlbar wird, sein Rückzug auf eine neue Position, auf der das früher von ihm selbst Gesagte nicht mehr gilt. Er ist in die Verteidigung gedrängt — und bricht das Gefecht ab. Bettina ist gerächt.

Auf eine ähnliche Weise klug war die Marlitt. Pückler schrieb ihr auf das „Geheimnis der alten Mamsell" — er war damals bereits über achtzig — lud sie ein, war entzückt von ihrem Bild und glitt Schritt für Schritt auf ihren bürgerlich-kleinbürgerlichen Standpunkt hinüber — ohne Erfolg. Sie war genau so weiblich klug wie die Gräfin Hahn-Hahn, und der alte Frauenverehrer blieb mit leeren Händen und leerer Seele stehen; er kämpft um sie wie ein Jüngling, paßt sich immer mehr ihrem Ton, ihrer kleinen Weltbetrachtung an — und erreicht, soweit der Briefwechsel, der dann abbricht, das erkennen läßt, nichts. Selbst sein Bitten ist vergeblich — in seine Leere kommt kein Echo mehr. Der Verstorbene ist der Dichterin der Goldelse nicht mehr gewachsen — die doch mit Bettina wenig Ähnlichkeit besaß.

Eindrücke von dieser Intensität findet man bei dem Schriftsteller Pückler nicht. Es lohnt aber trotzdem, ihn wieder einmal zu lesen. Es gibt Anekdoten bei ihm, wie bei wenigen deutschen Autoren — es gibt ausgezeichnete Schilderungen aus dem alten England, dem alten Frankreich — ja sogar aus dem alten Deutschland. Er hat Augen; er schildert den Bamberger Gemüsemarkt und entdeckt auf eigene Faust begeistert den damals völlig unbeachteten Grünewald — und über den Bamberger Reiter macht er eine Aufzeichnung, die gerade heute näher untersucht zu werden verdiente. Er schreibt: „An einem Pfeiler im Dom sieht man den Ungarnkönig Stephan zu Pferde, wie er zu seiner Taufe in die Kirche geritten sein soll." Der Reiter hieß im 18. Jahrhundert im Volksmund in Bamberg allgemein der Stephan; hiernach hat er 1835 ebenfalls noch diese Bezeichnung getragen. Die Historiker sollten das Jubiläumsjahr Pücklers benutzen, um von ihm aus einmal, soweit das noch möglich ist, Klarheit in dies Dunkel zu bringen, zum mindesten feststellen, seit wann der Reiter nicht mehr der Stephan ist, und ob er vielleicht mit irgendeinem historischen Recht so genannt wurde. Es wäre eine hübsche Festgabe für Semilasso.



Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, München, um 1895

Lebendige Vergangenheit

Aus Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) „Deutscher Volkscharakter"

Die Familie ist nicht bloß religiös, sondern auch sozial und politisch ein Heiligtum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die sozialpolitische Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die notwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwicklung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen.

☼

Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der Autorität und Pietät.

☼

Man begehrt gegenwärtig wieder dringender als vorher Anerkennung der Autorität des Fürsten, der Verwaltung, der Gesetzgebung, der Kirche, in Summa aller öffentlichen Lebensmächte. Das kann nichts anderes heißen, als daß man die bewußt oder instinktiv dargebrachte Beugung des Eigenwillens vor diesen Gewalten im Interesse der Gesamtheit fordert. Bei den Massen zieht dieser Geist des Respekts vor der Autorität nur ein, wenn das Geschlecht die volle Autorität der Familie wieder durchempfunden hat. Eine anscheinend wiedergewonnene Autorität der öffentlichen Mächte steht so lange wurzellos in der Luft, als in der Sitte des Hauses die Autorität des Hausregiments nicht restauriert ist. Es kann kein patriarchalisches, rein auf das Verhältnis der Autorität und Pietät gegründetes Staatsregiment mehr bestehen in dem zivilisierten Europa, wohl aber ein patriarchalisches Familienregiment, und dieses letztere muß bestehen, wo ein echt konservativer Geist bei den Staatsbürgern einziehen soll. Im Hause allein aber kann bei uns das Volk den Geist der Autorität und Pietät noch gewinnen, im Hause kann es lernen, wie Zucht und Freiheit miteinandergehen, wie das Individium sich opfern muß für eine höhere moralische Gesamtpersönlichkeit – die Familie. Und im Staatsleben, obgleich es auf eine andere Idee als die Familie gebaut ist, wird man die Früchte dieser Schule des Hauses ernten.

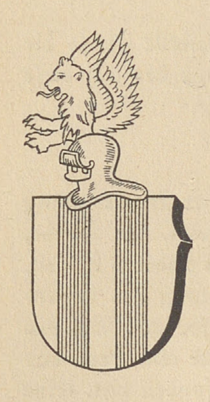
☼

Ein Volk, welches nicht mehr fähig ist, Hausregiment zu führen und zu ertragen, kann auch mit keinem Staatsregiment mehr zurechtkommen. Und doch sind Hausregiment und Staatsregiment grundverschiedene Dinge geworden. Je gefesteter die Sitte des Hauses, um so gefesteter ist das Gesetz.

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich auch bei uns der Geist der Familienlosigkeit; der Polizeistaat und die sozialistische Standeslosigkeit folgte im neunzehnten: nun wird die Umkehr folgen müssen oder der Ruin.

☼

Die höchste Aufgabe für den Neubau der halb zertrümmerten Gesellschaft ist für jeden gegeben in der Erneuerung der Familiensitten. Selbst den Frauen ist hier das Reich ihrer politischen Wirksamkeit angewiesen. Statt über neue Verfassungen zu phantasieren, wollen wir unsere Familie wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir auch politische Männer. Wer den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Im eignen Hause müssen wir zuerst uns rein machen.



Tony Kellen

Die Maler van Orley

Der Weg eines deutschen Adels- und Künstlergeschlechts

Wie sehr auf allen Gebieten des Wissens und Könnens ausgewanderte Deutsche und ihre Nachkommen in fremden Ländern befruchtend gewirkt haben, würde den weiteren Kreisen erst dann zum Bewußtsein gelangen, wenn wir eine umfassende Geschichte der Deutschen im Ausland hätten. Hier hat die Forschung noch eine große Aufgabe vor sich, denn von vielen Männern, die Hervorragendes im Auslande geleistet haben, ist ihre deutsche Herkunft nicht einmal bekannt.

Ein bezeichnendes Beispiel dieser Art sei aus dem Gebiete der Kunstgeschichte hervorgehoben, das erst durch die jüngsten Forschungen eines ausländischen Archivars aufgeklärt wurde.

Die niederländischen Maler van Orley, von denen Bernaert oder Barend van Orley (1492–1542) in Brüssel, der Hofmaler Karls V., am berühmtesten ist, galten bisher als Südniederländer oder Vlamen, und wenn sie auch als solche zu der großen germanischen Familie gehören, so ist doch bisher in keiner Kunstgeschichte erwähnt, daß sie aus einer deutschen Familie stammten. Ihr Ruhm kam einzig und allein den Niederlanden zugute.

In Wirklichkeit gehörten sie einer Familie an, die von der Mosel über das Luxemburger Land erst nach dem wallonischen Teil des früheren Herzogtums Luxemburg vordrang und zuletzt in Brabant seßhaft wurde, wo eines ihrer Mitglieder der Stammvater eines in mehreren Generationen hervorragenden Künstlergeschlechtes wurde.

Die Herren von Orley oder Urley stammten aus dem deutschen Moseltal. Die Burg Urley stand bei Ürzig auf einem Felsen, der jetzt Michelsley (auch

Peters- oder Nikolausley) genannt wird. Die Burg mit der dabei befindlichen Kirche ist 1620 mit dem Teil des Felsens, auf dem sie stand, eingestürzt. Jetzt ist noch ein in den Felsen gehauener Turm übrig.

Die Herren von Urley waren ein trierisches Ministerialengeschlecht. Schon seit 1129 werden sie als Kämmerer des Fürstbischofs von Trier erwähnt. Seither wohnten sie auf der Urley als Burgmänner des Erzstifts. Es war ein fruchtbares Geschlecht, und wenn auch einzelne sich dem geistlichen Stande widmeten – mehrere Domherren, Äbte und Äbtissinnen bewiesen, daß sie aus einer geistig hochstehenden Familie stammten – so fanden doch nicht alle Nachkommen ausreichend Raum im Moseltale. Deshalb wanderten mehrere von ihnen nach dem nahe gelegenen Luxemburger Lande aus und erwarben die Herrschaften Befort und Linster, später auch Meisenburg und Fischbach.

Hier wandelte sich der Name Urley nach den mannigfachsten Schreibweisen in Orley um. Hier kamen auch die Herren von Orley in Verbindung mit dem romanischen Element, denn das Herzogtum umfaßte ein deutsches und ein wallonisches „Quartier", und die Familienbeziehungen des Adels mit den Bürgerschaften reichten über die Sprachen- und politischen Grenzen hinüber.

Der Hauptsitz der Herren von Orley war Linster, das aus Altlinster, Burglinster und Junglinster bestand. Die von Orley wurden eines der mächtigsten Adelsgeschlechter im Luxemburger Lande. Die Herrschaft Befort hatten sie um 1375 von dem dort im Aussterben begriffenen Geschlecht übernommen.

Heinrich von Orley, Herr von Befort (1375–1404), der 1391 Krieg gegen die Stadt Metz geführt hatte, heiratete Helene von Brandenburg und wurde Gouverneur des wallonischen Teiles des Herzogtums. Sein Bruder Johann war von 1368–1379 Propst von Luxemburg und Ritterrichter („Richter der Edelen im Lande Lützenburg"). Er war von 1387 an Herr von Linster und heiratete Juliane von Welchenhausen (früher Wälschenhaus!), der die Herrschaft Laval gehörte. Diese war die Witwe des Waleran de Chesne (Chêne). Wilhelm von Orley wird 1413 Herr von Linster, 1428 auch Herr von Befort und 1452 Gerichtsherr des Adels. Er war verheiratet zuerst mit Katharina von Elter (Autel) aus dem altberühmten Geschlecht bei Arel (Arlon, jetzt belgisch), dann mit Elisabeth von Wiltz (aus dem Norden des Landes). Sein Sohn, Bernhard I. von Orley, Herr von Linster und Meisenburg, heiratete erst Franziska von Hondelingen, dann Franziska von Erkenteel (d'Argentau), auch von Hufflis (Houffalize) genannt, beide aus der Gegend der Sprachen- und Rassengrenze. Die zweite Frau, die Tochter des Reinhard von Hufflis und der Johanna von Enghien, war reich begütert, denn sie besaß im Wallonischen die Herrschaften Rameru, Tubize u. a.

Bernhard I. wurde 1474 von Karl dem Kühnen im Lager vor Neuß zum Ritter geschlagen, nachdem die Adligen des Luxemburger Landes ihn zu ihrem Richter gewählt hatten. Aus seiner zweiten Ehe hatte er fünf Söhne und drei Töchter. Sein Sohn und Nachfolger, Clemens von Orley, heiratete Franziska von Boland, Tochter des Georg von Rolle oder Raele, Herrn

von Fischbach, aus einem Adelsgeschlecht im deutschsprachigen Gebiet bei Lüttich. Der zweite Sohn, Bernhard, wurde Herr von Seneffe und Tubize und blieb im wallonischen Gebiet. Clemens' Sohn und Nachfolger, Bernhard II. von Orley in Linster, hatte zwar auch zwei Frauen, Anna von Malberg (aus der Eifel) und Juliane von Bulich (Bolchen, Lothringen), aber er hatte keine männlichen Nachkommen, und so starb mit ihm der Linsterer Zweig im Mannesstamm aus (1591). Noch heute kann man in der Kirche von Junglinster das Grabmal des Ritters Bernhard von Orley sehen, der im vollen Harnisch in Stein ausgehauen ist. Die Inschrift, über der die Wappen derer von Orley, Erkental, Bolant und Wiltz angebracht sind, lautet:

Im Jar 1591 den 8 Octobris ist in
Gott verschieden der edler Vnd
Erenfester Bernhard van Orley
Her zu Leinster*) Aeiß uff der
Sovren**) vnd Heltzeingein***) welcher
Der leitzter seines Stamentz ist
Der Selen Gott genedig sey.

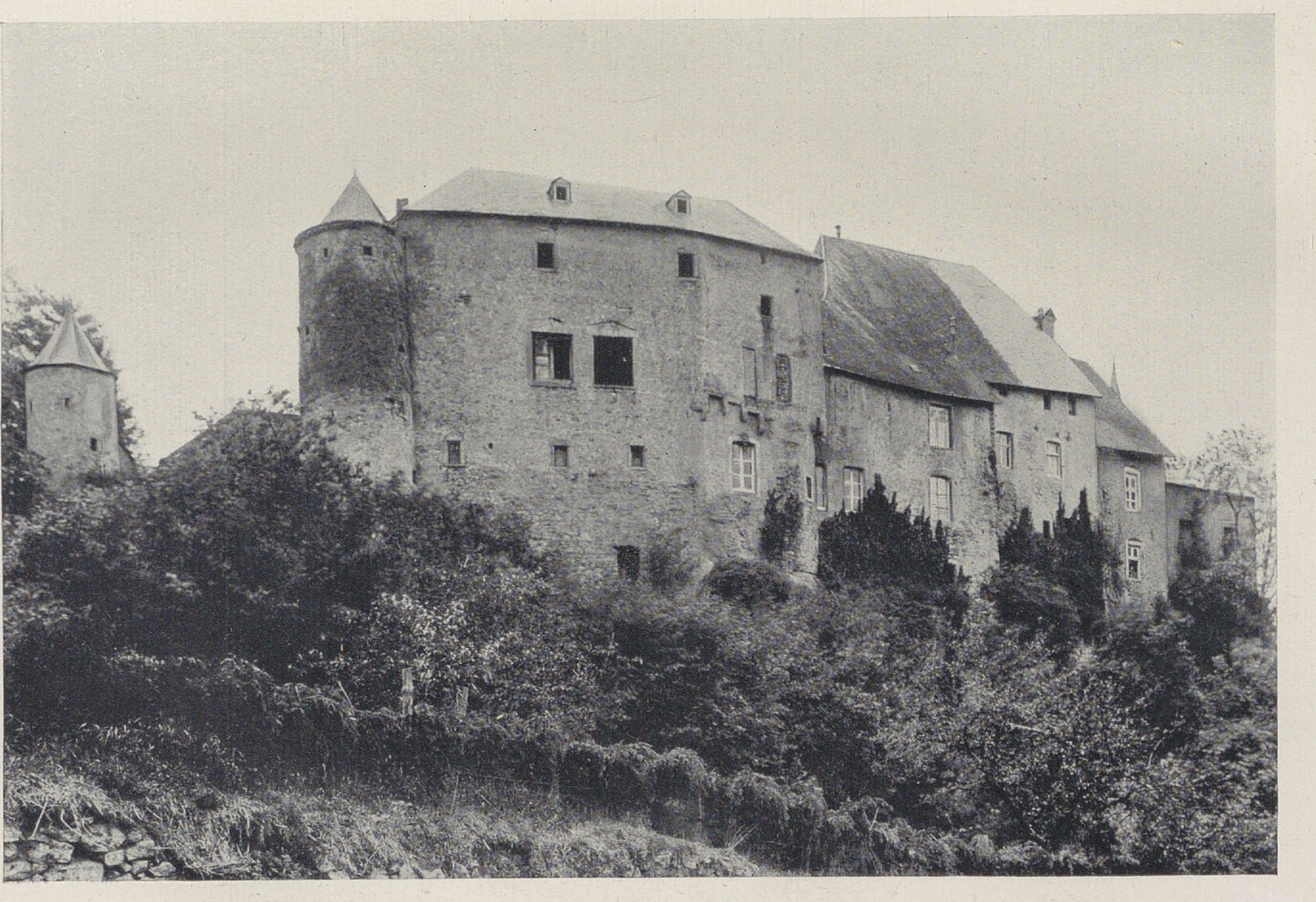
Der Zweig im Westen blühte aber weiter. Der bereits genannte Johann von Orley, Herr von Linster, hatte außer seinem Sohne Wilhelm einen Sohn Johann II. und dieser zwei Söhne: Eberhard I., der Barbe Taye, die Erbin der Burg Morsel bei Gaesbeek, heiratete, und Engelbert. Diese beiden veräußerten ihre Besitzungen im Luxemburger Lande, und der eine ließ sich in Brabant, der andere auf der Seite der Maas nieder. Johann III. hatte zwei Söhne, Eberhard II. und Valentin. Letzterer war 1466 geboren und starb zwischen 1527 und 1532.

Johann III. war 1464 als Bürger in Brüssel aufgenommen worden, und er wird 1482 als Mitglied eines Patriziergeschlechtes erwähnt. Der ältere Sohn erbte das väterliche Gut, während Valentin als „natuerlycke broeder" („natürlicher Bruder", d. h. unehelicher Sohn) leer ausging. Er wandte sich deshalb der Malkunst zu und wurde 1512 in Antwerpen als Meistermaler zugelassen. Von 1527 an wirkte er in Brüssel.

Er hatte wenigstens sechs Kinder, davon vier Söhne, Eberhard (geboren 1491), Bernhard, der berühmteste (geboren um 1492), Philipp und Gommarius, alle Maler, deren Nachkommen, sämtlich Künstler, bis ins 18. Jahrhundert blühten.

Der belgische Kunstgeschichtsschreiber Alphonse Wauters hatte schon früher die Vermutung ausgesprochen, daß ein Zusammenhang der Malerfamilie mit der luxemburgischen Familie bestehen müsse, aber erst dem Archivar J. Vannérus, einem geborenen Luxemburger, ist es gelungen, den Nachweis dafür zu führen.

*) Linster.
**) Esch an der Sauer.
***) Helzingen; alle 3 Orte im Luxemburger Lande.

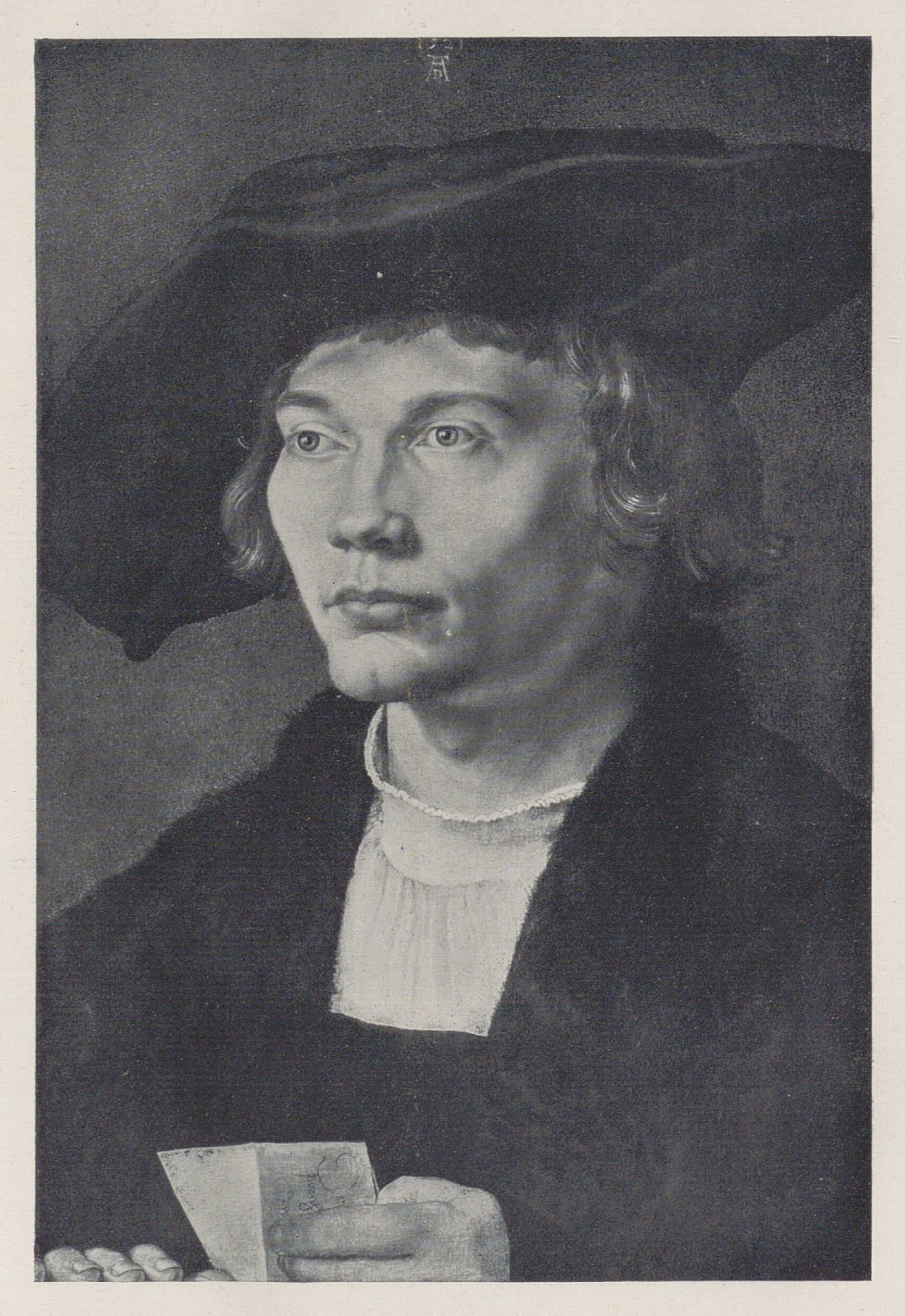


Schloß Burglinster in Luxemburg
(Aufnahme von Edm. Hansen, Mersch)

Bernard van Orley: Heimsuchung Hiobs

Mittelbild des Triptychon im Brüsseler Museum

(Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München)



Bernard van Orley

Nach dem Gemälde von Albrecht Dürer in der Staatl. Gemäldegalerie zu Dresden

(Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München)


STADTBIBLIOTHEK
ELBING

Man darf wohl annehmen, daß hier ein altes Erbgut in Frage kommt. Die Herren von Urley, aus dem weinfrohen Moseltal stammend, wo auf den Überresten römischer Kultur sich ein neues Leben entwickelt hatte, das am Hofe der Trierer Kurfürsten einen künstlerischen Mittelpunkt fand, bewahrten sich auch im Luxemburger Lande ihren künstlerischen Sinn. Zeugen sind außer der Burg Linster vor allem die prachtvollen Grabmäler, die heute die Kirche von Junglinster schmücken. Aber einer weiteren künstlerischen Betätigung bot sich in dem damals noch wenig wohlhabenden Luxemburger Lande keine Gelegenheit. Die Herren von Linster waren im wesentlichen Landedelleute, die tüchtig schaffen mußten, um ihren zahlreichen Kindern ein Auskommen zu gewähren, aber sie waren lebensfrohe Menschen, die ihre ehelichen wie unehelichen Kinder gut unterbrachten. Als nun ihre Nachkommen bis nach Brabant vorstießen, erlebte man hier das merkwürdige Schauspiel, daß in einem unehelichen Sohne die künstlerische Neigung des Stammes zum Durchbruch kam, sich auf ganze Generationen vererbte und erst im 18. Jahrhundert erlosch.

Die van Orley lebten im südlichen Teil der Niederlande, der durch Blutmischung und Sprache der romanischen Nation näher verwandt war als der nördliche, und als im Zeitalter der Hochrenaissance die zu klassischer Vollendung emporgestiegene italienische Kunst auf die flandrisch-brabantische Kunst anregend wirkte, konnten auch die van Orley sich diesem Einfluß nicht entziehen.

Bernard van Orley hatte schon bei seinem Vater Valentin gelernt, aber 1509 begab er sich nach Rom, wo er sich besonders in der Schule Raffaels ausbildete. Er kehrte 1515 nach Brüssel zurück, um sich zuerst der Tapetenherstellung zu widmen, die dort wie auch in Atrecht (Arras) blühte. Er wurde nacheinander Hofmaler Karls V., von 1520–1527 der Statthalterin Margareta von Österreich und seit 1532 ihrer Nachfolgerin Maria von Ungarn. Vielseitig war er tätig als Altar- und Bildnismaler, sowie als Zeichner für Bildteppiche und Glasgemälde.

Albrecht Dürer besuchte ihn 1521 in seinem Hause zu Brüssel*) und malte sein Bildnis (jetzt in Dresden). Von dem üppigen Festmahl in Orleys Haus spricht er sogar in seinen Erinnerungen:

„Item Meister Bernhart hat mich geladen, der Maler, und hat ein solch köstlich Mal zugericht't, daß ich nit glaub, daß erzeugt sei mit 10 fl. Darzu haben sich vor ihn (sich) selbst geladen, mir gut Gesellschaften zu leisten: der Frau Margareth Schatzmeister, den ich konterfet hab, und des Königs Hofmeister mit Namen de Meteni und der Stadt Schatzmeister mit Namen von Pusclaidis ... Item hab Meister Bernhart, der Frau Margarethae Maler, mit dem Kohln konterfeit."

Die Frau Margaretha ist die Tochter des Kaisers Maximilian, Statthalterin der Niederlande. Unter dem seltsamen Namen von Pusclaidis aber verbirgt sich Ägidius von Busleiden oder Bauschleiden, der Nachkomme eines

*) Das Haus stand am Graben der Weißen Damen, jetzt Alter Kornmarkt.

andern Adelsgeschlechtes aus dem Luxemburger Lande, von dem Mitglieder nach den Niederlanden verzogen waren (Giltze oder Gilles = Ägidius de Busleyden war 1476 Propst in Arel).

Die Gemälde Bernard van Orleys sind über die großen Galerien der Welt zerstreut. In Deutschland befinden sich solche in München, Berlin, Lübeck, Schwerin, Dresden, Darmstadt, Frankfurt a. M. und Wiesbaden. Bernard van Orley war eine Feinheit der Empfindung eigen, und er vereinte nordische Frömmigkeit (Gotik) mit italienischer Schönheit (Renaissance). Da von weiblicher Seite wallonisches Blut sich mit deutschem vermischt hatte, war es begreiflich, daß er dem Romanismus, wie man den italienischen Einfluß nannte, huldigte, aber das Erbgut von väterlicher Seite machte sich trotzdem in ihm geltend.

Der „berühmteste aller Brüsseler Maler", wie Wauters ihn nennt, hat selbst den Beweis dafür geliefert, daß er aus deutsch-luxemburgischem Geschlecht stammte. Auf seinem Gemälde „Die Heimsuchungen Hiobs" (1521, im Alten Museum in Brüssel), das er „Bernardus Dorley Bruxellanus" unterzeichnete, findet sich auf einer Säule das Wappen der Orley angebracht. Merkwürdigerweise fehlt darauf das von der Heraldik vorgeschriebene Zeichen der unehelichen Abstammung; entweder wußte er, daß er bei seiner Stellung am Brüsseler Hofe nichts zu befürchten hatte, oder sein Vater Valentin war, wie Herbert von Orley (von der Linsterer Linie) nachträglich für ehelich erklärt worden. Auch Bernards Grabmal in der Kirche St. Géry in Brüssel zeigt das unveränderte Wappen von Orley.

Bei dieser Künstlerfamilie bestätigt sich wieder die Tatsache, daß gerade aus kinderreichen Familien talentvolle Menschen hervorgehen. Es würde aber zu weit führen, all diese Nachkommen aufzuführen. Erwähnt seien nur die Landschaftsmaler Pieter van Orley und seine beiden Söhne Richard (1663 bis 1732) und Jan (1665–1735). Beide waren Schüler ihres Oheims, des Franziskaners Hieronymus van Orley.

Richard van Orley malte mythologische und geschichtliche Bilder. Werke von ihm befinden sich in den Museen zu Antwerpen und Gent. Er soll Italien besucht und viele Buchillustrationen, Miniaturen usw. geschaffen haben. Von ihm gibt es auch Radierungen nach eigener Zeichnung, nach Jan van Orley und nach Rubens. Von Jan van Orley rühren her: die Befreiung Petri (in der Nikolauskirche in Brüssel), die Anbetung der Weisen (Dillighem-Abtei in Brüssel), Himmelfahrt (Kirche zu Assche bei Brüssel), das Bildnis Philipps II. (Stadthaus in Brüssel). Er schuf auch viele schöne Entwürfe für Teppiche.

So erwies sich das Geschlecht derer von Orley als ungemein fruchtbar auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Über die Maler van Orley ist zwar viel geschrieben worden, aber da Hunderte von Urkunden über die Familie von Orley von ihrer Wanderung von der Mosel über Luxemburg nach Belgien erhalten sind, wäre es eine reizvolle Aufgabe, die Schicksale dieses Geschlechtes an der Grenze westdeutscher Kultur eingehend darzustellen.

Hilde Herrmann

Vom Wesen des Films

Der Film ist ein nicht mehr fortzudenkendes Faktum unseres modernen Lebens geworden. Wie wir uns auch zu ihm verhalten mögen, ob wir ins Kino gehen oder nicht: als „Zeitgenossen" sind wir mit ihm zusammen eingespannt in eine Epoche, die wesensmäßig – sonst existierte er doch wohl nicht! – an seiner Hervorbringung beteiligt ist und umgekehrt von ihm her Prägung und Gesicht erhält. So müssen wir wohl oder übel einmal nach ihm fragen und in solchem Fragen zu ihm Stellung nehmen. Was ist „Film"? Ist er Kunst? Ist er degradierte Kunst oder ist er etwas völlig anderes als Kunst? Diese Fragen stellen heißt nach dem Sein des Films fragen.

Betrachten wir die Elemente, aus denen das Gebilde „Film" sich zusammensetzt. Da ist die Idee des Autors, vom bloßen Einfall und der Gruppierung eines vorgegebenen Stoffes sich steigernd bis zum ausgestalteten Dichtwerk, das beinahe mit dem Anspruch auf ein Eigenleben auftreten kann. Da ist die dem Theater noch nahe verwandte, aber von dessen Gesetzlichkeit nicht mehr zusammengehaltene, publikumslose Leistung der Schauspieler. Neben und über ihnen die Leistung des Regisseurs, zu der wir, seinen Anteil erweiternd, Ausstattung, Dekoration, Kostümbildnerei hinzudenken können. Hier kommt ein Einschnitt, den wir uns merken wollen. Denn alle bisher genannten Elemente wirken zu einer Gegebenheit zusammen, die ihrerseits erst Gegenstand für die Kamera wird. Die Kamera übersetzt diese gegenständliche Gegebenheit auf eine neue Abbildebene, und eine abermalige Transponierung findet dadurch statt, daß dieses zeitbildlich Erfaßte geordnet, komponiert, d. h. geschnitten, montiert wird. Das Endergebnis ist der „Bildstreifen". Ist der ein „Kunstwerk" wie ein Bild, eine Plastik oder, da er ja der Zeitabfolge unterworfen ist, wie ein Bühnenwerk, wie Musik? Wer ist sein eigentlicher Urheber? Alle diese Fragen sind ebenso viele Schwierigkeiten. Es gibt keinen „eigentlichen" Urheber, es gibt nur ein aus „Künstlern" und Technikern gemischtes „Kollektiv". Es gibt keinen eigenen Stoff, den wir als solchen in demselben Sinne ansprechen könnten wie die Farbe als die sinnliche Bedingung eines Bildes, den Stein als die der Plastik und Architektur, den Ton als Material der Musik. Nur da aber, wo eine eindeutig sinnliche Wirklichkeit gegeben ist, ist auch die Möglichkeit der Symbolwerdung gegeben. Die Konkretheit des Bildstreifens, der als solcher das Ergebnis komplizierter mechanischer, optischer und photochemischer Vorgänge ist, stellt k e i n e Entsprechung zu der Konkretheit eines Bildes, nicht einmal zu der einer graphischen Platte dar. – Ein „Film" ist kein Kunstwerk. Es können in ihn Kunstelemente als Bestandteile hineinragen, die sich zu dem Endresultat „Film" so verhalten wie ursprüngliche mythische und kultische Elemente zu einem Kunstwerk. Sie können sich in

ihm mehr oder minder vordrängen, sie können, je nach ihrer Qualität, den täuschenden Eindruck eines Gesamtkunstwerks bewirken — der Kunstcharakter dieser Teile aber bedingt nicht den Charakter des Films als Film, er verstellt ihn nur. Schon hier kann man sagen: weniger „Kunst" ließe eindeutiger „Film" entstehen, wie man ja auch, ganz naiv, im gut „gemachten" Kriminalfilm mehr „Filmisches" empfindet als im anspruchsvoll daherschreitenden „Kunst"-Film. Und eine Zeit wäre denkbar, in der bei völliger Einsicht in das Besondere des Films das Prädikat „künstlerisch wertvoll" ersetzt würde durch das gemäßere „filmisch wertvoll" und wo ferner der Begriff des „Filmischen" eine entsprechende, unzureichend-übertragene Bedeutung gegenüber neuen Sachgebieten bekäme wie heute der des „Künstlerischen".

„Film" ist nicht Kunst. Wir wollen im folgenden versuchen, beides noch genauer voneinander abzugrenzen und uns so dem eigentlich Filmischen zu nähern. Wir haben vorhin die Kamera besonders hervorgehoben, die eine Gegebenheit zu übersetzen hat — mag diese Gegebenheit „natürlich" wie in der Wochenschau und den meisten Kulturfilmen oder künstlich hervorgerufen sein wie im Spielfilm. Tatsächlich liegt bei der Tätigkeit der Kamera der entscheidende Einschnitt. Denn in ihr tritt die filmische Bedeutung der Zeit hervor. Die Kurbel des Kameramannes befördert einen Stoff, der außerfilmisch den Gesetzen unseres natürlichen Zeitbewußtseins unterworfen ist, in eine neue Zeitwelt hinein. Gegenüber diesem natürlichen Zeitbewußtsein ist der Film schlechthin schon „Zeitraffer", und als besondere Trickerscheinung drückt dieser nur einen Wesenszug des Films als solchen aus. Genau so verhalten sich Überblendung und Montage zum Wesen des Films, der schon durch die Ineinanderschachtelung der Handlung den natürlichen Zeitsinn modifiziert oder gar aufhebt, was jene beiden technischen Möglichkeiten ebenfalls nur unterstreichen. Führen wir uns schließlich noch die zerdehnte Zeit (Zeitlupe) und die Möglichkeit des Rückwärtsdrehens, also die Reversibilität der Zeit vor Augen (der als Vorform das pseudo-schaffende Heraufbeschwören von Vergangenem entspricht, etwa wenn ein Schiffsuntergang an der Stelle des realen Geschehens für die Filmung real wiederholt wird), so haben wir Wesensmomente des Films beisammen, die ihn von allem bisherigen Menschenwerk abheben. Was immer an Charakteristika des Films noch hinzutreten mag: alle seine Möglichkeiten sind Zeitabwandlungen, Zeitdeformierungen. Denn das muß klargestellt werden: es handelt sich um Deformierung der Zeit, nicht nur um ihre freie künstlerische Verwendung wie etwa im Drama, auch nicht — was uns bei der Montage einfallen könnte — um jene bildliche Sichtbarmachung von Zeitgegensätzen, die mittelalterliche Bilder aufweisen, wo Lazarus links noch im Grabe liegt und rechts schon als Auferweckter davonschreitet. Solchen Möglichkeiten gegenüber gilt für immer und unaufhebbar Lessings Unterscheidung einer „physikalischen" und einer „moralischen" Zeit-

einheit. In der „Hamburgischen Dramaturgie“*) sagt er anläßlich eines Stücks von Voltaire: „Ich sehe zwar keine physikalischen Hindernisse, warum alle die Begebenheiten in diesem Zeitraume nicht hätten geschehen können, desto mehr moralische.“ Der hier angewandte Begriff des „Moralischen“, den wir nicht im Sinne des Tugendhaften, sondern im Sinne einer von der Totalität des Menschen getragenen Vernünftigkeit verstehen müssen, die vom Kunstwerk verlangt, daß sie dem Bau unseres eigenen Seins entspricht, gibt uns den Maßstab an die Hand gegenüber der „filmischen“ Zeit. Denn während Drama und mittelalterliches Bild in diesem Sinne durchaus „moralisch“ sind, ist es der Film nicht. Die in ihm wirksame Zeit formt die Welt, welche er ergreift und darstellt, nach einer völlig eigenen moralischen Gesetzlichkeit und verleiht ihr den Stempel des Entrückten und Phantastischen. In seiner folgerichtigsten Ausformung ist das am Trickfilm sichtbar: die überraschende Wirkung, eben der „Trick“, beruht hier auf der stetigen Verknüpfung disparatester Gebilde; die Stetigkeit dieser Verknüpfung ist aber eine rein zeitliche, genauer, sie stellt erst die besondere „Zeit“ des Films her; so ist hier Zeit Funktion der Form und Form Funktion der Zeit (Beispiel: Micky-Maus formt ihren Schwanz zum Seil, an dem emporlaufend sie ihren Verfolgern entschwindet). Dieses Formenspiel hat aber nicht die heiter-erlösende Wirkung des Märchenhaften, das unser natürliches Bewußtsein wohl auf den Kopf stellt, aber nicht zerstört, es vielmehr voraussetzt und darum transzendiert. Zeitlosigkeit im Sinne von Transzendenz ist dem Trickfilm aber — und dem Film überhaupt — nicht möglich, seine Entrückung ist ein Absinken in eine phantastische Region unterhalb der Wirklichkeit.

Wir sagten: alle Möglichkeiten des Films beruhen auf Zeitabwandlungen. Auch der Filmraum ist eine Zeitfunktion: im Film wird die Dimension des Raumes zurückgeführt auf eine zeitlich bewegte Zweidimensionalität. Was den montierten Film ausdrücklich abhebt gegen jede ruhende Bildkomposition wie auch gegen jeden äußeren Wechsel von Bildern (Kaleidoskop) ist dies, daß die Abfolge von Bildern in den Gehalt des Films eingeht. Dies muß sich notwendig auch in der Filmwirkung ausdrücken: entspricht der ruhenden Bildkomposition ein ruhendes Hinnehmen, so entspricht dem sich wandelnden Filmbild ein eigentümlicher Taumel des Wahrnehmungsvermögens, der uns in das Bild hineinreißt, uns mitten darin sein läßt. Kein Bild, kein Schauspiel, keine Oper kann und will dies bewirken. Voraussetzung jeder künstlerischen Illusion ist die Distanz, die allein es möglich macht, daß wir als Beschauer tätig am Kunstwerk mitwirken, ist ferner unser leiblich-seelisches Dasein, das nicht ausgelöscht werden muß, um im Kunstwerk „aufgehoben“ zu sein. Die Verdunkelung des Theaterraumes ist nur ein Mittel der Illusionstechnik: Molière und Racine konnten noch im hell erleuchteten Raum aufgeführt werden, und das

*) 45. Stück.

Freilichttheater ist nicht im mindesten illusionsstörend. Die Verdunkelung des Kinoraumes hingegen ist nicht nur technisch, sondern wesensmäßig bedingt: zur Erzeugung des „Taumels" muß ich real möglichst ausgelöscht werden, Distanz und damit Aktivität sind aufgehoben, an der Miterzeugung einer „Illusion" hindert mich ein passives Identifiziertwerden: ich schaue mit den Augen der Kamera aus dem Fenster, in die Landschaft, in das Gesicht des Liebhabers, ich bin in dem Ballsaal, in dem sich die Paare drehen. Hineingezogen in das Filmbild und von ihm überspült, entstehen im Zuschauer Rausch und Betäubung — ein Zustand, den er kaum noch als solchen empfindet, von dem aus es aber keinen Zugang mehr gibt zu jener Art von besonderer Erkenntnis, die das Kunstwerk vermittelt und welche die Grundlage der Katharsis ist. Wohl können Bildungsmomente innerhalb des Films, seine ideellen Bestandteile Erkenntnisse vermitteln, können Kunstelemente wie das Schauspiel erschüttern, geschmackvolle Bildanordnungen ästhetisch reizen — daß das Wesensmäßige des Films aber zur Katharsis führt, nachhaltige Wirkungen erzeugt, ist nicht möglich; undenkbar, daß wir vor einem Film als Film — nicht etwa vor einer in ihm ausgesprochenen moralischen Sentenz — empfinden wie vor dem Torso des Apoll: „Du mußt dein Leben ändern." (Rilke.)

Die deformierte und eigenmächtig gewordene Zeit, durch welche die Welt beliebig verändert wird — eine durch Auslöschung der Distanz hemmungslos gewordene Phantasie, die solchen Veränderungen willig folgt: sie erzeugen jene Art von „Unendlichkeit", die Kierkegaard als einen Hauptfaktor der dem Menschen innewohnenden Verzweiflung ansieht. Überall da, wo die Begrenzung nicht gelingt oder gesprengt wird — denn nur durch die Synthese von Unendlichkeit und Begrenzung bleibt das menschliche Dasein unversehrt — verflüchtigt sich der Mensch in die „Verzweiflung der Unendlichkeit", welche ist „das Phantastische, das Grenzenlose"*). Der Film, dieses jüngste Erzeugnis innerhalb der menschlichen Schaffensgeschichte, ist ein gefährliches Instrument dieser phantastischen Verflüchtigung, um so gefährlicher, als er durch Sachlichkeit der Inhalte, Natürlichkeit des filmischen Spiels — (das ja eben nicht Schauspiel sein und wie auf der Bühne Natur „mimen" will, sondern das sich auch in Spiel und Kulisse gleichsam einzuschmuggeln versucht in die Gegebenheit der Welt, so daß der „gespielte Film"-Bauer möglichst nicht zu unterscheiden sein soll von dem natürlichen) — diese Phantastik zu verhüllen bemüht ist. Sie darf aber über Schreibmaschinen, Fabriken, Marktfrauen als Inhalten nicht übersehen werden in ihrer Wesensmäßigkeit. Denn von dieser Phantastik gilt weiter noch, was Kierkegaard über die Erkenntnis sagt, „wenn sie phantastisch wird"**): „Das Gesetz für die Entwicklung des Selbst in Hinsicht auf Erkenntnis ist ..., daß der Grad der Erkenntnis dem Grade der Selbsterkenntnis entspricht; daß also das Selbst, je mehr es erkennt, desto mehr sich selbst erkennt.

*) Krankheit zum Tode. Übers. v. Schrempf. Eugen Diederichs, S. 27.
**) a. a. O., S. 28.

Geschieht dies nicht, so wird die Erkenntnis, je höher sie steigt, desto mehr eine Art unmenschliches Wissen, zu dessen Erwerbung das Selbst des Menschen verschwendet wird ...". Unmenschliches Wissen: der Film ist dies, vermittelt dies. Was er an uns heranbringt und wie er es an uns heranbringt, steht in keinem natürlichen Verhältnis zu unserer „Selbsterkenntnis", da es dauernd die Möglichkeit unseres Nach- und Miterlebens überschreitet und uns ohne Katharsis läßt. Daß wir trotzdem immer willig folgen, daß wir eine Art filmischer Morseschrift lesen gelernt haben, die uns stets „im Bild" sein läßt, beweist nur, wie sehr auch darin unsere Selbsterkenntnis versagt, wie wenig wir das Ungemäße als ungemäß empfinden. Wenn wir Länder und Völker zu sehen bekommen, die niemand von uns ohne den Film je sehen könnte, so mag das noch hingehen, scheinen sich doch darin „Bildungs"elemente anzukündigen (— wer aber hat schon jemals eine so gesehene Landschaft wirklich als Landschaft erleben können und darf nun sagen, daß er sie „kenne"?). Entscheidender aber wird es, wenn der Film durch Groß- und Fernaufnahmen Gewebe vor uns bloßlegt, die nicht zufällig dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen verhüllt sind. Denn etwas anderes ist es, sich ihnen als Wissenschaftler nahen, um sie zu bewältigen, oder sich als Kinobesucher von ihnen überwältigen lassen; wenn er uns zu Zeugen „belauschter" Dinge des realen Lebens macht, seelische Intimitäten enthüllt, die an sich nicht zur Sichtbarkeit bestimmt sind. Hier führt die Verlockung rein technischer Möglichkeiten von Stufe zu Stufe, zu einer sich ständig ausweitenden Kenntnis, die innerlich so leer bleibt wie unser Wissen von einer Landschaft, durch die wir im Auto jagen. In beiden Fällen halten Kenntnis und Selbsterkenntnis nicht mehr miteinander Schritt. Das ist die Phantastik des Unendlichen.

Wir fassen zusammen: Film hat keine sinnliche Qualität, darum keine Symbolkraft; keine natürliche (moralische) Zeit, darum keine Zeitlosigkeit, Transzendenz; keine Distanz und Illusion, darum keine Katharsis; er vermittelt nicht Selbsterkenntnis, sondern für das alles die „phantastische Unendlichkeit". Film ist *nicht* Kunst. Film ist „Film", d. h. er ist neben unserer natürlichen Seinswirklichkeit und neben der Wirklichkeit der Kunst eine Wirklichkeit eigener Art, gleichsam eine Gegenschöpfung. Die *positive* Seinsbestimmung dieses Phänomens überschreitet die Möglichkeit dieser Betrachtungen, ja diese Möglichkeit besteht wohl erst dann, wenn wir den Film überwunden haben werden. So ist dieses Erkenntnisproblem in erster Linie ein moralisches Problem, das aufs innigste daran geknüpft ist, daß wir unsere Stellung in der Welt überhaupt begreifen. Darum nützt es nichts, wegzusehen oder den Film zu verneinen, es wäre genau so sinnlos, wie ihn ohne Einschränkung zu bejahen, *weil* er da ist. Vielmehr kann nur der beständige Hinblick auf einen so zentralen Faktor unseres Lebens uns belehren über uns sowohl als auch über ihn und die Gefährlichkeit seiner „Phantastik" bannen.

Hans Pflug

Lebensgesetze des Moseltales

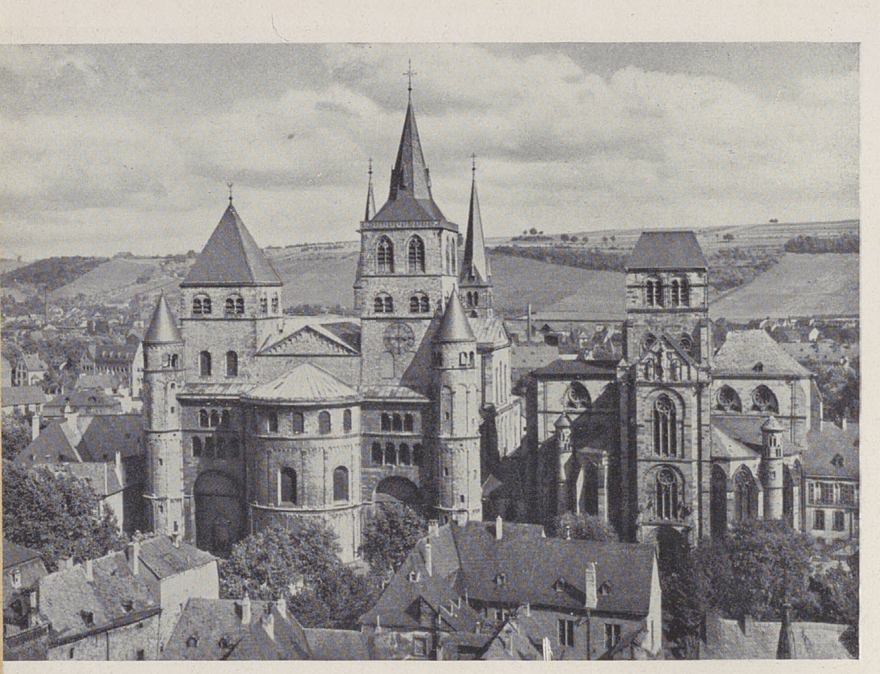
Ein Fluß mit seinem Tal ist in seinem natürlichen Gefüge und den geschichtlichen Überlagerungen eine eigenartige Persönlichkeit, die wir noch erkennen würden, wenn man uns mit verbundenen Augen dahin brächte und dann erst wieder sehend machte. Diese Eigenart kann verschieden stark ausgeprägt sein; es gibt da, wie bei den Menschen, Charakterköpfe und Dutzendgesichter. Je größer aber ein Fluß ist, um so mehr tritt das Einmalige einer gewachsenen Gestalt und ihrer Umbildung durch den Menschen hervor. Bei mächtigen Strömen finden sich wieder Unterschiede in der einen Talnatur in mehr oder minder großen Abweichungen. So zeigt der Rhein in seinem Lauf recht verschiedene Gesichter, je nach den Formen des Tals und den wechselnden Stadtbildern von Säckingen bis Duisburg. Andere Flußtäler sind einheitlicher, nicht allein durch eine geringere Ausdehnung, sondern auch durch eine größere Gleichförmigkeit im Zusammenspiel von natürlichen Vorbedingungen und geschichtlichen Ereignissen. Das Gesetzmäßige ist bei ihnen stärker wirksam als die individualisierenden Kräfte. Das ist besonders beim Moseltal der Fall, und wenn man dartun will, daß eine Flußlandschaft eigenen Lebensgesetzen unterliegt, mag man kaum ein besseres Beispiel finden.

Das deutsche Moseltal hat ein überaus einheitliches Gepräge, in der Landesnatur, dem geschichtlichen Erbe und den wirtschaftlichen Tätigkeiten. Es ist dabei keineswegs eintönig in der Szenerie und uniform im Kulturgefüge. Wohl sind Natur und Geschichte von einer großartigen Einfachheit der Gestaltungen und Formen, aber es ist die wohlgegliederte maßvolle Einfachheit des Klassischen, die ausgewogen und ruhig, nicht öde und unlebendig wirkt. Alle Linien sind wie bei einem Kristall aufeinander bezogen in bestimmten Abmessungen und Winkeln, und das Ganze ist ein langsam gereiftes Gebilde von großer Klarheit und Schönheit. Die Elemente dieses Gebildes und der Flußcharakter im ganzen weisen eine weitgehende Gleichartigkeit des Materials und der Formen auf. Es läßt sich sozusagen leicht von der Mosel „an sich" sprechen, weil sie wie wenige Flüsse sonst ihr Wesen und ihre Lebensgesetze an jeder Stelle des Laufs aufs deutlichste erkennen läßt.

Das Gegebene und Bleibende auf der Erde ist die Natur einer Landschaft. Ihr gegenüber hat das Wirken des Menschen etwas von einem beschränkten und späten, ja flüchtigen Eingriff. Nur hier und da, in großen Städten und Industriegebieten hat der Mensch die Natur ganz verdrängen können. Das Moseltal, so lang es, vergleichsweise gesprochen, unter dem Einfluß der Kultur steht, ist wenig berührt von solcher Verhüllung durch Eisen und Stein. Überall, selbst in den Städten, bleiben die natürlichen Elemente sichtbar und deutlich zu spüren. Darüber breitet sich wie eine feine, die Farben und Formen nicht verbergende Firnisschicht die weitgehend naturbedingte



Die Porta Nigra in Trier, das Nordtor der römischen Stadtbefestigung, aus altersschwarzen, ursprünglich nur durch Eisenklammern verbundenen Sandsteinquadern im 4. Jh. n. Chr. errichtet.



Dom und Liebfrauenkirche in Trier. Der im 11. bis 13. Jh. um einen römischen Kernbau des 4. Jahrhunderts errichtete Dom ist durch den im 13. Jh. entstandenen Domkreuzgang mit der Liebfrauenkirche verbunden, der ersten rein gotischen Kirche auf deutschem Boden.

Blick vom Turm der St. Gangolfkirche moselabwärts über die Simeonstraße auf die Porta Nigra. Links im Hintergrunde die Mosel, rechts die St. Paulinuskirche.

Die Moseltalbahn Trier—Bernkastel—Bullay, eine schmalspurige Kleinbahn für den Lokalverkehr, folgt auf dem rechten Ufer jeder Windung des Flusses und bietet auf der 100 km langen Strecke eine Fülle von stets wechselnden malerischen Ausblicken.



Piesport, ein durch seine Weinkreszenz (Piesporter) berühmtes Moseldörfchen am linken Ufer.

Blick vom Trabener Berg, den einst die von Ludwig XIV. erbaute Zwingfestung Mont Royal krönte, auf Traben-Trarbach und die Ruinen der 1734 vom Marschall Belle-Isle gesprengten Gräfinburg.



Winzerfamilie bei der Weinlese oberhalb Beilstein am Cochemer Krampen.

Oben: Am Ende der „Cochemer Krampen" genannten Moselschleife, die der 4 km lange Kaiser-Wilhelm-Tunnel durchsticht, liegt oberhalb des gleichnamigen Städtchens die Burg Cochem. — *Unten:* Blick von der Marienburg bei Alf-Bullay auf die Mosel, die hier, in enger Krümmung, wie zwei parallele Flußläufe wirkt.

Das von Weinbergen und Obstgärten umsäumte Dörfchen Karden hat durch seine romanische Basilika und andere turmbewehrte Bauten fast städtisches Gepräge.

Gleich hinter Winningen, einem der letzten größeren Flecken vor Koblenz, flachen die rebenbesetzten Uferhöhen allmählich ab.



Blick von der ehemaligen Festung Ehrenbreitstein auf Koblenz und das „Deutsche Eck“.

Aufnahmen von Carolus (3), Aug. Rupp (2), Sächs. Landesbildstelle (2), Städt. Verkehrsamt Trier (1), Dr. P. Wolff (4).

Kultur in Landbau, Siedlung, Verkehr und Gewerbe. Wer das Tal durchwandert bis zur Mündung, auf den dringt die Gewalt dieser Flußnatur mächtig ein, weil sie ihn überall begleitet und selten vom Menschen verdeckt worden ist.

Die Mosel läuft immer in einem wirklichen Taleinschnitt, der an kaum einer Stelle mehr als zwei Kilometer breit ist. Berge, von mittlerer Höhe und in langen Zügen zusammenhängend, säumen den Fluß allerwärts. In der Gesteinsart, die an felsigen Bergwänden oft zutage tritt, findet sich nur geringer Wechsel. Am Oberlauf steht leuchtend roter Sandstein an, der weiter unten von den Halbtönen des Schiefergebirges abgelöst wird. Zu beiden Seiten steigt, das Tal abschließend und auf sich weisend, das Gebirge empor, rechts der Hunsrück und links die Eifel. Die Berglehnen gehören zur Mosel, nicht zu den Kämmen und zur Hochfläche oben. Schmale Sohle, flaches Bett und meist steile Hänge kennzeichnen die Naturform des Tals, die sich gleichmäßig in seiner Erstreckung findet. Auch der Lauf zeigt in seiner Richtung geringe Abweichungen. Zwar strömt der Fluß selten gerade dahin. In vielen Schleifen und Windungen, oft als reiner Mäander, verschwendet er auf die gerade Strecke zwischen Eintritt und Mündung mehr als das Doppelte dieser Entfernung. Solche Laune des Laufs bewirkte, daß das Tal keine rechte Verkehrsstraße wurde, wozu es nach seiner Lage zwischen dem Rhein und Lothringen alle Anlage hatte. Auch die Bahn kann dem Luxus dieses Hin und Her nicht folgen und führt teilweise durch das Hinterland oder durchsticht das Gebirge. So gibt die Natur der Mosel durch das umhegende Bergland mit den kargen Böden und ärmlichen Dörfern auf der Höhe wie durch den windungsreichen Lauf eine gewisse Abgeschlossenheit und Unzulänglichkeit. Sie wird gesteigert durch die zuweilen bis an den Fluß tretenden Felsen, die die Landstraße ab und an vom einen zum andern Ufer springen machen.

Die steilen, steinigen Hänge wären von allein nicht mehr als unfruchtbare Halden. Aber die Natur gab dem Tal dazu ein anderes: den Schutz vor rauhen Winden, die glühende Sonne des Sommers und milde Winter. Daraus wurde ihm seine Aufgabe und Gestalt als Kulturland. Der Mensch gewinnt fast jedem vorgefundenen Zustand einen Nutzen ab. Hier wurde die Verbindung von Hang, Stein und Sonne die Lebensgrundlage für eines der edelsten Produkte der Natur in ihrem reichen Garten. Aus seinen Lebensgesetzen ist das Moseltal ein Weinland und kann auch kaum etwas anderes sein. Zu schmal ist die Sohle für den Ackerbau als alleinige Lebensgrundlage, dazu auch hochwasserbedroht. Zu der Höhe ist für die Taldörfer der Weg zu steil und weit, um auf ihre Felder das Leben stellen zu können. So wurden die Hänge als Weingärten zur Werkstatt des Menschen. In jahrhundertelanger Arbeit schuf er die Weinberge, hielt sie in Wachstum und Pflege. Die Mühsal von Generationen hat – auch durch die Anlage von Terrassen und Mauern gegen schwemmende Regenstürze – diesem Boden eine große Kostbarkeit gegeben. An einzelnen Stellen ist er buchstäblich

kaum mit Gold aufzuwiegen. Der Weinbau erfordert ein Unmaß von Arbeit. Viele Menschen braucht das Tal, wenn die Frucht gedeihen und vor Schaden bewahrt bleiben soll. Dicht beieinander liegen die Dörfer, weil jeder Winzer nur ein kaum mehr als gartengroßes Stück bewältigen kann.

Mittelbar hängen am Weinbau viele andere Tätigkeiten und Gewerbe. Da sind zunächst die Küfer, deren es in jedem Weindorf mehrere gibt. Stellmacher und Schmied müssen Wagen, Geräte und Spritzapparate in Ordnung halten. Der Weinstock bedarf des stützenden Pfahls, der herbeigeschafft, zugerichtet und gegen Fäulnis geschützt werden muß. Ist mit all diesen Tätigkeiten der Wein im Herbst in die Keller gebracht, dann muß der Weinhändler ihn wieder aus den Kellern heraus unter die Leute bringen, die in fröhlichen Stunden nicht daran denken, mit wieviel Mühe anderer sie leichthin ihre Lebensfreude steigern. Wie ein einmaschiges Netz legen sich die Gesetze eines Weinlandes über das Moseltal. Jeder Fußbreit Boden steht unter ihrer Geltung, jeder wird, wenn auch nur von ferne, noch davon berührt. Andere wirtschaftliche Tätigkeiten spielen daneben eine geringe Rolle. Ein Teil des Weins wird in Brennereien verarbeitet. An einigen Stellen werden Steine gebrochen, an anderen, die des Sonnenbrandes nicht teilhaftig sind, Forste gehegt. Wo das Tal einmal sich weitet und sanfte Hügel zu den Bergen führen, breitete sich der Obstbau aus: unter den landbauenden Tätigkeiten ist er seinem Wesen nach dem Weinbau am nächsten verwandt. Um Trier gibt es ein paar Fabriken, die Maschinenteile und keramische Artikel herstellen. Was aber sollte sonst in diesem Tal das Getriebe der modernen Maschinenwirtschaft? Industrie und Massenverkehr fänden hier keinen Raum und haben in diesem Gebiet keinen Sinn. Was davon ins Moseltal gedrungen ist, gleicht mehr einer Spielform des technischen Weltzustandes wie das schnaufende, bimmelnde Züglein der Moseltalbahn.

Der Charakter der fast hundert Moseldörfer und -städtchen ist wie die Berufsschichtung der Bewohner ganz überwiegend vom Weinbau und seinen Nebentätigkeiten bestimmt. Auch darin kommt ein Lebensgesetz des Moseltals zum Ausdruck: die Engräumigkeit des Tals und das Angewiesensein auf die Weinkultur verhinderten das Entstehen großer Städte. Es gibt nur zwei Mittelstädte von wohlgebildeter Gestalt. Wo beim Einfluß der Saar das Tal breit ausgewaschen ist, eröffnet Trier das deutsche Moseltal. Koblenz beschließt es und leitet die Mosel in den Rhein. Trier und Koblenz sind gewissermaßen Grenzfälle des Mosellandes. Die übrigen Städte kommen nicht über ein paar tausend Einwohner und den Charakter von Landstädten hinaus. Städte und Dörfer sind oft kaum zu unterscheiden. Spielt doch der Weinbau in den Landbau wie in das Gewerbe hinein. Die Dörfer mit ihren massiven Steinbauten, den von der Straße zugänglichen Kellern und den verschiedenerlei Handwerken haben einen städtischen Einschlag. Oft fehlen die Kennzeichen des Ackerbaus, die ausgedehnten Stallungen, Scheunen und großen Hofplätze.

Zu den natürlichen Lebensgesetzen treten die geschichtlichen im Kulturgefüge. Auch hier zeigt das Moseltal eine gewisse Einheitlichkeit und Klarheit. Vom Innern Deutschlands aus gesehen ist schon ein Grenzland eine Schweißstelle in dem Schichtengefüge der europäischen Kultur zwischen ihrem mittleren und westlichen Teil. Germanische und romanische Elemente stießen hier zusammen, haben sich in zwei Jahrtausenden gemischt und sind zu einem Neuen verschmolzen, das nun deutsch ist, aber deutsch auf eine besondere Weise, nämlich moselländisch. Wie sehr das Land um die Mosel ein in sich geschlossener Raum eigener Gesetzlichkeit ist, gibt sich auch im Volksschlag und seinem Charakter kund. Die Menschen der Mosel stehen nach Art und Temperament zwischen den lebhaften, leichtblütigen Rheinländern und den verschlossenen, schwereren Bewohnern des bergigen Hinterlandes. Sie sind rauher und kräftiger in ihrem Wesen als jene, aber feiner und offener als die Hunsrücker und Eifeler. Natürliche Klugheit mit einem Gefühl für Maß und Form zeichnet sie aus, Zeugnis wohl der alten Kultur, die bis in die Antike reicht. In den braunen verwitterten Gesichtern der Winzer ist ein Zug von Kühnheit und Schärfe, im Körperbau und in den Bewegungen äußert sich eine starke, aber gebändigte, gelassene Kraft, die auf schwere Arbeit und ein gefestigtes inneres Wesen schließen läßt.

In der Volksart kommt in allen wesentlichen Zügen mit der eigenen Note des Moselfränkischen das Fränkische durch. Dieses bildet hier auch eine besondere nach dem Fluß benannte Sprachform, die sich von den anderen fränkischen Dialekten deutlich unterscheidet. Abgesehen von dem in seiner Formkraft viel mächtigeren Rhein hat sonst kein Fluß in seinem Bereich eine eigene Dialektform hervorgebracht. Die Eigenständigkeit dieser Kultur läßt sich auch noch durch andere Tatsachen erhärten. Wie der ganze Westen Deutschlands stand das Moseltal mehrere Jahrhunderte unter römischer Herrschaft, aber nirgends sonst hat sie sich in der Kunst und in Bauten, im Menschentypus und in der Erinnerung so tief eingeprägt wie hier. Erhabene Dokumente der römischen Epoche bewahrt Trier in der Porta Nigra, dem kolossalen Amphitheater und den römischen Bädern. Im Landesmuseum sind reiche römische Funde vereinigt, bei denen Ortsnamen aus dem ganzen Tal auftreten. Nicht weit oberhalb Trier steht die Igeler Säule, ein kunstvolles, riesiges Grabmal, das schönste und größte dieser Art nördlich der Alpen. Wie die alte Kaiserstadt Treviris, trägt auch die Mündungsstadt von dem Zusammenfluß als „confluentes“ einen lateinischen Namen.

Aus dem Römischen wuchs ohne Bruch das Christliche hervor, das in dem Hauptort des Gebiets ehrwürdige Heiligtümer in den Gebeinen des Apostels Matthäus und im Heiligen Rock besitzt. Das Moseltal ist ziemlich durchgängig katholisch, in ein paar Orten gibt es evangelische Einsprengsel. Das christliche Erbe fand hier auch staatlich-weltliche Ausprägung. In dem geistlichen Fürstentum Trier, auch Kurtrier genannt, erhielt das Moselland eine politische Gestalt. An einigen Stellen berührten vorübergehend andere Herrschaften das Tal. Kurtrier ist das einzige staatliche Gebilde in

Deutschland, das einen Flußlauf zum Rückgrat hatte, ein neuer Beweis für seine Formkraft. Die Mosel ist in ihrer äußeren Erscheinung ein bescheidenes Flüßchen, dessen geringer Wasserstand oft die Schiffahrt behindert. Im letzten Jahr kamen sogar die Hungersteine heraus. So sehr sie in ihrem Raum eigenen Lebensgesetzen unterliegt, so ist sie doch auch wieder einem größeren Raume zugeordnet und steht unter seinen Gesetzen mit. Nach der napoleonischen Epoche wurde das Moseltal ein Teil der preußischen Rheinprovinz. Aber das Preußische ist mehr eine Verwaltungsangelegenheit als das beherrschende Prinzip des Gebiets wie im Osten Deutschlands. Tiefer ist die Zusammengehörigkeit mit dem Rheinland, seinem römischen Erbe und der christlich-germanischen Kultur des Mittelalters. Dies gilt auch für die Bauepochen und -stile. Das Rheinische hat auf dem linken Ufer eine größere Form- und Schwerkraft entfaltet als auf dem rechten. Alle bedeutenden Städte von Worms bis Köln sind linksrheinisch, hier reicht der Einfluß des Stroms tiefer ins Hinterland. Auch die Mosel ist ein Teil des umfassenderen Rheinsystems, in der natürlichen Abhängigkeit vom Strom und in Geschichte und Kultur. Die Menschen der Mosel als Rheinländer zu bezeichnen ist nicht ganz richtig. Sie sind Moselaner, und eben, daß man aus dem Namen des Flusses einen zusammenfassenden kulturellen Begriff bildete, zeigt die Eigenständigkeit des Tals. Im 17. Jahrhundert hießen an den deutschen Universitäten die Landsmannschaften der Reichsländer „Mosellaner". Kein anderer Fluß außer dem Rhein hat auch seinen Menschen seinen Namen mitgeteilt.

Der Römer Ausonius preist in seiner „Mosella" den Reiz dieser Landschaft. Seltsam fließen Herbes und Liebliches ineinander. Herb ist die Talnatur in ihrem Urzustand, dem Schroffen der Felsen, der Steilheit der Hänge. Auch die Weinberge mit ihren langen gleichmäßigen Zeilen haben etwas Strenges. Was die Menschen sonst hinzutaten, milderte diese Züge, das frische Grün der Wiesen, die Gärten, die vielen Obstbäume auf den „Baumstücken". Zu den natürlichen Reizen treten enggassige hochgiebelige Städtchen und alte Dörfer, die sich schmal am Berg hinziehen. An der unteren Mosel gibt es viele Burgruinen. In der Nähe des Rheins ist sie ein beliebtes Reiseland. An Orten wie Cochem, Traben-Trarbach und Bernkastel hat sich eine wahre Fremdenindustrie entwickelt. Aber nicht alle Teile des Laufs haben daran teil. An der oberen Mosel gibt es noch wenig berührte Gegenden. Der Cochemer Krampen wird selten des Umwegs über die riesige Flußschleife für wert gehalten; das hat ihm einen Duft bewahrt, den man in Cochem vergebens sucht. Wer die Mosel in ihrem wahren Wesen kennenlernen will, muß sie auch an weniger bekannten Stellen aufsuchen, wie bei Niederemmel, Lieser oder Brauneberg.

Von Perl bis Oberbillig läuft in der Flußmitte die Reichsgrenze. Auf der luxemburgischen Seite befremdet uns der westlerische Einschlag im Straßenbild und Lebensstil. Über dem Fluß liegen die deutschen Dörfer mit ihrem mehr bäuerlichen Gepräge und einer wildwüchsigeren Natur.

In Luxemburg trägt alles einen städtisch-zivilisatorischen Zuschnitt, der die Gesättigtheit des wohlhabenden Landes noch in den vielen Autos der Bauern zeigt. Kommt man bei Wasserbillig über die Sauerbrücke auf das linke deutsche Moselufer, so ändert sich in hundert Einzelheiten und in seinem Stil im ganzen das Landschafts- und Kulturbild. Im einzelnen ist nicht leicht zu sagen, was anders ist. Schon die Mannigfaltigkeit und reichere Abstufung der Formen und Erscheinungen, ein individualisierender Zug erscheint deutsch. Aber in dem Vielerlei der Hausformen, der Feldfluren, des Wechsels Weinberg, Wiese, Feld und Wald, der Weise sich zu kleiden, setzt sich das Moseltal von dem Land jenseits der Grenze, aber auch vom übrigen Deutschland ab. Mit jedem Schritt talab entfaltet sich seine Eigenart und offenbaren sich seine Lebensgesetze und bildenden Grundkräfte: Fluß und Ufer, Talsohle, und Hang, Steinboden und Sonnenbrand, Weinberg und Kelter, römisches Altertum und christliches Mittelalter, dörfliche Städte und städtische Dörfer, Enge des Raums und Weltoffenheit des Lebens, Herbheit und Lieblichkeit. Alle diese Elemente sind unwiederholbar verwachsen und verschmolzen zu der großgearteten Einheit und schönen Ganzheit der deutschen Mosellandschaft.

Literarische Rundschau

Geschichte in Großformat

Es dürfte nicht zuviel gesagt sein, wenn wir Karl Schuchhardts Vorgeschichte von Deutschland (München, Oldenbourg) als Stern erster Größe am Himmel der Geschichtsschreibung bezeichnen. Die Prähistorie unseres Volkes lag noch im Dämmerlicht. Nun fällt der erste volle Strahl in das wogende Genebel. Das ist eine um so erstaunlichere Leistung, als man ja vor ein paar Jahrzehnten nur den Blick über die Grenze jenseits der schriftlichen Überlieferung zu schicken wagte. Sind wir ehrlich, so graute uns sogar ein wenig vor dieser Schnur- und Bandkeramik, der Rössener und Lausitzer Kultur — wir wußten herzlich wenig damit anzufangen, und vor den Urnen und Fibeln in den Museen standen wir mit einem Gefühl, das sich aus Trostlosigkeit und wehmütigem Ingrimm mischte. Nun nimmt uns Karl Schuchhardt an seine feste Hand, kundig und überlegen uns die labyrinthischen Pfade zu führen. Gewiß, auch hier müssen wir durch einen Hirsebreiberg uns hindurchfressen, wenn nicht durch mehrere. Aber das hilft nichts. Die Schlaraffenländer haben diesen Festungsgürtel nun einmal. Und dann fehlt es denn wahrlich nicht an gebratenen Tauben, die sich uns mühelos darbieten. Bei den ältesten Funden will unsre Kritik freilich nicht verstummen, unwillkürlich denkt man immer: es kann doch aber auch anders gewesen sein. Hier muß noch die Intuition des Forschers mithelfen, wir müssen hier glauben, was uns ein feiner Geist erzählt. Wir dürfen diesem phantasievollen und lebhaften Gelehrten glauben, der alle gutgemeinten Phantastereien mit Heiterkeit beiseite schiebt, da er in den späteren Epochen genug Beweise seiner exakten Methode bringt; führt er doch vorsichtig die Vorgeschichte bis über Karl den Großen zu den Wikingern und Preußen. Damit schafft er sich eine starke Basis von oben her, wenn man so sagen darf. Denn das ist vielleicht das schönste Erlebnis dieses Buches, daß es ganze

Strecken der Geschichte, die bisher unsicher schillerten, nun scharf beleuchtet. So ist jetzt kein Zweifel mehr, daß Herodot mit dem sagenhaften Eridanus die Elbe gemeint hat. Die Eresburg des Segestes, wo Thusnelda verraten wurde, findet er in Obermarsberg an der Diemel, die Schlacht von Idistavisus, die, in ihrer Wirkung zum mindesten, wichtiger war als die Teutoburger Schlacht, wird lokalisiert, wie das lange vergeblich gesuchte Hauptquartier des Varus Aliso. Hier zeigt sich also das köstlichste Ergebnis unserer jungen Bemühungen um die Vorgeschichte: was noch der vorigen Generation als verloren oder doch unauffindbar galt, das liegt jetzt fest. Besieht man sich den Fall von diesem Standpunkt, so eröffnen sich die verwegensten Aussichten. Hacke und Spaten werden uns noch ganz andere Gewißheiten verschaffen, als wir in unsern kühnsten Träumen zu hoffen wagten. Was in Griechenland und Assyrien gelang, wird ja wohl auf deutschem Boden nicht fehlschlagen. Darum weit hinaus ins Volk mit diesem — nur auf der Waage, da allerdings ungewöhnlich — schweren und fruchtbaren Buche. — Neben solchem Meisterwerk hat das schmale, bei Reclam erschienene Bändchen von Albert Kiekebusch, Deutsche Vor- und Frühgeschichte, schweren Stand, es hält sich aber tapfer. Es hat nicht nur den Vorzug der Billigkeit, sondern auch der größeren Kürze, die sich eiligeren Lesern — und wer hat es heute nicht eilig? — empfiehlt. Beide Bücher sind illustriert, Schuchardts Werk natürlich reicher, es enthält zugleich eine große Anzahl vorzüglicher und anregender Karten.

☼

Über die Alpen. Von Johannes Haller liegt der erste Band eines großen Werkes vor: Das Papsttum, Idee und Wirklichkeit (Stuttgart, Cotta). Ein abschließendes Wort wird sich erst nach Vollendung sprechen lassen. Wer Hallers Bücher über die mittelalterliche Geschichte kennt und liebt — lieben muß, denn in ihrer Straffheit gehören sie mit zu dem besten, was in letzter Zeit über deutsche Geschichte geschrieben wurde — der wird nicht erstaunt sein, wenn der Gelehrte sich jetzt an die gewaltige Aufgabe macht, den großen Gegenspieler des deutschen Kaisertums zu schildern. In welcher Weise er an die Lösung geht, zeigt der Untertitel deutlich, und wohl nicht umsonst ist das Werk dem Nachfolger Bachs, dem Thomaskantor Straube, gewidmet. Das Buch ist von einem wuchtigen, kämpferischen Geist durchwittert, Legenden zersplittern, und nicht nur jene frommen, bisweilen sehr schönen, mitunter aber auch schauderhaft süßlichen Märchen, sondern gute, wissenschaftlich heftig verteidigte Legenden. Schon in Ludwig Pastors riesigem Werke faßte man sich hin und wieder an den Kopf, was da alles aufgetischt und für unumstößlich hingestellt wurde, wenn auch der große katholische Gelehrte mit dem Schleier der Liebe die allzu tollen Fabeleien zudeckte. Der lutherische Haller geht nicht so schonungsvoll vor, bisweilen ist seine Polemik sogar etwas grell und mit Ausrufungszeichen wird nicht gespart. (Doch rührt Haller nie plump an Kult und Mysterien des katholischen Glaubens.) Da lächeln wir wohl mitunter und atmen frisch auf wie unter dem Blasen eines gesunden Bergwindes. Aber das Buch ist nicht nur um solcher Befreiung willen zu begrüßen. Es wurde vor kurzem festgestellt, daß Bismarck bei der gewaltigen Vertilgung historischer Werke sich auffallend wenig mit Kirchengeschichte beschäftigt hat. Die Vermutung, daß auf diesen Mangel seine Niederlage im Kulturkampf zurückzuführen ist, hat sehr viel für sich. Was weiß man im protestantischen Norden vom Papsttum? So gut wie nichts. Wohl heben sich die Gestalten einzelner Päpste heraus, aber die unheimliche und in dieser Unheimlichkeit grandiose, zähe Folgerichtigkeit vatikanischer Politik ist kaum beachtet worden. Da nun aber niemandem zugemutet werden kann, etwa Pastors Werke im Umfang eines Konversationslexikons zu lesen, da es auch für die protestantische Sache nicht ganz ohne Gefahr ist, katholische Werke dem

nordischen Leser in die Hand zu drücken, so ist dieses neue Buch höchlichst zu begrüßen, zumal dieser erste Band „Die Grundlagen" heißt und nur bis zu Karl dem Großen reicht, das heißt also, die allzu kurze Übersicht in Rankes herrlichem Buche nun durch ein festes Fundament ersetzt. Wir danken dem Forscher und nicht zuletzt auch dem Verlag dafür, der mutig genug war, ein solches Unternehmen zu wagen.

☼

Zurück auf märkischen Sand. Es ist ein Zeichen für den nachwirkenden Positivismus des vorigen Jahrhunderts, daß sich kaum ein Historiker an Plätze an der großen Heerstraße der Geschichte wagte, wo bereits ein anderer mit gutem Gelingen sich niedergelassen hatte; daher denn die Flut von winzigen Schriften ziemlichen Umfangs über den Krimskrams der Historie. So galt für Friedrich den Großen Kosers schönes Buch, das wir auch grundlegend nennen dürfen, als alleinseligmachend. Jetzt wagt sich der Freiburger Gelehrte Arnold Berney an die Aufgabe, die „Entwicklungsgeschichte eines Staatsmannes" zu schreiben, wie er sein Buch näher bezeichnet. (Friedrich der Große, Mohr, Tübingen.) Ausgezeichnet, wie behutsam Berney die feine und höchst komplizierte Seele des Kronprinzen aufzeigt, wie er im Gegensatz zu Kosers hübscher Ouvertüre, Friedrich der Große als Kronprinz, gar keine politische Taktik erkennen kann, die nur der Vater voll seines verbissenen Zorns in den Sohn hineinsah, vielmehr die Rat- und Rastlosigkeit des jungen Adlers nachweist, der nicht weiß, wohin mit seinen Flügeln, und wie nun ganz allmählich und verhältnismäßig spät sich die großen fruchtbaren Gedanken in diesem Genie entwickeln. Selbst Aussprüche, die man als erste ungefüge Andeutungen der großen Leitmotive des friderizianischen Lebens auffassen könnte und mitunter auch annehmen kann, wiegt Berney auf der Goldwaage und fragt, ob unter den gegebenen Umständen denn schon die Möglichkeit tieferer Erkenntnis gegeben war. Gerade diese Methode scheint trefflich durchgeführt, denn wir sind ja gern geneigt, selbst die Windeln unsrer Großen in ein Reliquiar zu hängen. Dem Buch wird es vermutlich nicht an allerlei Gegnerschaft fehlen, und man wird dem geistreichen Verfasser wohl gar vorwerfen, er habe einen Helden von seinem Piedestal gestürzt. Dagegen ist nur zu erwidern, daß solche Bilderstürmerei nicht vom Übel ist, wenn, wer solches unternimmt, die Statue dann auf eine Trajanssäule windet. Freilich ist sie in der Höhe kurzsichtigen Augen weniger deutlich, und den reichen Bilderfries des Säulenschafts zu betrachten, nimmt sich schon gar niemand die Mühe, bis in späteren Zeiten die Gipsabgüsse in den Museen gegen freien Eintritt jedermann zugänglich sind. Aber das dauert ja immer ein Weilchen.

☼

Und endlich: Corsika. R. Mc. Nair Wilson geht der Frau nach, die einen der wunderlichsten Menschen auf die Welt gesetzt hat: Letizia (Societätsverlag, Frankfurt a. M.). Madame mère, die ihren großen Sohn um fünfzehn Jahre und sogar ihren Enkel überlebte, hat ihre Aufgabe mit einer wahrhaft antiken Größe erfüllt, sie hat noch etwas vom imperium, während die Kinder, die eine Zeit schufen, ja im Grunde nur empire spielten. Ihr kassandrisches: „pourvou que ça doure" hat sie nicht gehindert, in der Stille das Mögliche zu tun, um einen Zusammenhalt zu schaffen, auszugleichen und sich in den auseinanderstrebenden Gliedern der Familie doch als ein Mittelpunkt zu halten, eine mater familias zu bleiben. Das Buch des Schotten, der, wie wir hören, seines Zeichens Arzt ist, zeigt schön, wie diese einfache Frau allmählich den Sohn und damit ihre Aufgabe erkennt und wie sie endlich, uralt und einsam, ihre mystische Sendung bedenkt. Gerade unserer Zeit, die sich anschickt, dem Blut und der Erbmasse ernstere Betrachtungen zu schenken, wird das leicht und flüssig geschriebene Werk viel zu sagen haben. „Die Mütter, Mütter! 's klingt so wunderlich!"

☼

Zusammenfassend: wenn man in einem Artikel vier Werke von solchen, wenn auch nicht gleichem Werte, wie sich von selbst versteht, anzeigen darf, erfaßt einen ein Gefühl froher Dankbarkeit. Höchstens, daß wir bedauern, dem einzelnen Werk nicht größeren Raum widmen zu können, da ja, wie bei allen guten Büchern, eine Fülle von Anregungen aufschießen, deren Richtung wenigstens wir nur gar zu gern angeben würden. Noch nie hat sich der Referent über Mangel an Raum beklagt. Hier tut er es mit redlichem Gewissen, wenn er auch weiß, daß nichts damit verloren ist, denn jeder, der auch nur eins dieser Werke zur Hand nimmt, wird reich an Erkenntnissen wie an Fragen — und das ist vielleicht noch schöner — davongehen.

Wolgang Goetz.

Erdgestaltung durch den Menschen

Die gewaltigen, in endlosen Zeiträumen angehäuften Wirkungen der Natur stehen eindrucksvoll vor unseren Augen. Darum neigen wir im allgemeinen dazu, die Umgestaltung der Landschaft durch den Menschen zu unterschätzen. Es ist zwar allgemein bekannt, daß in den Hochkulturländern nur sehr geringe Flächen vom Menschen nicht beeinflußt und umgestaltet sind. Aber wir glauben, daß diese Einflüsse doch recht oberflächlich sind, und daß beim Aussterben der Menschen die von ihm hervorgerufenen Wirkungen sehr bald wieder vergehen müßten. Wenn man aber der Beeinflussung der Erdoberfläche durch den Menschen systematisch nachgeht, so ergibt sich, daß die menschliche Arbeit doch auch als geographisch-geologischer Faktor von oft großartiger Macht zu bewerten ist.

Es ist das Verdienst des Münchener Geographen Edwin Fels, in einer überaus fleißigen Arbeit („Der Mensch als Gestalter der Erde", Bibliographisches Institut AG., Leipzig) das meiste zusammengetragen zu haben, was sich über das Thema der Umgestaltung der Erde durch den Menschen sagen läßt. Man kommt mit Fels zu der Überzeugung, daß der Einsatz des Menschen wahrhaft gewaltige Veränderungen hervorzurufen imstande ist. Überlegt man sich, daß wir erst seit hundert Jahren im Zeitalter der Maschine leben, welches die umgestaltenden Kräfte plötzlich so sichtbar steigerte und vervielfältigte, so werden wir in der — geologisch gesehen — kurzen Zeit von einigen hundert bis tausend Jahren mit überraschend großen Beeinflussungen zu rechnen haben, für welche die Natur riesige Zeiträume beansprucht. Es sei nur auf die großen Ergebnisse der Landgewinnung im Meer, auf die Aufschüttungsarbeiten, auf die technischen Erdbewegungen aller Art, vor allem auf die aus Schlacke und Asche bestehenden Schiffsabfälle hingewiesen, die auf dem nordatlantischen Seewege bereits ein viertel bis ein halb der natürlichen Sedimentation betragen. Auch die Veränderung der Tier- und Pflanzenwelt gehört in diese Betrachtungen.

Die Felsche Arbeit stellt ein geographisches Kompendium über die Frage der Beeinflussung der Erdoberfläche durch den Menschen dar. Das Buch wird nicht nur dem Geographen, sondern auch dem Soziologen, dem Klimatologen, dem Geschichtsforscher und den Kulturphilosophen als wertvolles Nachschlagewerk dienen.

Kritisch anzumerken wäre, daß die so fleißig gesammelten und klug eingeordneten Ergebnisse nicht in einem allgemeinen Abschnitt so zusammengefaßt sind, daß der große geologisch-geographische durch den Menschen hervorgerufene Prozeß in seiner „biologischen" Einheitlichkeit vor das Bewußtsein des Lesers tritt. Wir hoffen, daß uns Fels dieses zusammenfassende Bild in einer späteren Arbeit schenken wird.

E. Diesel.

Bücher um Christus und das Christentum

Durch eine gewiß merkwürdige, aber überall zu beobachtende und von dem Philosophen Hegel zuerst genauer umschriebene Dialektik wirkt sich in der Geistesgeschichte ein einseitig gerichteter

Anstoß immer dahin aus, daß er sein Gegenteil in gleicher Weise befördert, auf den Plan ruft, lebendig werden läßt. Am sichtbarsten erleben wir zur Zeit diesen Prozeß in der großen religiösen Auseinandersetzung unserer Tage zwischen Christentum und Antichristentum, wobei von letzterem der Anstoß ausging, der sich aber schon vor unseren Augen als heftige Rückflut zum Christentum gebrochen hat. Es wird nun von nichts auf den Gassen gelärmt, worüber nicht in den Parlamenten geredet worden ist; und zwar in unserem Falle in den unsichtbaren Parlamenten des Geistes. Mit anderen Worten ausgedrückt: was wir als sichtbare, hörbare Bewegungen unsere Zeit durchfluten sehen, hat seine letzten Richtlinien aus den Bereichen des Geistes im allgemeinen, der Literatur im besonderen erhalten; und die wirklichen, für die Geistesentwicklung entscheidenden Schlachten werden auf dem Felde der Gedankenarbeit ausgefochten. Da stellt sich denn auch heraus, obgleich es im Bezirke der Tatsachen vielen noch nicht ganz ersichtlich sein mag, daß das Christentum eigentlich bereits gesiegt hat. Die gegenchristliche Literatur verliert seit ihrem steilen Aufschwung in Nietzsche beständig an Wirkung und innerer Substanz, mag auch ihre Propaganda noch einigermaßen funktionieren. Demgegenüber gewinnt das christliche Schrifttum unserer Tage, und zwar selbst das literarisch mittelmäßige, an innerer Sicherheit und an Bewußtsein des Wahrheitsbesitzes.

Wir wollen die folgende, in keinem inneren, sondern nur im äußeren Zusammenhang der Thematik stehende Aufzählung dieses Schrifttums, soweit es jüngst erschienen ist, mit dem besten Buche beginnen: D. S. Mereschkowskijs „Jesus der Kommende" (Huber & Co. Frauenfeld, Leipzig. Übertragung von Arthur Luther). Der inzwischen altgewordene Mereschkowskij hat lange das Feld seiner essaiistischen und historisierenden Arbeiten, auf Grund deren er berühmt geworden ist, verlassen; aus einer ähnlichen, wenn auch weniger revolutionären Wandlung verlassen, wie sein großer Landsmann Tolstoi einst den Sprung von der Kunst zum religiösen Prophetentum vollzog. Mereschkowskijs innerer Horizont ist heute von einem einzigen Inhalt erfüllt: Christus. Und auch sein Hang zur Psychologie und Historie hat sich im Zusammenhange hiermit ins Religiöse gewendet, ohne allerdings völlig über Bord geworfen zu sein. Das vorliegende Buch ist der Mittelteil eines dreibändigen Christuswerkes. Der erste Teil, gleichsam der Auftakt, ist schon vor einiger Zeit unter dem Titel „Jesus, der Unbekannte" gesondert erschienen, während der Schlußteil unter dem Titel „Tod und Auferstehung" noch erst erscheinen soll. Ein Buch gleichsam russisch auf Goldgrund gemalt. Man kann in ihm lesen und wieder lesen, und es hat dabei nicht, wie so viele, ja die meisten Bücher über Christus, die Wirkung, daß es uns vom Heiland weg zur Seele des Autors führt, obwohl Mereschkowski mit achtungswertem theologischem Rüstzeug die Gestalt und das Leben des Nazareners umspinnt. Bücher dieser Art geben einen guten Begriff von einer Christologie, der die Durchwirktheit vom Heiligen nicht verlorengegangen ist. Gerade dies letztere spürt man besonders deutlich beim Vergleich des Mereschkowskijschen Buches mit einem anderen, inzwischen zu recht breiter Auswirkung gelangten Werke. Wir meinen Joseph Wittigs „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo", von dem jetzt eine ungekürzte Volksausgabe in einem Bande (Eugen Salzer, Heilbronn) erschienen ist. Gewiß ein religiöses, ein im guten Sinne frommes Buch; und doch ist es zu verstehen, wenn sich die katholische Kirche von ihm absetzte. Wittig bringt Christus ins bürgerliche Leben hinein, und wenn auch dieses Leben dadurch gewinnt, so ist die — wir können keinen anderen Ausdruck wählen — Anbiederung an die Hoheit des Gottessohnes als Grundsatz und verkappte Lehrmeinung doch schwer zu ertragen. Einzelgänger von der Art Wittigs hat die Geschichte des Christentums wieder und wieder hervorgebracht, und sie werden auch künftig nicht aussterben. Eine Menge „Recht" und gutes Gewissen haben sie immer auf

ihrer Seite und haben doch den Sinn des Wortes „Kirche" in nichts begriffen. So beharren sie in ihrer sublimen Eitelkeit, ohne das einzig Mögliche und einzig Christliche zu tun und den Schritt entweder zur katholischen oder zur evangelischen Gemeinschaft zu vollziehen. Bei alledem ist jedoch für den kirchlich klar eingeordneten Menschen die Lektüre dieses Buches gewiß keine Gefahr. Es hat seine lebendige Kraft und, wofern man es nicht mit dem Verfasser zur christlichen Existenz schlechthin verabsolutiert, sondern in einem nach oben und unten hin klar abgeschlossenen Rahmen wirken läßt, wirkt es für Christus.

Weit schwieriger liegt dagegen der Fall bei einer Arbeit M. Erich Winkels. Sie ist betitelt: „Der Sohn. Die evangelischen Quellen und die Verkündigung Jesu von Nazareth in ihrer ursprünglichen Gestalt und ihre Vermischung mit jüdischem Geist nach textlich revidierten kanonischen und außerkanonisch überlieferten Aussprüchen und Berichten." (Niels Kampmann, Kampen-Sylt). Wir wollen es gerade heraus sagen: an die Stelle der Evangelien will sich diese Textrevision setzen, um zu dem „wahren" Christus hinzuführen. Das Verwunderliche hierbei ist nur, daß immer wieder derartige, wie der dick angeschwollene Kommentar dieses Buches beweist, ungeheuer mühsame Arbeiten gemacht und verlegt werden. Arbeiten, deren Widersinn in einer nachgerade peinlichen Weise auf der Hand liegt. Es würde vielleicht besser sein, wenn man über solche Versuche schwiege, aber sie sind zugleich Versuchungen, und man kann sie deswegen nicht übergehen. Wir wollen zu diesem Buch in einem Gleichnis sprechen. Als Knabe hat vielleicht mancher von uns die Leidenschaft gekannt, irgendwelche Bilder in einem Buche, die ihm besonders gut gefielen, herauszutrennen und einzeln zu sammeln. Man hat hinterher das Unmögliche und Zerstörerische daran zu spät mit Schmerzen begriffen. Es ist etwas Ähnliches, wie wenn man Edelsteine aus ihrer kostbaren Fassung herausbräche, um das Kostbarste nackt zu besitzen. Gar nichts anderes als dieser unreife Trieb, welcher zwar der allererste Anfang zum Verständnis des Hohen, Schönen und Heiligen ist, steckt hinter einem derartigen Buche, das trotz seiner redlichen Absicht wie so viele Vorgänger ähnlicher Art dem ungeheuren, durch die Jahrtausende rollenden Rade des Evangeliums selber nur einen Strohhalm an Hemmung in den Weg zu legen vermag.

Wir wollen unsere Aufzählung mit drei kleineren Schriften beschließen. Das ist das anonyme „Tagebuch eines Landpfarrers" (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin), welches insbesondere dem evangelischen Geistlichen viel Anregung zu geben vermag. Ein Stück religiöser Praxis aus dem Kampf um die Seele der Volkskirche und Volksmission. Frisch, aus dem Augenblick der Erlebnisse hinerzählt, mit aller literarischen Anspruchslosigkeit und doch mit dem Gewichte der Realität ist dies Buch geeignet, auch dem Laien ein wenig die Augen darüber zu öffnen, daß der Geistliche und insbesondere der Landgeistliche doch auch seine „Arbeit" hat, eine Arbeit, die in ihrer Umfänglichkeit vielleicht sogar beängstigend erscheinen kann. Wie es in diesem Buche an einem Einzelleben situationsmäßig geschildert ist, sieht evangelisches Christentum in der Praxis aus. Noch näher in die religiösen Auseinandersetzungen der Gegenwart führen schließlich zwei andere Publikationen: Erich Seeberg „Meister Eckhart" (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen) und Friedrich Duensing „Die deutsche Nation und das Christentum" (Edwin Runge, Berlin). Seeberg, der Vorsitzende der Kommission zur Herausgabe der Werke Meister Eckharts, unser ausgezeichneter Berliner Theologe, beruhigt mit dieser gedrängten Schrift ein wenig die Wogen, die in den Auseinandersetzungen um den größten deutschen Mystiker aufgeworfen worden waren. Er zeigt weniger direkt als durch die Art seiner Darstellung vor allem, daß die Eckehart-Diskussion keine Laienangelegenheit ist, daß sie die lateinischen Schriften des Meisters so wie den Gesamtbereich der philosophischen wie der theologischen Speku-

lation des Altertums und des frühen Mittelalters einbezieht. Sehr bedeutsam ist auch die Erörterung, welche Seeberg der Stellung Christi bei Eckhart angedeihen läßt, die ihre Problematik unter anderem daraus gewinnt, daß Eckhart philosophisch in die Linie des Neuplatonismus weist. Im ganzen ein Schriftchen, das trotz seiner Kürze doch wohl nur philosophisch und theologisch geschulten Lesern verständlich ist. Ein Büchlein für jedermann will dagegen Duensings „Die deutsche Nation und das Christentum" sein, indem es in die Auseinandersetzungen über germanische Religion, deutschen Mythos, Staat und Religion hineingreift. Dies geschieht temperamentvoll, aber nicht immer gleich taktvoll (man empfindet zum Beispiel den Ton, in dem die Kontroverse mit Hermann Wirth geführt wird, recht unangenehm), aber in der Grundrichtung ist wohl die Schrift auf dem rechten Wege, und wir sind ja im allgemeinen heute an brutalisiertere Formen der Polemik gewöhnt. Zu der Schrift haben verschiedene Mitarbeiter ihr Teil beigetragen, wobei der Aufsatz Alexander Müllers über den totalen Staat und die Kirche Christi am lesenswertesten ist. Er gipfelt in der Feststellung, daß die Begegnung von Germanentum und Christentum als Verschmelzung von Freiheit und Bindung nicht nur notwendig, sondern für die deutsche Geistesentwicklung allein möglich war; eine These, die gewiß nicht neu ist, aber wohl recht oft wiederholt werden muß, ehe sie in ihren verschiedenen Zusammenhängen von uns Deutschen wieder eingesehen wird. *J. Günther.*

Kleines harmonisches Labyrinth

Die hier anzuzeigenden unterschiedlichen Bücher — genau gezählt sind es elf — haben eigentlich so wenig miteinander gemein, daß wir in einige Verlegenheit gerieten, für eine gemeinsame Besprechung ihr Gemeinsames herauszufinden. Gemeinsam ist ihnen allen nur, auch denen, die ihre Gleichnisse aus der Geschichte nehmen, daß sie ernsthafte und darum ernstzunehmende Bemühungen sind, mit den den Verfassern verliehenen Gaben schöne und gültige — eben dichterische — Aussagen zu schaffen.

Da fiel uns rettend ein, daß die Welt der Bücher, nicht weniger erregend, nicht minder abenteuerlich als die verwirrende Fülle des wirklichen Lebens, doch eigentlich eine labyrinthische Welt wäre; daß das Labyrinth der Bücher aber dem, der im Besitz bestimmter Fähigkeiten und in der Kenntnis des Geheimnisses ist — vielleicht auch muß er dem Laster des Lebens rettungslos verfallen sein — bald zu einem heimatlichen und harmonischen Labyrinth wird.

Von Karl Röttger erschienen gleichzeitig zwei Bücher Legenden. Das eine, „Opfertat" (Paul List, Leipzig), erzählt in schönen, dichterischen Gleichnissen vom Heroismus christlicher Lebensführung; das andere, „Der Heilandsweg" (Paul Zsolnay, Wien), kündet in einer wunderbaren Musikalität der Sprache von der Wirklichkeit und Überwirklichkeit Jesu; singt mit unvorstellbarer Süße, demütig, voll unverlierbarer Gewißheit, ja, fast göttlich heiterer Gelassenheit, vom Feuer der großen Liebenden, dessen es bedarf, um die Enge christlichen Wohnens zu weiten. Es mag mehr als kühn erscheinen, wenn wir Röttgers religiöse Dichtung, die im zeitgenössischen deutschen Schrifttum einmalig und einzigartig ist, dicht neben die zeitlos gültigen Evangelien stellen. Aber der Dichter hat wirklich jenen Geist, den das Lutherwort beschwört: „Wenn ich auch den Geist hätte, wollte ich ja so gut Neu Testament machen, als die Apostel geschrieben." So erscheint sein Werk, vor allem dieses Buch „Der Heilandsweg", fast wie ein Evangelium unserer Zeit, wie eine Apostelgeschichte für unsere Tage.

Das phantastische Leben eines anderen Gottsuchers, des vorlutherischen Reformators Nikolaus Cusanus, eines Vorläufers pantheistischen Weltgefühls — der in der Geschichte der Philosophie als Verfasser der „docta ignorantia" unter dem Namen Nicolaus von Cues fortlebt — beschreibt Bogislaw von Selchow in dem Roman „Der unendliche Kreis" (Köhler & Amelang, Leipzig).

Sehr gepflegt, aus einer zutiefst verpflichtenden aristokratischen Geisteshaltung, entwirft er mit der Gelehrsamkeit des Historikers ein großartiges Bild des fünfzehnten Jahrhunderts, welches nach des Verfassers Geschichtsdeutung die Schwelle von der mittelmeergebundenen „Allzeit" zur „Ich-Zeit" ist. Hier ist etwas, was man als den gefährlichen, aber geglückten Versuch eines philosophischen Romans bezeichnen kann. Das Buch fordert außer einem lebendigen Interesse an Philosophie und Geschichte ein nicht geringes Maß von Wissen und eigener Urteilsfähigkeit; so ist es recht eigentlich ein Werk für solche Leser, die selbst vom Roman noch Weitung ihres Weltbildes verlangen.

Ebenfalls in der Form des Romans, aber leichter, weniger anspruchsvoll, jedoch mit bestem literarischem Ehrgeiz und hohem handwerklichem Können, erzählen Hans Rabl in „Wir zogen auch vor Rom ..." (J. G. Cotta, Stuttgart) und Valeska Cusig in „Jakobe und Signe" (Ag. d. Rauhen Hauses, Hamburg) Lebensläufe in den Wirren der deutschen Reformation und Gegenreformation. Bei Rabl ist der Romzug der Frundsbergschen Landsknechte im Jahre 1527 eines der düstersten Kapitel deutscher Geschichte, das er mit genauer Kenntnis dieses Geschichtsabschnittes, in einer dem Stoff glücklich angemessenen, bildkräftigen Sprache zu einer sauberen Erzählung verdichtet, aus der Idee und Gestalt des Landsknechtstum in edelstem Sinne ersteht, Hintergrund und Bereich eines tragischen Schicksals. Unter den Söldnerscharen lebt ein entlaufener Henker, der trotz Treue und Tapferkeit nicht die Freiheit eines ehrlichen Mannes erringen kann. Alles Heldentum und alles Verdienst, selbst die Rettung der Fahne des verlorenen Haufens, der in dem von Weltuntergangsstimmung gepackten Rom vernichtet wird, geben ihm nicht die Ehrlichkeit zurück.

Für immer aus dem Heere ausgestoßen, wendet er den Landsknechten endgültig den Rücken. Als er erfährt, daß Herzog Albrecht froh ist um jeden Mann gegen die Polen, zieht er mit seinem Weibe, das im Verdacht der Zauberei steht, nach Preußen. Irgendwo in dem zu kolonisierenden Ostpreußen findet er neuen Lebensraum und neuen Lebensmut. Bei diesem unerwarteten Schluß stutzt der Leser zunächst; scheint ihm doch, als handle es sich um eine ziemliche Unverfrorenheit gegen die deutsche Ostpolitik. Bis er erkennt, daß in den Sätzen: „Sie gingen in die immer tiefer sinkende Dunkelheit hinein, Henker und Pesthexe, junges Blut und altes, fast schon müdes, Schwab und Gotin, Kämpfer und Bäuerin ... nach Preußen, wo sie nicht danach fragten, wes Namens einer, sondern nur, ob er ein Kerl sei", eine letzte Anerkennung des Preußentums versteckt ist, die um so höher zu werten ist, als sie von einem österreichischen Autor kommt.

Valeska Cusig erzählt eine Begebenheit zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Die Fabel: bei dem Sturm auf Magdeburg geht der blindgeborene Knabe der aus Stralsund geflüchteten Jakobe verloren. Dieser Knabe taucht in Stralsund in Begleitung einer Frau auf, die als Hexe verbrannt wird. Der Knabe, für den Henker bestimmt, kommt in die Pflege Signes, einer nahen Verwandten der Jakobe; die ihn aufziehen soll, bis er fähig ist, den Feuertod zu erleiden. Signe weiß nicht, daß ihr Pflegling das Kind ihrer Verwandten ist. Das Kind wächst auf und wird schließlich mit Signe zusammen, Hexenkind und Hexenpflegemutter, verbrannt. Das alles ist so glaubhaft und lebendig, aus einer tiefen protestantischen Gläubigkeit erzählt, daß dieses Buch ein schönes Beispiel bedingungslosen, fraglosen Gottvertrauens, trotz Tod und Elend dieser Welt, ist.

Zum Abschluß des Weges durch den halbhistorischen Bezirk unseres Labyrinths möchten wir nachdrücklich auf eine neue dichterische Stein-Biographie hinweisen. Das Buch von Fritz Heinz Karst „Reichsfreiherr vom Stein weckt die Nation" (Paul List, Leipzig) gibt das Biographische dieses Lebens der Leidenschaft zum Staate; gibt darüber hinaus aber eine eigenwillige, reizvolle, unbedingt glaubwürdige geistige Schau

dieses Mannes, dessen Gedankengut durch die neue deutsche Gemeindeordnung ganz zeitnah geworden ist. Diese großartige Imagination einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit, bei der Dichtung und Forschung gleichermaßen zu ihrem Recht kommen und eine glückliche Verbindung eingehen, vermehrt nicht nur unser Stein-Schrifttum, sondern bereichert es in so ungeahntem Maße, daß man dieses Werk unter der veränderten Geschichtsauffassung unserer Tage als notwendig begrüßt. Das aber scheint uns die höchste Rechtfertigung eines schriftstellerischen Bemühens zu sein: Notwendigkeit.

Das neue Werk Friedrich Schnacks, „Der erfrorene Engel" (Insel-Verlag, Leipzig), anzuzeigen, ist diesmal leider keine ungetrübte Freude. Für den Verehrer der Prosa dieses Dichters, der, wie sich zeigt, ein wenig zu sehr die große Kunst beherrscht, „Begebenheiten der harten Wirklichkeit wie ein zartes Märchen zu erzählen", bedeutet es fast eine Traueranzeige. Es ist vom Sprachlichen her eine wunderschöne Liebesgeschichte; und dem Dichter ist wieder das Bildnis eines jungen Mädchens gelungen, das schlechthin Herzklopfen machen kann. Aber Glück und Ende dieser Liebe — man kann die Fabel nicht gut hierhersetzen — sind derart, daß man sich wieder einmal fragt, wo Kunst und Künstlichkeit oder, härter, eindeutiger gesagt, wo Kunst und Kitsch sich eigentlich trennen und worin sie sich unterscheiden. So bleibt nicht nur die Erinnerung an eine zwar mit Wohllaut und Innigkeit erzählte, sonst aber sehr dünne, sehr fragwürdige Geschichte; nicht nur die Erinerung an von wunderbarer Leuchtkraft erfüllte Landschaftsbilder, sondern vielmehr noch das peinliche Gefühl einer Enttäuschung, fast möchte man sagen — und es geschieht bestimmt nicht leichten Herzens — einer Entgleisung.

Zwei Autoren wie den betont, oft übersteigert männlichen Ulrich Sander und den weicheren Südfranzosen Jean Giono gleichsam in einem Atem zu nennen, erscheint sicherlich gewalttätig. Aber ihren neuen Büchern (Ulrich Sander, „Norddeutsche Menschen"; W. G. Korn, Breslau — Jean Giono, „Das Lied der Welt"; S. Fischer, Berlin) ist etwas gemeinsam, was man die gewollte Abkehr von der lärmenden Welt, die Flucht zum Eindeutigen, Klaren, anscheinend leicht Übersehbaren nennen könnte. Sander beschreibt Leben und Lebenskreis von Menschen der norddeutschen Tiefebene; beschreibt sie prachtvoll, lebenswahr, sauber — Sauberkeit in der Lebensführung, in der Geisteshaltung ist die Tugend des nordischen Menschen — und herzerfrischend. Immer aber ist in diesen kurzen Erzählungen — das Buch ist anscheinend aus Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften zusammengestellt — teils offen, teils verborgen die Gegenüberstellung von Großstadt und Meer Sinn des Erzählten. Daß es immer eine Absage an die Stadt wird, ist bei Sander selbstverständlich. Und doch, scheint uns, sollte man es nicht übersehen, daß auch in der Stadt Leben, Schicksal ist. Sonst aber kann man diesem Buch ohne Einschränkung zustimmen. Wir haben lange nicht mehr so Erfreuliches von Ulrich Sander gelesen, daß wir ihm so manche Verirrung nicht mehr anrechnen wollen.

Aus dem gleichen Willen, eine eindeutige und klare Welt zu schildern, schrieb Jean Giono das umfangreiche Buch „Das Lied der Welt". Er sagt selbst: „Ich wollte ein Buch schaffen, mit unberührten Bergen, einem unberührten Fluß, mit einem Land, mit Wäldern, mit Schnee und Menschen, die unberührt sind." Und er versichert: „Es gibt sie alle. Gesunde, anständige, starke Menschen, hart, rein und treu. Sie leben ihr Abenteuerleben. Sie allein kennen die Freude der Welt und ihre Traurigkeit. Und das ist gerecht." Diese ein wenig sentimentale Rückkehr zur Natur ergab eine Geschichte von kleinen Leuten Südfrankreichs, von Landleuten und Flußmenschen, von Hirten und Bürgern, die einen zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Die umständliche Beschreibung aller Dinge zwischen Himmel und Erde, möglich, daß sie nötig ist, um den in Städten Lebenden „die Gewalt der Elemente, die Geschehniswucht und Naturversunkenheit eines

Hohen Liedes der Erde" verständlich zu machen, ermüdet und legt sich lähmend auf den Leser. Ein gut Teil Schuld daran trägt sicher die Übersetzung, die uns nicht gerade besonders glücklich erscheint. Wir besitzen von Giono fünf Bücher, die man alles in allem als eine Bereicherung unseres Schrifttums ansehen kann; das sechste und das neue Werk, „Das Lied der Welt", gehört leider nicht dazu.

Bis in die jüngste Vergangenheit der deutschen Wirklichkeit führt Alfred E. **Schröder** mit seinem Roman „**Prolet am Ende**" (Holle & Co., Berlin). Er schrieb mit diesem Buch von der Verwandlung des Lebens durch Arbeitslosigkeit in die Einöde des Daseins die Geschichte des Berliner Ostens; die zugleich die Geschichte der Sünden der Gründerzeit wie die des Weges vom Arbeitertum zum Proletariat und zugleich auch die Geschichte des Arbeiterverrats ist. Wir haben viele Bücher kennengelernt, die das Schicksal des Arbeiters, zumal da er ein Arbeiter ohne Arbeit wurde, beschrieben. Dieser Erzähler aber — durch die Beherrschung der Stilmittel der literarisch gekonnten Erzählung ist sein Roman zum Kunstwerk erhöht — gibt das proletarische Schicksal, gibt die wirkliche Wirklichkeit. Sich erinnern ist immer gut und ist notwendig. Und darum ist auch dieser Roman notwendig, der auf die Frage Antwort gibt: wie wurde der deutsche Arbeiter zum Proletarier? Buch und die Wirklichkeit unserer Tage eröffnen die Aussicht: Schluß mit Proletariat!

Gleichsam als Belohnung für unsere gewiß nicht ganz leichte, aber, wie wir hoffen, auch nicht ermüdende Wanderung durch das „Kleine Labyrinth" wollen wir abschließend auf ein auserlesenes, meisterliches Stück neuer deutscher Novellendichtung, auf Hermann **Graedeners** Novelle „**Der Esel. Sancho Pansas letztes Abenteuer**" (Paul Zsolnay, Wien) verweisen. Der Einfall ist köstlich, und das Ganze mutet an wie eine entzückende Novelle des Boccaccio. Sancho Pansas Esel wird von zwei faulen, dicken Klosterbrüdern ausgespannt. Während der eine den Esel mit dem klösterlichen Bettelsack davontreibt, stellt der andere sich an den Karren, dem zurückkehrenden Sancho weismachend, er sei sein früherer Esel. Er wäre wegen seiner unaufhörlichen Sünden aus einem Gewaltigen der Welt in dieses Grautier verwandelt worden; nun aber, aller seiner Sünden ledig, in der Gestalt eines frommen Klosterbruders wiedergekehrt. Don Quichotes treuem Knappen wankt die Welt. Der sonst so pfiffige Sancho fällt darauf herein und wandelt sich selber nun aus einem hartherzigen Erdenmenschen in einen frommen, gottgefälligen Tugendbold. Lachen ist eine schwere Kunst — darum wohl ist unser Schrifttum so arm an befreiendem Gelächter, und so reich an erdrückendem Ernst — an diesem schmalen Büchelchen voll köstlicher Lebensweisheit aber kann man das große befreiende Gelächter lernen; jenes weltfrohe Lachen, das immer mehr ist denn aller tierischer Ernst.

Wir wünschen uns mehr davon, weil es wichtiger erscheint, zu rechter Zeit lachen zu können als zu jeder, und also auch zu unrechter Zeit, Ernst zu bewahren. Und mit diesem Wunsche wollen wir Abschied nehmen. Es war wohl doch ein weiter Weg von der heiteren Gelassenheit des sicheren Gottesglaubens bis zur göttlichen Heiterkeit des gelassenen und geruhigen Weltwissens.

E. K. Wiechmann.

Die „O-Bauer-Welle"

Ähnlich der 1920 hoch im Kurs stehenden „O-Mensch-Welle" der deutschen Literatur, erlebt die Gegenwart eine „O-Bauer-Welle" in nicht nur der neuen jungen deutschen Epik. Jene war nur Literatur, und diese ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, auch nichts anders. Ja, manche dieser Autoren verstehen es sogar ausgezeichnet, in bäuerlichem Krafthubertum einherzustolzieren, und lassen damit auch einen Einblick in ihr **Können** zu. Daran mangelt es nicht so sehr, vielmehr ist es bei der Mehrzahl der Autoren, über die hier referiert wird, beachtlich. Darum ist genauer zu unterscheiden, wo vom Schöpferischen her der Weg in eine lebendige Zukunft führt,

und wo sich reine Literatur bemerkbar macht.

Der Schwarzwälder Hermann Eris Busse, den Lesern der D. R. bekannt, führt in seinem neuesten Roman „Die Leute von Burgstetten" (Paul List, Leipzig. Ln. 5,80 RM.) wieder in seine Heimat zwischen Vogesen und Schwarzwald in die kleine Stadt Burgstetten am Oberrhein. Das Leben der Winzer und Bauern, ihre Schicksale sind wie in früheren Werken des Dichters echt eingefangen und gestaltet—immer aus dem Erleben des Heimatlichen heraus, aber niemals ins Provinzielle oder Private absinkend. Dieser Burkhart König ist ein Mensch voller Beziehungen zu seinem Stamm und hat Tradition, wie sie aus dem ganzen Werk des Dichters Busse spricht. — Von nicht so nachhaltigem Eindruck ist das reichlich zäh und breit ausgesponnene neue Buch Hans Hermann Wilhelms, „Das Erbe der Frickes" (Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin. Ln. 6,80 RM.). Es ist schwer, über diesen Band bereits jetzt ein endgültiges Urteil abzugeben, da er als Mittelstück einer Trilogie gedacht ist, deren erster Teil „Die Frickes" 1933 erschien und bäuerliches Sein in seiner ganzen Wucht, Tiefe und gegenwartsgebundenen Art darstellte. Der neue Band, der das Schicksal einzelner Personen mit dem ganzen niedersächsischen Stamm verbindet, bringt in der Schau der Einzelgestalten gewisse eigenwillige und dichterisch gelungene Schöpfungen mit, und die Auflehnung des Einzelnen gegen seine eigenen Grenzen ist echt. Hier gelingt Wilhelm auch streckenweise sehr Persönliches, aber für das Ganze hat der Autor nicht den sicheren Blick, den er an manchen Stellen beweist. Er holt viel zu weit aus und erklärt zu genau und läßt so Langeweile aufkommen durch unnötige Verdeckungen. — Eine Begabung, die ihren Weg nun gefunden zu haben scheint, ist der 1906 geborene Stefan Andres mit dem Roman „Die unsichtbare Mauer" (Eugen Diederichs, Jena. Ln. 4,60 RM.). Er hat bisher zwei Romane und einen schmalen Band Gedichte veröffentlicht. Deuteten diese früheren Arbeiten des jungen Dichters aus dem Hunsrücktal seine Begabung an und ließen auf eine Einlösung dieses Versprechens hoffen, so darf der hier genannte Roman als eine starke dichterische Probe bezeichnet werden. Der Roman handelt von Mühlen, einem Müller, dem durch den Bau einer Talsperre das Wasser genommen wird. Es spielt in der Heimat des Dichters im Tal der Dhron (Nebenfluß der Mosel), und ein Ingenieur (Kind dieses Landstriches) besorgt das Unheil. Im wahren Sinne des Wortes: denn erst versagt sich dem Ingenieur die Jugendliebe, Mord und Verfall überkommen die Gegend mit der Talsperre. Es gibt kein Glück mehr in der Gegend. Die Technik wird ihr zum Fluch, und erst das Schreckgespenst des nahenden Krieges läßt das geringere Übel — die Talsperre — vergessen und mahnt und führt alle zur Gemeinschaft wieder. Dieser Übergang des Einzelschicksals zum Schicksale aller ist nicht ganz klar herausgekommen; das ist aber nicht entscheidend für die dichterische Kraft des Romans, der eindrucksvoll und dichterisch überzeugend geformt ist, weil aus dem Erlebten geschaffen und keine Literatur gegeben wurde. — Von starkem — aber nicht gezügeltem — Temperament zeugt eine Legende von Wolfgang Weyrauch, „Der Main" (Rowohlt, Berlin. Ln. 4,80 RM.). Ein junger Mensch, der in der Mainlandschaft beheimatet ist, lebt in Berlin. Eines Tages packt ihn die Sehnsucht nach der Heimat, er fährt hin und wandert den Lauf des Flusses hinab von den Quellen. Bei einer Familie erlebt er Werden und Vergänglichkeit des Daseins. Dies alles wird zueinander symbolhaft in Beziehung gesetzt, so daß eine zeitnahe Legende dargeboten wird, die andeutet, daß wir es mit einem jungen dichterischen Menschen zu tun haben — formlos bisweilen noch, aufbrausend, jedoch eindringlich. Alfred Kubin hat eine große Anzahl fantastischer Federzeichnungen beigesteuert, die den Charakter des Legendären betonen. — A. M. Uhlenkamp hat seinen Roman „Insellichter" (Paul List. Ln. 4,90 RM.) Friedrich Griese zugeeignet und vor der Drucklegung den Preis der Stadt Zürich

erhalten. Zweifellos kann dieser neue Autor etwas. Das Buch will eine Absage sein an die Unruhe und Hast der Großstadt und stellt zwei Menschen gegenüber, die in zwei grundsätzlich verschiedenen Welten leben und Rivalen sind. Das Meer, der Inselsommer sind erlebt und gut erzählt. Irgendwie läßt das Buch aber bei allen Vorzügen unbefriedigt. Hier ist keine ganz einheitliche Atmosphäre geschaffen. Die Gefahr des Auseinanderfallens liegt nahe, und der Kampf der Männer tritt gelegentlich zu sehr in den Hintergrund. Wieweit sein Autor ein echter Dichter ist, werden spätere Arbeiten zu erweisen haben. — Deutlicher zu sehen sind die Grenzen der Begabung schon bei Hans Georg Brenner, der seinen ersten Roman „Fahrt über den See" (Bruno Cassirer, Berlin. Ln. 5,50 RM.) nennt. Dieser junge ostpreußische Dichter hat einen ruhigen und beständigen Fluß in seiner Erzählung. Eine unglückliche Liebe — wie es scheint, hat der „Held" sich falsch verheiratet — stellt sich später doch als die richtige Liebe heraus und bildet neben einer handlungsarmen Geschichte (die Ereignisse spielen sich zum großen Teil als Erinnerungsgut ab) das Thema. Dieser Roman ist ausgesprochen literarisch, empfindsam und weist eher nach rückwärts in seiner ganzen Entwicklung, denn nach vorwärts. Es werden wieder einmal ganz private Schicksale geschildert, die niemandem Interesse abgewinnen und die auch nicht die Kraft in der Darstellung haben, daß sie, allgemeingültig aufgezeigt, eindringlicher würden. Dabei hat Brenner Bilder, wie die Fahrt auf dem See, die man nicht vergißt. — Den Verdacht des Kraftmeiertums dagegen wird man bei dem ersten Roman Otto Maria Polleys, „Das Abenteuer im Blut" (G. Grote, Berlin. Ln. 4,80 RM.), nicht los. Der Roman hat den Untertitel „Bocksprung in eine Sommerlandschaft" und beginnt im ersten Kapitel mit einem „Menschen, der aus der Haut fährt" . . . Dieser Roman eines jungen Dichters liegt wiederum nahe auf der Grenze von Literatur und Dichtung. Es geschieht viel in diesem Roman. Ein übermütiger, junger Mann wandert hinaus über die Felder und erlebt in einem — fast ekstatischen — Rausch die Landschaft. Er hat soviel 110prozentige bäuerliche Sehnsucht in sich, daß man aus der Verwunderung nicht herauskommt über sein Temperament. Mehr Zügelung und Disziplin hätte dem Buch als Ganzes gut getan. So bleibt der Eindruck durchaus zwiespältig, aber eher Literatur denn Dichtung. — Erfreulich ist dagegen das erste Buch von dem Oldenburger B. E. Klingenberg, „Der Jungbauer" (Stalling, Oldenburg. Ln. 4,80 RM.), zu dem Hinrichs ein Vorwort beisteuerte. Dieses Buch ist gesund, echt von innen her, erlebt. Es könnte wegen seiner sauberen Art vielen jungen Autorenkameraden zum Vorbild empfohlen werden, auch wenn es im zweiten Teil etwas schleppend und Schablone wird. Der Roman ist trotz dieses Einwands lebensecht und frisch, daß er sich behaupten wird. — Gleichermaßen erfreulich ist Kristmann Gudmundsons „Morgen des Lebens" (Piper, München. Ln. 5,80 RM.). Ganz unliterarisch erzählt der junge Isländer von dem Kampf der Fischer mit dem Meer um den Fang und damit um das Leben. Schicksalhaft hat der Autor ein paar leidenschaftliche Menschen gegenübergestellt, die sich aneinander aufreiben. Der Gedanke vom Führer und der Gefolgschaft tritt klar hervor. Hier könnten viele Autoren der Gegenwart lernen, wie man unaufdringlich ethisch wirken kann und soll für eine Idee. Das ist ein Buch des Nordens, wie er wirklich ist und aus der Vergangenheit in den Sagas schlicht und groß sich uns darstellt. — In das Sauerland und Bergische Land führt Werner Heinens „Brot aus den Steinen" (Bergstadtverlag W. G. Korn, Breslau. Ln. 4,50 RM.). Ein junger Lehrer, Sohn eines kleinen Bauern dieser Gegend, wird nach allerlei Schicksalsschlägen von der Hauslehrerstelle in sein Dorf zurückgeholt und muß erleben, wie er seiner Heimat verbunden ist auf Leben und Tod. Ein Buch mehr unterhaltender Art, ohne tiefere Problematik. In seiner Haltung einwandfrei und über dem Niveau vieler ähnlicher „Werke". — Die in

Deutschland, als ihrer Wahlheimat, lebende schwedische Dichterin Clara Nordström führt in ihrem neuen Buch „Frau Kajsa" (Deutsche Verlags-Anstalt. Ln. 5,25 RM.) durch die Vielfältigkeit der menschlichen Erscheinungen, die oft eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Lagerlöf haben. Es ist etwas in diesem Buch der Schwedin, das man als typisch deutsch herausfühlt. Die Nordström kann charakterisieren. — Die Südtirolerin Maria Veronika Rubatscher schreibt eine Liebesgeschichte „Luzio und Zingarella" (G. Grote, Berlin. Ln. 2,80 RM.), die mitten in das große Weltgeschehen eingerückt ist. Luzio, der Hirte aus den Bergen, dessen Blut ihn mehr nach Norden zieht, folgt Zingarella nach Rom; als Frundsbergs Söldlinge jäh über die Stadt hereinbrechen, da zerbricht auch der Liebesbund der beiden Menschen. Leider sind schlimme Kraßheiten nicht vermieden.

Die bäuerliche Dichtung lebt! Sie vor den literarischen Ungezogenheiten gewisser literarischer Kreise zu bewahren, ist eine selbstverständliche Pflicht.

Heinz Grothe.

Eine neue deutsche Grammatik

Der Name „Duden" ist für uns ein fester Begriff: Meister und letzte Entscheidungsstelle in Fragen der Rechtschreibung, neuerdings auch des Sprachgebrauchs. Wir benutzen längst den Duden mit größter Selbstverständlichkeit, wo es sich darum handelt, die Schreibweise eines Wortes festzustellen; hoffentlich bald ebenso allgemein auch da, wo es sich darum dreht, den richtigen Gebrauch bestimmter Wendungen, die richtige Auswahl zwischen Sinnverwandtem zu finden. Denn in der mehrbändigen neuen Bearbeitung, die Otto Basler seit dem vergangenen Jahr in rascher Folge herausgebracht hat, ist zu dem alten Duden, „der Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter ... nach den für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln", als weiterer Band das „Stilwörterbuch der deutschen Sprache" getreten.

In der gleichen Richtung einer willkommenen Bereicherung geht der weitere Schritt, den der Bearbeiter Otto Basler jetzt mit dem dritten Band (Der Große Duden. Grammatik der deutschen Sprache. Bearbeitet von Otto Basler. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1935) tut: er bringt eine Grammatik der deutschen Sprache, die sich im Untertitel „Eine Anleitung zum Verständnis des Aufbaus unserer Muttersprache" nennt. In der Tat ist ein tieferes Verstehen dessen, was der erste und der zweite Band des Duden enthalten, eine wirkliche Antwort auf die weitergehende Frage nach dem Warum der Schreibung oder der Verwendung nur möglich aus dem grammatischen Zusammenhang, aus dem Aufbau der Sprache als geschichtlich Gewordenem heraus. Allerdings ist es nicht leicht, diese Darstellung in einer Weise zu geben, die ohne gelehrte Überlastung weiteren Kreisen zugänglich und faßlich bleibt und doch überall auf den gesicherten Ergebnissen der Forschung ruhend die Sprache der Gegenwart aus ihrer Geschichte versteht. Otto Basler hat diese schwierige Aufgabe mit großem Geschick in ausgezeichneter Weise gelöst. Er beherrscht, wie es erforderlich ist, völlig und im Einzelsten den Stoff, und er vermag deshalb eine klare, lichtvolle, nichts Wesentliches vergessende und Unwesentliches vermeidende Darstellung zu geben. Der Hauptteil ist eine Beschreibung der Sprache der Gegenwart, die jedoch schon hier durch zahlreiche Hinweise auf altdeutsche Formen und vor allem durch die Gliederung und Anordnung dem geschichtlichen Werden Rechnung trägt. Das eigentlich Sprachgeschichtliche ist zur weiteren Vertiefung in einer Reihe von Anhängen gegeben, nachdem bereits die Einleitung die nötigsten geschichtlichen Voraussetzungen gebracht hatte. Der Hauptteil zerfällt in Laut-, Biegungs-, Wortbildungs- und Satzlehre. Die Lautlehre verbindet in ihrer Darstellung geschickt die Probleme der Schreibung mit denen der Aussprache; die Biegungslehre (= Formenlehre) überrascht durch die Fülle der beschriebenen Einzelheiten und Sonderungen, die, dem Deutschsprechenden z. T. gar nicht bewußt, dem Deutschlernenden eine Quelle der

Schwierigkeiten sind. Besonders reizvoll und anziehend ist die Wortbildungslehre zu lesen, wo die Anordnung nach Wortsippen dem Sprachfreund den Reichtum der Muttersprache erschließt und ihm neue Zusammenhänge und Beziehungen aufdeckt. Ein umfangreicher Abschnitt ist schließlich der Satzlehre gewidmet, die an vielen Stellen auch in das stilistische Gebiet hinübergreift. Die schon aus dem alten Duden bekannten Bemerkungen über Rechtschreibung und Satzzeichen schließen den Kern des Buchs ab. Es folgen die schon erwähnten „Anhänge", die in die geschichtliche Entwicklung noch tiefer einführen und damit die sprachlichen Zusammenhänge noch besser erhellen wollen. Die Vorgänge des Ablauts, der Brechung, des Umlauts, die Lautverschiebungen werden hier sprachgeschichtlich erläutert; die altdeutschen Formenbestände des Hauptworts und des Zeitworts dargestellt, Bemerkungen zur Wortstellung und zur Satzfolge gegeben. Ein über sechzig Seiten umfassendes, dreispaltig gesetztes Sach- und Wörterverzeichnis erschließt den ungewöhnlich reichen Inhalt in erwünschter Weise und beschließt zugleich den Band, den man jedem an der Muttersprache Teilnehmenden aufs wärmste empfehlen kann.

Friedrich Maurer.

Neue Bücher

Vom Kriege

Daß die Welt in Waffen klirrt, findet seinen Niederschlag auch in den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt. Hier zu einem ruhigen und sicheren Urteil zu kommen, ist eine Notwendigkeit. Ihr diente in besonderer Weise das Buch, das Oberstleutnant a. D. Wilhelm Müller-Loebnitz mit vielen Mitarbeitern herausgegeben hat, „Die Rüstung der Welt" (Berlin, Mittler & Sohn, geh. 12 RM., geb. 14 RM.). Es ist eine Neubearbeitung des Buches „Rüstung und Abrüstung" und gibt eine umfassende Schau über das Heer- und Kriegswesen der fremden Staaten. Der alte Plan ist beibehalten, aber allem — und das ist sehr viel — was an Neuerungen im Kriegswesen sich bemerkbar gemacht hat, ist völlig Rechnung getragen. Besonders aufschlußreich ist die Untersuchung der kriegerischen Vorgänge des Vorjahres im Chaco und der militärischen Unternehmungen der Franzosen in Marokko. Früher hat der unvergessene Oberst v. Oertzen die Herausgabe besorgt, in seinem Sinn wird die ausgezeichnete und zuverlässige Arbeit von dem neuen Herausgeber fortgesetzt.

Dem gleichen ernsten Problem ist das Buch von Sebastiano Visconti-Prasca „Der Entscheidungskrieg" gewidmet (Oldenburg, Gerhard Stalling, 4,80 RM.), ins Deutsche übertragen von Adolph Caspary. Dieses Buch, aus der faschistischen Weltanschauung heraus geschrieben, bestätigt, trotzdem es mit großer Sachkenntnis dem technischen Kriege und seinen Möglichkeiten gerecht wird, doch die Auffassung, die gerade deutschem soldatischem Denken entspricht: daß nämlich zuletzt entscheidend doch der einzelne Soldat als Träger des kämpferischen Geschehens bleibt. Das Buch bringt wesentliches Material, darüber hinaus aber auch grundsätzliche Überlegungen über die Möglichkeiten des Offensivkrieges überhaupt. Jedenfalls zeigt auch dieses Buch, daß allem militärischen Denken die eine Überlegung zugrunde liegen muß: eine Entscheidung mit allen Mitteln zu suchen und zu finden.

Wie es mit der Abrüstung des militaristischen Geistes in anderen Ländern aussieht, verdeutlicht in erschütternder Form das Buch „Spiel mit dem Feuer", das klug und kenntnisreich von dem Major am Reichswehrministerium E. Röricht bearbeitet ist und die Waffenausbildung der Jugend im Ausland an einer Fülle von Bilddokumenten darlegt. (Man mag die militärische Jugendausbildung in ihren praktischen soldatischen Ergebnissen recht gering einschätzen: der Geist aber, der diesen Methoden zugrunde liegt, ist bedrohlich.) Die einzelnen Länder wetteifern miteinander im militärischen Spiel. Italien steht nächst Rußland und Polen an der Spitze, aber auch England ist ebenso wie Frankreich auf das eifrigste bemüht, kriegerischen Geist schon in die Jugend hineinzupumpen. Das Buch ist

nicht nur aufschlußreich für die Erkenntnis der herrschenden Mentalität, sondern zu gleicher Zeit eine ausgezeichnete Waffe in der Abwehr der Lüge vom deutschen Militarismus.

„Blaujacken und Feldgraue gen Oesel" nennt der General der Infanterie a. D. Erich v. Tschischwitz (Berlin, Walter Bacmeisters Nationalverlag) seine Schrift, die ein Ehrendenkmal für die große gemeinsame Unternehmung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte bei der Eroberung von Oesel und Moon ist. Man konnte keinen berufeneren Berichterstatter finden, denn der Verfasser war Stabschef der Landungstruppen. Er versteht es, unter besonderer Betonung der vorbildlichen Zusammenarbeit von Heer und Flotte und unter Wahrung des großen militärischen Gesichtspunktes, diese bedeutsame Aktion, die dem Krieg im Osten eine entscheidende Wendung gab, in einer Form darzustellen, daß sie allen Kreisen, auch den jugendlichen Lesern, eingeht und zum Erlebnis wird. Viele Bilder und Kartenskizzen verdeutlichen die Operationen zu Lande und zu Wasser. Die Bilder sind vortreffliche Federzeichnungen von Erich Mattschaß. Nur eine Anmerkung sei erlaubt von einem, der dabei war: die Besetzung der Insel Runö, so reizvoll sie uns als Husarenstücklein der Luft erschien, hatte ihren tieferen Grund in fliegerischen Notwendigkeiten. Denn die der Seeflugstation Angernsee übertragenen Aufklärungsflüge nach dem Moonsund wären bei der begrenzten Aufnahmefähigkeit an Brennstoff nicht durchführbar gewesen, wenn nicht auf dem Rückflug auf Runö hätte getankt werden können.

Wir tragen gern unserer Übersicht über die österreichischen Kriegsbücher (Februarheft 1935) zwei weitere nach: Wilhelm Eisenthal, „Kameraden, Das Buch vom österreichischen Frontsoldaten" (Wien, Saturn-Verlag). Das Buch ist deshalb sympathisch, weil es schlicht und mit einem starken Wirklichkeitsdrang die äußeren und inneren Erlebnisse eines jungen österreichischen Offiziers von der Feuertaufe an über seine vorbildlichen Taten bis zu seiner schweren Verwundung ganz schlicht und unaufdringlich schildert. Auch dieses Buch bestätigt die Gleichheit des Frontgeistes hüben wie drüben. Daß Bemerkungen über einzelne reichsdeutsche Taktlosigkeiten nicht fehlen, wird jeder Reichsdeutsche verstehen, der die unheilvollen Folgen solcher Haltung im Volksbewußtsein hat beobachten können.

Das andere Buch „Die Stellung im Gletscher" von Christian Röck (Berlin, Ullstein) ist ein Buch von völliger Einzigartigkeit. Hatte schon Major Volkmann in dem Heft „Italienfront" aus der Reihe „Die unsterbliche Landschaft" auf das unerhörte Heldentum des Bergkampfes eindringlich hingewiesen, so gibt hier ein Frontkämpfer, der selber dabei war, in einer schlichten und eindrucksvollen Erzählung einen Bericht von dem fast übermenschlichen Heldentum, das nicht nur der Kampf mit den berggeübten italienischen Truppen, sondern auch mit der großartigen und furchtbaren Natur erforderte. Wenn man ein solches Buch gelesen hat, wird man still vor der inneren Größe der Leistung dieser Soldaten. Wundervolle Aufnahmen verdeutlichen die Schwierigkeiten des täglichen Daseins unter, in und auf dem Gletscher.

An anderer Front focht Richard Boleslawski: auf der russischen Seite bei den „Polnischen Ulanen" (Berlin, Propyläen-Verlag, 4,80 RM.). Hier lernen wir eine Mentalität kennen, über die uns bislang Dokumente in Form von Kriegsbüchern nicht vorlagen. Es ist erschütternd zu lesen, wie diese tüchtige und echt soldatische Truppe in die Wirren der Revolution mit hineingerissen wird, die fürchterlichen Grausamkeiten und Roheiten und den Kampf aller gegen alle erlebt, tapfer zusammenhält, unverrückt nach dem Zusammenbruch des zaristischen Heeres in soldatischer Disziplin den Weg nach Westen, nach der befreiten Heimat Polen, sucht. Unter furchtbaren Verlusten gelingt es zuletzt nur einzelnen, die polnische Heimat zu erreichen.

Humor, Dummheit und Wissen

Das Lachen ist selten geworden, und so wollen wir gern unseren Lesern Kunde

von einem „Hausbuch neuen deutschen Humors" geben, das Martin Rockenbach herausgibt mit vielen Zeichnungen von Johannes Greferath (Freiburg, Herder & Co., 6,20 RM.). Der Herausgabe liegt ein ethischer Zweck zugrunde, durch befreiendes Lachen Hilfe im Lebenskampfe zu geben. Das Buch gliedert sich in eine ganze bunte Reihe verschiedener Abschnitte: Vom närrischen Leben, Potpourri der deutschen Landschaften, Vergnügliche Historie, Ausguck nach Süden, Eine Viertelstunde Witz, Allerlei Phantasterei, Geselligkeit und guter Rat und Kleine Lebensweisheiten. Weitherzig ist die Auswahl der Mitarbeiter, und in keiner Weise etwa nach konfessionellen Gesichtspunkten, getroffen. Es sind soviel gute Namen vertreten, die zum Teil unseren Lesern aus eignen Schöpfungen bekannt sind, daß dieses Buch durchaus Empfehlung verdient.

Den „Unfreiwilligen Humor" in allen Äußerungen des menschlichen Lebens hat in einer hübschen Sammlung Ernst Heimeran, der Verleger, zusammengestellt auf Grund einer reichhaltigen Sammlertätigkeit, die schon in seine Schulzeit zurückgeht (München, Ernst Heimeran, 2 RM.). Man hätte Lust, aus diesen Stilblüten immer wieder abzudrucken, aber lieber soll jeder dieses Hausbuch des Lachens selbst in die Hand nehmen. Sehr witzig ist der Niederschlag der Erfahrungen mit büchersuchenden Käufern, der am Schluß steht. Die menschliche Dummheit sorgt schon dafür, daß das Lachen bei denen, die etwas weniger dumm sind, nicht abreißt. Zwei Bilder des Professor Johann Georg August Galetti am Gymnasium zu Gotha, des Vaters, und der berühmten Friederike Kempner, der Mutter des unfreiwilligen Humors, sind beigegeben.

In dieselbe Kerbe, nur sehr viel ernsthafter, schlägt die 10. Auflage von Wustmann, „Sprachdummheiten" (Berlin, Walter de Gruyter & Co., 2,80 RM.). Werner Schulze hat das berühmte Buch erneuert und wesentlich erweitert. Es kann mit Recht seinen alten Ruhmestitel auch in der neuen Fassung in Anspruch nehmen, eine kleine Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen zu sein. Es kämpft gegen alles Unechte, gegen Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit, aber auch gegen bekannten Übermut in der Verunstaltung der Sprache, der es ihren hohen Rang mit den Waffen des Kampfes zurückerobern will. Kann sein, daß in manchem übers Ziel hinausgeschossen wird, aber lieber die Bogensehne so weit spannen, daß bei ihrem Zurückschnellen das Notwendige umrissen wird, als die Spannung zu gering halten.

Zwei Bücher dienen in vorbildlicher Arbeit der Erfassung alter deutscher Volksweisheit und unverlierbaren Volksgutes: „Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen" von Eilert Pastor (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 7,50 RM.) und „Echter hundertjähriger Kalender", aufgefunden und zum erstenmal nach der Handschrift von 1652 fürs 20. Jahrhundert herausgegeben von Dr. Ernst Heimeran (München, Ernst Heimeran). Hier sind Schätze gesammelt, aus denen man lebendiges Wasser des Lebens schöpfen kann. Es ist ergreifend, wie im Bauerntum ältestes Menschheitsgut im Wissen um Sterne, Wetter und auch um die Sprache lebendig ist. Der Verfasser hat gründlichste Arbeit geleistet und faßt in dem Buch wohl alles, was noch erreichbar ist, zusammen. Die Lektüre ist wie Zwiesprache halten mit ganz alten, durchs Leben weise gewordenen Menschen mit gütigen Augen. — Der hundertjährige Kalender, den Ernst Heimeran wieder auffand, war früher nächst der Bibel das verbreitetste deutsche Buch überhaupt. Seine Prophezeiungen für Wetter und andere Dinge galten als verbindlich, und so wird er gerade jetzt wieder viele Freunde finden. 1652 wurde er vom Abt des Klosters Langheim Mauritius Knauer begonnen und bis 1658 eigenhändig fortgeführt. Er ist begründet auf astrologische Anschauungen, geht aber umfassend auf die Befriedigung menschlicher Wünsche und Notwendigkeiten ein. Er will Ratschläge geben aus langjähriger Beobachtung zur

rationellen und erfolgreichen Acker- und Landwirtschaft, zum Schutz der Ernte vor Unwetter und zum Schutz des Menschen vor Krankheiten. Knauer hat aus all diesem ein System gemacht, an das er unerschütterlich glaubt. Ernst Heimeran hat in sauberer Arbeit die Handschriften untersucht sowie die literarisch sachkundigen Anmerkungen beigegeben. *D. R.*

Die französische Außenpolitik

Die Außenpolitik einer Großmacht wird bekanntermaßen sowohl von ihren äußeren Verhältnissen bestimmt wie von den inneren. Wenn nicht überraschenderweise noch Ereignisse auftreten, die gegenwärtig niemand voraussehen kann, dann dürfte Frankreich mit dem Frühjahr 1935 im Inneren wieder eine einigermaßen dauerhafte Plattform gefunden haben. Die Regierung, mit der Flandin im vergangenen Oktober die Nachfolge Doumergues übernahm, hat auf mittlerer parteipolitischer Linie dem Land politische, wirtschaftliche und soziale Beruhigung gebracht. Die Regierung hütet sich vor Übereifer im Reformieren und hält sich an die Autorität der Sachlichkeit. Die Linke kann ihr nicht nachsagen, sie gefährde die republikanischen Traditionen — in Frankreich sind ja die Traditionen weitaus wichtiger als die geschriebenen Verfassungstexte, die niemand kennt — die Rechte kann ihr nicht vorwerfen, daß sie der Parteipolitik zuliebe Staatsinteressen oder Nationalwerte zu kurz kommen lasse. Die Wirtschaftskrise, die sich in einer guten Viertelmillion Arbeitslosen und allgemein gesunkener Verdiensthöhe äußert, macht der Regierung natürlich arg zu schaffen. Freiheit der Kritik und damit Möglichkeiten von Regierungskrisen bleiben im Hintergrund. Der Ministerpräsident Flandin, selbst ein Wirtschafts- und Finanzkenner von Ruf und liberaler Grundauffassung, lehnt es grundsätzlich ab, sich auf Arbeitsbeschaffungspolitik auf dem Umweg über die staatliche Steuer- und Anleihepolitik einzulassen. Die Reform der Luftfahrt, der Ausbau der Festungen, die Verlängerung der Militärdienstzeit, die Modernisierung und Vermehrung des Kriegsmaterials sind selbstverständlich Vorgänge von Arbeitsbeschaffung mit Hilfe des Staats. Aber der wirtschaftliche Tatbestand ist dabei nur der Effekt. Absicht und Veranlassung liegen auf dem militärischen Gebiet. Diese Art von Arbeitsbeschaffung und dazu die psychologisch geschickte Art, wie die Regierung sich zum Parlament und der öffentlichen Meinung verhält, sind indessen nicht die Ursachen für die politische Beruhigung, die eingetreten ist. Die Ursache steckt tiefer. Im Grunde hat nämlich Frankreich, haben die breiten Schichten der gesamten Bevölkerung allen Anlaß, sich selbst den Hauptanteil an dem Erfolg zuzuschreiben. Die französische Bevölkerung kümmert sich wenig um die Tagespolitik, aber der Franzose ist ein politischer Mensch. Er hat ein Gefühl dafür, was in einer gegebenen Situation zweckmäßigerweise zu geschehen und was zu unterbleiben hat. Er hat ein fast animalisches Gefühl dafür, daß Mensch und Staat zur Erde gehören, also wesentlich unvollkommen sind. Er weiß, daß nirgendwo die Bäume in den Himmel wachsen, daß es nur am Anfang der Welterschaffung das Paradies gegeben hat, aber seitdem nicht mehr. Wenn er zwischen zwei politischen Parteien zu wählen hat, nimmt er diejenige, deren Sprecher am wenigsten verspricht. Diesen Tatbestand, in einer langen Geschichte voller Enttäuschungen, Duldung und Bürgerkrieg allmählich herangereift, konnten im letzten Jahr mancherlei hitzige Straßen- und Versammlungsereignisse in Vergessenheit bringen. Nun haben die Ergebnisse der Gemeindewahlen ihn ernent bestätigt. Der gesunde Menschenverstand, das Gefühl für das Maß, für Mögliches wie Unmögliches, worauf der Franzose so stolz ist, hat am 5. und

12. Mai bei den Gemeindewahlen fürs erstemal wieder alle Hoffnungen der Extremen, der Abenteurer und Improvisatoren zunichte gemacht. Natürlich hat Frankreich nach wie vor im Inneren Aufgaben genug vor sich, aber es sind nur Tagesfragen, keine Daseinsprobleme. Und sie haben sich so eingerichtet, daß die Außenpolitik die freie Hand hat, um der Daseinsprobleme Herr zu werden, die allein von außen her an die Nation herantreten. Wie sich Frankreich dazu stellt? Am Tag nach der Erklärung, die der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler am 21. Mai im Reichstag abgegeben hat, kann der Chronist, der von Paris aus die Lage betrachtet, etwa folgendes berichten.

☼

Für Frankreich gibt es in der Außenpolitik ein Problem, das alle andern an Vordringlichkeit und Wichtigkeit überragt, und das ist das Reich. Der französischen Außenpolitik stellen sich an allen Kanten und Ecken der Erde mannigfache Aufgaben, aber, was auch immer sich draußen an Möglichkeiten und Hemmungen ereignet: es bleibt untergeordnet, es wird bloße Funktion, sobald die Frage Reich akut wird. Seitdem Richelieu es auf sich nahm, die Sicherheit Frankreichs mit den Mitteln einer Diplomatie zu verbürgen, die zwangsläufig das Reich in seiner Sicherheit und Territorialeinheit gefährden mußte, ist die Frage immer akut gewesen. Sie wird es bleiben, solange die Tradition Richelieus die Außenpolitik Frankreichs beherrscht, sei es bewußt und zielstrebig, sei es, wie zum Beispiel seit etwa 1925, so unbewußt und selbstverständlich, als gäbe es gar keine andere französische Politik. Die Frage hat sich in ihren diplomatischen Möglichkeiten von 1871 bis 1891 anders gestellt als von 1891 bis 1914; von 1918 bis 1924 wieder anders als von 1924 bis 1932. Sie stellt sich seit 1933, und zwar konkret mit dem 14. Oktober, als das Deutsche Reich den Völkerbund verließ und neue politische Wege betrat, wiederum ganz neuartig. Daladier und Chautemps blieben bis Ende 1933 noch bei den Methoden der vornationalsozialistischen Zeit. Erst ihre Nachfolger versuchten, den neuen Verhältnissen des Reichs mit neuen Methoden Frankreichs beizukommen. Doumergue glaubte, man könne die Deutschen behandeln, als seien sie nicht auf der Landkarte. Der Erfolg war, daß England und Italien beinahe so weit gingen, im Verkehr mit dem Reich so zu verfahren, als sei für sie Frankreich nicht auf der Landkarte. Der Außenpolitiker Doumergue dürfte in Frankreich heute keinen Verteidiger mehr haben. Laval und Flandin sind erheblich jünger als er, und sie fanden sich einer Aktivität des Reichs gegenüber, die beträchtlich ausdrucksklarer geworden war. Sie sind andere Wege gegangen als ihr Vorgänger, und man kann feststellen, daß ihnen in ihrem Land heute nirgendwo ein Widersacher mit ernsten Einwänden begegnet. Die Außenpolitik Flandins und Lavals hat im Grunde nichts Besonderes an sich. Sie ist unkompliziert und geht kaum auf Umwegen. Eigentlich ist sie nichts anderes als die Verwertung der Aktivposten, die Frankreich als ein Staat von Macht und Ordnung in sich birgt, plus den Chancen, die eine weltpolitische Konjunktur der französischen Politik dem Reich gegenüber neuerdings bietet. Was Flandin und Laval als das ihrige dazu tun, ist, daß sie mit Verstand, Takt und Maßhalten, Zähigkeit, Weltkenntnis und Gelassenheit, Wendigkeit und ideologischer Unvoreingenommenheit, ja sogar mit ein wenig Phantasie die Chancen Frankreichs benutzen, das heißt als gute Diplomaten handeln. Was sich dabei im einzelnen zuträgt, kann man nach mehreren Gesichtspunkten erläutern. Es gibt für Paris einen direkten und einen indirekten Weg, um das Problem Reich zu fassen, wobei es noch einen Unterschied macht, ob es sich um laufende Angelegenheiten der Tagespolitik handelt oder um Dauerprobleme.

☼

Was den direkten Weg angeht, so ist Frankreich wiederholt von den gewichtigsten Sprechern des nationalsozialistischen Deutschlands dazu auf-

gefordert worden. Die Regierung Flandin-Laval behauptet, daß sie dabei nichts Wesentliches versäumt, im besondern die Tatsache ihrer absoluten Gegnerschaft gegen die Grundsätze des nationalsozialistischen Regimes nie habe die Oberhand gewinnen lassen. Den Führern der Kriegervereine, den Kavallerieoffizieren, den Schriftstellern und Sportvereinen, eigentlich jedem, der sich in Frankreich dazu meldete, wurde von der Regierung die Erlaubnis gegeben, sich in Deutschland mit einem beliebigen Partner in Verbindung zu setzen. Bei der Abwicklung der Saarangelegenheit hat die französische Regierung ihr Verhalten so eingerichtet, daß der Reichsminister Dr. Göbbels die Loyalität Frankreichs öffentlich anerkannt hat. Ähnliches gilt für die Handelsverträge. Die Pariser Presse dürfte über Deutschland erheblich zurückhaltender berichten als beispielsweise die englische und schweizerische. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, es ginge in Frankreich deutschfeindlich zu. Von den zehntausend Deutschen, die am 17. März dieses Jahres in Paris dem Fußballspiel Deutschland—Frankreich zusahen und vor sechzigtausend Franzosen ihre Nationalhymne sangen, wird mancher gestaunt haben, wie blutwenig er davon bemerken konnte, daß am Tag vorher in Berlin das hochpolitische Ereignis der allgemeinen Wehrpflicht verkündet worden war. Der Außenminister Laval, der seinen Berliner Staatsbesuch von 1931 zu den stolzesten Erlebnissen seines Werdegangs rechnet, hat wiederholt durch seine journalistischen Freunde öffentlich andeuten lassen, daß er bereit sei, wie Sir John Simon nach Berlin zu fahren. In Krakau hat er, als er mit dem Ministerpräsidenten Goering nach der Beisetzung des Marschalls Pilsudski sprach, die erste Gelegenheit, die sich ihm zu einer persönlichen Aussprache mit einem autorisierten Vertreter des Dritten Reichs überhaupt bot, gleich benutzt. Die französische Regierung bemüht sich — aus guten Gründen natürlich — Deutschland öffentlich einwandfrei zu behandeln. Sie ist der Meinung, daß sie in dem bekannten Londoner Protokoll vom 3. Februar 1935 eine Erklärung abgegeben habe, aus der deutlich hervorgehen sollte, daß auch Frankreich zu direkter Aussprache mit Deutschland bereit sei.

Die Enttäuschung, mit der im Deutschen Reich vielfach bedauert wird, daß Frankreich zur unmittelbaren Verständigung nicht die erwünschte Bereitschaft zeige, erklärt man sich in Paris daraus, daß im Reich vielfach eine irrtümliche Auffassung von der Zuständigkeit und den Möglichkeiten Frankreichs bestehe. Nach der Auffassung des Quai d'Orsay gibt es seit der Abstimmung im Saargebiet kein Problem mehr, das in unmittelbarer französisch-deutscher Aussprache gelöst, beziehungsweise zur Lösung vorbereitet werden könne. Das Deutsche Reich zahle keine Reparationen mehr; es habe seine militärische Gleichberechtigung erlangt; der Reichskanzler Adolf Hitler habe wiederholt erklärt, daß es zwischen Frankreich und dem Reich keine Territorialfragen gäbe; mit Polen, dessentwegen Frankreich in der Zeit Stresemanns mancherlei Scherereien hatte, stände das Reich auf Freundesfuße. Für die Rüstungsfrage sei Frankreich nicht allein zuständig, zumal seitdem England an den deutschen See- und Luftrüstungen ein so betontes Interesse nehme. Die Frage Österreich werde von Mussolini als die Nationalfrage der italienischen Außenpolitik betrachtet. Was die deutschen Emigranten angehe, so gehöre es zu den ältesten Traditionen der französischen Demokratie, den politischen Flüchtlingen aus allen Ländern ohne Ausnahme so lange Asyl zu gewähren, wie sie nicht in die innerfranzösischen Verhältnisse sich mischten. Die Verlängerung der Militärdienstzeit und die Verstärkung der Rüstungsbereitschaft seien Gebote der Sicherheit gewesen, die man erst nach langem Abwarten in die Tat umgesetzt habe. Wie wenig Frankreich daran denke, das Deutsche Reich anzugreifen, beweise die Tatsache, daß es den Präventivkrieg völlig aus seinen Plänen gelassen habe, obwohl es im Reich wohl manchen gegeben habe, der ihn nach dem Oktober 1933 nicht für ausgeschlossen hielt. Man legt in Paris Wert auf die Feststellung,

daß die Reichsregierung bei der Vorbereitung der neuen Sicherheitspakte nicht vor vollendete Tatsachen gestellt worden sei. Der französisch-russische Sondervertrag sei erst abgeschlossen worden, nachdem man mit dem Reich vergeblich über einen mehrgliedrigen Vertrag verhandelt habe und es im April dieses Jahres nach Stresa mitteilen ließ, daß es keine Einwendungen machen werde. Was die Schwierigkeiten der allgemeinen deutschen Lage angeht, so liegen sie nach französischer Auffassung nicht so sehr auf dem Gebiet der Außenpolitik wie der Wirtschaft. Im Gespräch mit einem autorisierten französischen Diplomaten kann man oft Verständnis dafür finden, daß eine Bevölkerung von der Zahl der deutschen auf die Dauer größere Märkte haben muß, um sich zu innerem Frieden wirklich zu stabilisieren. Wenn man die Rede darauf bringt, daß die französische Politik, auf weitere Sicht betrachtet, ein eigenes Interesse daran haben müßte, dem Reich wirtschaftliche Erleichterungen zu verschaffen, und auch, zum Beispiel in der Vorbereitung eines erweiterten und vertieften mitteleuropäischen Handelsaustauschs, mancherlei Möglichkeiten dazu hätte, dann erfährt man in der Regel: man könne nicht von Frankreich verlangen, daß es einem Nachbarn beispringe, dessen Politik nach Auffassung beinahe sämtlicher europäischer Staaten ein Unsicherheitsfaktor geworden sei. So weit die Pariser Auffassung über den direkten Weg zwischen Frankreich und dem Reich. Es ließe sich mancherlei kritisch dazu sagen, aber das ginge dann über den Rahmen einer Chronik hinaus.

☼

Was den andern, den *indirekten* Weg angeht, so ist es kein Zweifel, daß in gewichtigen Abschnitten Frankreich der Anreger und Betreiber einer auf das Reich hingerichteten internationalen Politik ist, oftmals aber sind es auch Dritte. Frankreich ist die Zentrale, an die sich alle in der Welt gegen das Reich auftretenden Tendenzen normalerweise wenden. Paris ist gewissermaßen die Börse für alle, die mit Deutschland à la baisse spekulieren. Die Kunst der französischen Diplomatie besteht darin, sich dieses Monopol zu bewahren, aber selbst die Kurse und Engagements in der Hand zu behalten. In den Jahren von 1924 bis 1932 war, um im Bilde zu bleiben, die Pariser antideutsche Börse flau geworden. Die größen Mächte spekulierten, wenn sie an Deutschland dachten, alle auf Hausse. Sie forcierten sogar. Frankreich konnte, wenn es Deutschland gegenüber bilanzierte, zwar auf ein stattliches Depot an älteren Obligationen verweisen, aber diese Papiere waren nach und nach im Kurswert erheblich zurückgegangen, sogar der Locarnopakt. Von den kleinen Mächten, die treu zu Paris standen, waren die meisten eher eine Belastung als eine Verstärkung geworden. Das hat sich geändert. Von Rom, Moskau, aus neutralen Staaten, ja sogar aus London sind in den letzten neun Monaten ansehnliche politische Geschäfte in Paris angeboten worden. Es war so viel, daß es eine Zeitlang bedenklich nach allzuviel aussah. Die Interessen der verschiedenen Staaten waren nicht immer einheitlich. Die Aufgabe der französischen Außenpolitik lag nahe: eine Höchstzahl und ein *Höchstgewicht* an Genossenschaft zugunsten Frankreichs *zusammenzuhalten*, dann aber auch in die Buntheit und Widerspenstigkeit der Partnerschar so etwas wie eine *innere Einheit* zu bringen. Die Lösung der Aufgabe ist den Herren Flandin und Laval bisher noch nicht mißlungen. Frankreich hat um sich England und Rußland, die Kleine Entente und Italien, den Völkerbund mit fast sämtlichen seiner Mitglieder. Die Art der Verbindlichkeiten, in denen Frankreich steht, ist jeweilig verschieden. Das Ausmaß der Bundesgenossenschaft ist angepaßt den besonderen Gegebenheiten. Es gilt in Frankreich schon als ein Plus, wenn die neutralen Staaten nicht mehr für das Deutsche Reich plädieren. Man rechnet die Lage in Österreich zu den Aktivposten und ist beinahe schon zufrieden, daß Polen bisher sich gesträubt hat, mit Deutschland gegen Frankreich zu optieren. Es gibt Militärpakte, Finanzabkommen, Nichtangriffsverträge, Gentlemenagreements, Pakte auf gegen-

seitige Hilfeleistung, regelmäßige persönliche Besuche, Locarnopakt, Verabredungen über Fühlungnahme, auch noch einiges am Versailler Vertrag: es ist ein kunstvolles, aus einer großen Erfahrung systematisch mit Hilfe einer günstigen Konjunktur aufgebautes Gefüge. Seine Basis ist das Verständnis mit England, konkretisiert im Locarnopakt und aktualisiert in London, Stresa und Genf. Das französische Bündnissystem der Vorkriegszeit nimmt sich wie eine rohe Improvisation aus, wenn man es mit diesem Werk vergleicht. Die Krönung dafür ist die neue Freundschaft mit dem Vatikan, eingeleitet von langer Hand durch die Pariser katholische Intelligenz und geduldet von den Sozialisten wie den antiklerikalen Radikalen, verkündet in dem Besuch, zu dem sich Laval Anfang Januar in Rom zum Papst begab, bestätigt und zum erstenmal offen gegen Deutschland angewandt in der Rede des Kardinalstaatssekretärs Pacelli im April dieses Jahres in Lourdes, sanktioniert in dem sensationellen Schritt, den Laval — Außenminister einer Republik, die offiziell eine Katholische Kirche überhaupt nicht kennt! — zugunsten der Katholiken Rußlands bei seinem Besuch in Moskau unternahm. Die innere Einheit, womit sich diese bunte und widerspenstige Schar von Partnern und Pakten bisher zusammengehalten hat, stammt aus dem alten Lied, das seit 1933 erneut seine Anziehungskraft mächtig erwiesen hat: Bedenken vor den Möglichkeiten des Deutschen Reichs. Die Partner sind noch nicht lückenlos organisiert. Das Gefüge ist auch nicht für die Ewigkeit gebaut. Es ist ja nicht aus inneren, naturgegebenen Positionen entstanden, sondern lebt bloß von der Konjunktur einer gemeinsamen aktuellen Frontstellung gegen den Staat, der in der Mitte Europas liegt und in der Konsequenz seiner inneren Nöte neue Wege gegangen ist. Darüber und über die Gefährlichkeit der ganzen Aktion macht man sich in Paris keinen Hehl. Man verkennt auch nicht, daß man dem Deutschen Reich damit aufs neue bestätigt, wie sehr es die maßgebende Macht des Kontinents ist, zur Zeit allerdings mit umgekehrten Vorzeichen bewertet. Die zweigliedrigen Nichtangriffspakte, die der Reichskanzler Adolf Hitler am 21. Mai wieder empfohlen hat, hält man nicht für zweckgemäß. Noch nie hat ein ernsthaftes französisches Blatt und noch nie ein französischer Politiker von Wichtigkeit behauptet, die Friedensversicherungen Adolf Hitlers seien nicht aufrichtig gemeint, aber noch immer hat man in Paris das gleiche darauf geantwortet: Frankreich brauche eine Sicherheit, die den Frieden nicht den Händen des Deutschen Reichs allein überantworte, sondern ihn bei einer Machtgruppierung außerhalb des Reichs verbürge. Es ist nicht erfindlich, wie sich einstweilen an dieser Haltung Frankreichs etwas Wesentliches ändern könnte, es sei denn durch die Macht der Zeit, die ja so oder so immer noch und überall Revisionen vollzogen hat.

Franz Mariaux.

Politische Rundschau

Untergrundbahnhöfe nach Fremden von Bedeutung zu benennen, ist jetzt in Moskau Mode geworden. Die Sitte hat das Gute, daß man wenigstens weiß, wohin die unterirdische Reise der Sowjetpolitik geht. Diese Kellerwalhalla berühmter Zeitgenossen wird wohl noch manche Ergänzung erfahren, wir vermissen noch einen Benesch-Bahnhof, die Station Titulescu und einige andere, die in der neuen Staatengruppierung Europas und der Weltpolitik die den Bolschewisten erwünschte Rolle spielen.

Die Reise Lavals nach Moskau hat das vorbereitete Ergebnis gezeitigt: der Bündnisvertrag zwischen Frankreich und den Sowjets ist seitdem eine politische Tatsache. In der Fassung sind gegenüber den früheren Entwürfen Veränderungen vorgenommen worden, die es dem

Deutschen Reich ermöglichen sollen, in das Paktsystem mit einzutreten. Neben den allgemeinen Pakten — darüber muß man sich klar sein — stehen die intimeren Verbindungspfeiler militärischer Natur, die sich alle Länder Europas inzwischen zur gegenseitigen Unterstützung geschaffen haben. Außerhalb dieser Stützpfeiler steht lediglich das Reich. Die Verträge seien nicht gegen uns gerichtet, wird immer wieder versichert. Wir hören die Kunde; daß wir daran auch glauben sollen, wird man schwerlich von uns verlangen können.

Frankreich hat sich in Moskau ausbedungen, daß die kommunistische Propaganda in Frankreich unterbleiben soll. Moskau hat zugesagt, daß es die Antikriegspropaganda einstellen lassen wird, die in Frankreich erheblichen Umfang angenommen hat. Dies liegt ja schließlich im Interesse des neuen Verbündeten selbst, der die Poilus, die Zuaven und Kongoneger braucht, um den Angriffsgeist gegen Zentraleuropa wachzurufen. Die Dritte Internationale wird in Westeuropa nicht von ihrer Wühlarbeit ablassen, des kann man in Frankreich versichert sein. Weiter scheint Laval eine Anerkennung der Vorkriegsschulden des Zarenreiches zugestanden worden zu sein. Die für die Amortisation dieser Milliardenbeträge notwendigen Summen werden in neuen Rüstungsgeschäften eskomptiert werden. Schneiders erhalten auf diese Weise ihre Rüstungsgeschäfte finanziert, geschickt und doch bedenklich, denn der französischen Volkswirtschaft fließt auf diese Weise kein Exportnutzen zu.

☼

Rüsten ist die große Mode geworden, jeder sucht in Berlin den Urheber. Wie tragisch für die Völkerschaften Europas, daß sie durch eigene Agitation zu Rüstungsausgaben gebracht werden, die den letzten Rest der europäischen Prosperität verschlingen müssen! Es wäre ein leichtes, gegen die letzte Rede des englischen Ministers Eden zu polemisieren; wir wollen davon absehen, weil wir uns nicht viel davon versprechen, taktische Aussprüche als Dauerwerte zu würdigen. Wir wollen uns nur darauf beschränken, seine Ansichten über die friedlichen Absichten des Bolschewismus als einen gefährlichen Irrtum zu kennzeichnen. Die Reden der im Kreml herrschenden Männer bei den verschiedensten Gelegenheiten sind leider so eindeutig auf einen kommenden und von dem Kriegsbolschewismus gewünschten Krieg abgestellt, daß man nur annehmen kann, in England seien sie unbekannt geblieben. Sonst wäre es nicht möglich, daß von einem geschulten Diplomaten eine so irrige Auffassung verkündet wird. Ob es wohl auch den friedlichen Absichten der roten Luftflotte entsprach, daß sich ihre Vertreter nach der Erkundungsreise in der Tschechoslowakei nun auch in Litauen Landungsplätze ausgesucht haben? Die Suche nach dem Sündenbock war immer schon die übliche Taktik, wenn man im Westen eigene Schuld verbergen wollte. Das Rüstungsfieber hat die anderen ergriffen, und Moskau versteht es, sie in der notwendigen Spannung zu halten. Es wird schwer sein, hier eine Umkehr zur Vernunft zu erreichen.

☼

Das Deutsche Reich hat seinen Friedenswillen durch die letzte Reichstagskundgebung erneut klar zum Ausdruck gebracht. Die Bedingungen der Reichsregierung sind klar und eindeutig formuliert worden, jetzt hat die andere Seite das Wort. Wir sind gespannt, in welcher Form sie reagieren wird. Wir versprechen uns dabei viel von der ruhigen Überlegung der englischen Staatsmänner, die bisher in die Sicherheitshysterie des franko-russischen Blockes noch nicht verfallen sind. Allerdings steht in England eine Umbildung der Regierung bevor, die Konservativen dürften stark an Einfluß gewinnen. Bekanntlich sind die Tories stärker frankophil als etwa der liberale Simon. Aber die Probleme des europäischen Friedens sind jetzt so klar gestellt, daß eigentlich mit einer Beruhigung der Atmosphäre nach den Erklärungen der Reichsregierung gerechnet werden könnte. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß England im Herbst Neuwahlen haben wird. In Wahlzeiten

sucht die herrschende Partei gern nach praktischen Erfolgen. Wir vermuten, daß die Konservativen sie in einer Friedensaktion suchen werden, damit sie die Prosperität des Landes, das eben beginnt, sich von der letzten großen Krise zu erholen, weiter entwickeln können. Die Aussichten des Reiches sind auch deswegen nicht schlecht, weil der abessinische Konflikt vorzeitig eine Spannung mit Japan zur Folge haben könnte, die England unerwünscht ist.

☼

Italien hat bisher alles getan, was diesen Konflikt verschärfen kann. Eine gemeinsame Intervention Englands und Frankreichs in Rom scheint nicht das gewünschte Ergebnis gehabt zu haben. Jetzt ist der Streit vor dem Völkerbund gelandet, den Abessinien als Mitgliedstaat angerufen hat. Der Negus hat es bisher verstanden, seine Herrschaft dank der Rivalität der europäischen Mächte zu halten. Er wird wohl auch weiterhin die Taktik aufrechterhalten, einmal Frankreich und England, dann wiederum Italien zuzuneigen, um schließlich doch seine Unabhängigkeit zu wahren. Man wird um diese Unabhängigkeit auch kämpfen. Das italienische Volk hat keine Kriegsneigung. So wird vielleicht der Konflikt unblutig enden und Italien eine kleine Konzession ergattern. England wird sie ihm zuschieben, nur um in Afrika keinen Krieg zu haben, es steht sonst zuviel auf dem Spiele.

Mussolini, der in Afrika mit dem Schwert gewaltig rasselt, hat seine Politik im Donauraum noch nicht zu der vollen Reife treiben können. Sein Staatssekretär des Äußern unterhielt sich einige Tage lang am Lido mit Österreich und Ungarn über die Vorbereitung der Konferenz von Rom. Man war sich über alles einig, nur die Haltung der Kleinen Entente in der Habsburgerfrage macht den drei Freunden noch Kopfzerbrechen. Es wurde beschlossen, in einer direkten Aussprache zwischen Österreich und der Tschechoslowakei diese Frage zu klären, das heißt, zu ermitteln, ob man in dem Lager der Kleinen Entente wirklich noch ernsthaft auf dem Standpunkt steht, daß eine Rückkehr des Erzhauses eine Intervention zur Folge haben würde. Die Besprechung hat inzwischen stattgefunden, aber nicht das Ergebnis gezeitigt, das die Wiener Regierung gewünscht hatte. Benesch ist trotz der Volksstimmung in der Tschechoslowakei immer noch bereit, sich gegen eine Restauration in Wien zu wenden, wenn die Kandidatur eines Habsburgers bei seinen Bundesgenossen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. So hört man denn aus Rom, daß die in Stresa beschlossene Konferenz noch weiter verschoben werden soll. Diese Vertagung kann für lange Zeit gemeint sein, mindestens wird die Konferenz nicht eher arbeitsfähig werden, bevor nicht die Zustimmung zu der zu schaffenden Restaurationsformel aus Prag und Belgrad gefunden worden ist. Der Streitfall mit Abessinien soll über den Mißerfolg, den Mussolini hier offensichtlich erlitten hat, etwas hinweghelfen, deswegen die lauten Töne und Fanfaren. Zu ernst nehmen wir sie trotzdem nicht.

☼

In der Tschechoslowakei haben die vorgesehenen Wahlen zum Abgeordnetenhaus stattgefunden. Wir sind über ihren Ausgang nicht überrascht. Die erfreuliche Zusammenfassung der sudetendeutschen Kräfte mußte kommen, da die Regierungsmethoden der verflossenen Koalition sich allenthalben als vollkommen unmöglich erwiesen hatten. Wie sich die Tschechen zu der neuen Lage stellen werden, bleibt abzuwarten. Sie werden jedenfalls damit rechnen müssen, daß der ausschließlich frankophile Kurs der Beneschschen Außenpolitik nicht mehr gehalten werden kann. Die Partei des Außenministers hat eine Niederlage erlitten. Wir hatten früher schon Gelegenheit, auf die wachsenden Schwierigkeiten des geschäftigen Außenministers hinzuweisen, der zu einseitig seinen Kurs nach Paris genommen hat. Er findet im Kreise der tschechischen Parteien lebhaften Widerstand, den er nicht damit beseitigen konnte, daß er der Rüstungsindustrie durch einen Kredit von 25 Millionen Mark die Teilnahme am Russengeschäft ermöglicht hat. Die Wirtschaft des

Landes braucht andere Antriebsmittel, um die Krise zu überwinden, die immer schwerer auf dem Staatshaushalt lastet. Man möchte sich mehr nach England hin orientieren, von dem man sich wirtschaftlich mehr verspricht. So erscheint es nicht ausgeschlossen, daß Benesch nicht mehr lange der ruhende Pol bleibt, jedenfalls wird er keinen leichten Stand haben, wenn er sein Vertragswerk mit den Bolschewisten vor das Parlament bringt.

☼

Polen hat durch den Tod des Marschalls Pilsudski einen schweren Verlust erlitten. Der Marschall war die markanteste Herrscherfigur des Staates und hat ihm eine gewisse Konsolidierung ermöglicht. Ob sein Werk Bestand haben wird, hängt von seinen Nachfolgern ab, an die bald die Versuchung herantreten wird, sich der Schaukelpolitik der Franzosen wieder fester einzugliedern.

☼

Im Memelgebiet soll auf den Druck der Garantiemächte hin eine Wiederaufrichtung der verfassungsmäßigen Zustände für den Herbst bevorstehen, wo man Wahlen abhalten will. Wir mißtrauen allen Maßnahmen der Kownoer Regierung, weil wir genau wissen, daß diese eine Politik verfolgt, die in Moskau gemacht wird. Die Gefahrenzone an der Nordostecke des Reiches bedarf weiter besonderer Aufmerksamkeit, sollen wir nicht eines Tages durch Ereignisse überrascht werden, die einer Katastrophe gleichkommen.

☼

Um nun noch nach den ferneren Ländern Ausschau zu halten, möchten wir erwähnen, daß Roosevelt nach einem schweren Konflikt mit seinem Parlament wegen der Veteranenbill, die bekanntlich zwei Milliarden kosten sollte, im Senat gesiegt hat. In Amerika geht es immer noch ein wenig drunter und drüber, eine klare Linie der Aufwärtsentwicklung fehlt. Die Innenpolitik kommt wieder stark in den Vordergrund, ein Zeichen, daß man mit den Maßnahmen des Präsidenten durchaus nicht mehr so willig mitgeht wie früher. Wir behalten uns vor, zu den inneren Vorgängen in den Vereinigten Staaten einmal besonders ausführlich Stellung zu nehmen.

☼

Japan hat seine Beziehungen weiter ausgebaut. Die Fäden zwischen Nanking und Tokio werden fester gesponnen. Fast unmerklich vollzieht sich die Annäherung der beiden Staaten, aber sie macht Fortschritte und bewegt sich in der von Tokio gewünschten Bahn. Die Rangerhöhung der chinesischen Vertretung in Tokio zur Botschaft hat zur Folge gehabt, daß die Angelsachsen und die übrigen europäischen Mächte ihrerseits in China Botschaften einrichten mußten und China nun als Großmacht Botschafter im Ausland hat. Für die Emanzipationsbewegung Chinas ein gewaltiger Schritt vorwärts!

Reinoldus.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Klinghardt, Frankfurt. — Dr. Ernst Samhaber, Berlin. — Professor Dr. Friedrich Solger, Berlin. — Wolfgang Hohrath, Dresden. — Konsul Tony Kellen, Stuttgart. — Hilde Herrmann, Berlin. — Dr. Hans Pflug, Potsdam. — Wolfgang Goetz, Gütergotz bei Stahnsdorf. — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin. — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin. — Heinz Grothe, Berlin. — Prof. Dr. Friedr. Maurer, Erlangen. — Dr. Franz Mariaux, Paris.